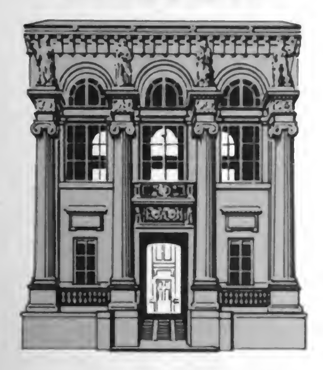
# Gesammelte Werke

Jakob Julius David







# J. J. David
# Gesammelte Werke
## Dritter Band



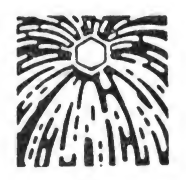


# J. J. David

# Gesammelte Werke

Herausgegeben von
Ernst Heilborn und Erich Schmidt

## Dritter Band



München und Leipzig
R. Piper u. Co.
1908

J. J. David

# Probleme * Ein Regen[...]
# Frühschein



München und Leipzig
R. Piper u. Co.
1908

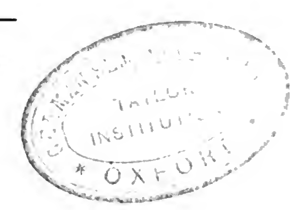
# Inhalt:




TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
20 APR 1988
OF OXFORD
LIBRARY
GERMAN SEMINAR LIBRARY
TAYLOR
INSTITUTION
OXFORD

# Probleme

## Erzählungen




# Woran starb Sionida?

Der Frühling war nach einem harten Winter ungemein schön und stark hereingebrochen. Zeitiger als in anderen Jahren belaubten sich auch die spätesten Bäume und riefen brausend und rauschend jeden zu sich, den nicht die allerdringlichsten Geschäfte ganz und ohne allen Aufschub an die Stadt banden. Schon die erste Hälfte des April brachte Tage von sommerlich unbarmherziger Schwüle. Die allgemeine Flucht aus Wien begann; sie riß auch mich fort, in einen kleinen Kurort, der in einem tiefen, fast einer Schlucht ähnlichen Tale des Wienerwaldes liegt, allenthalben von steilen und völlig bewaldeten Berglehnen umschlossen, sodaß zwischen ihnen nur noch Raum für eine lange und schmale Gasse, für die weiße und stäubende Landstraße bleibt, die sich in mancher Krümmung durch das Hügelland hinzieht.

Die Anstalt selbst war beinahe schon überfüllt. In einem Nebenbau, der zu ihr gehört, fand ich Wohnung, und da er abseits und ganz im Grünen steht, somit auch Gelegenheit, unbeirrt vom Treiben der anderen Gäste für mich und meine Gedanken zu leben. Ich konnte mich nicht völlig von der Gesellschaft abschließen,

da schon die gemeinsamen Mahlzeiten manche notwendige Berührung mit sich bringen, mußte aber keineswegs Anteil an ihren Vergnügungen nehmen, die mir schon von früherher zur Genüge bekannt waren. Neben wirklich und selbst schwer Leidenden, die sich nur mühsam weiterbringen konnten oder gar im Rollwagen geschoben wurden, fanden sich nämlich auch Leute, die nur Linderung des Ueberreizes ihrer Nerven zu erlangen wünschten, mit anderen, die hier einfach der Erholung und Kräftigung lebten, ohne darum dem Anspruche nach mannigfacher Belustigung zu entsagen. Der gewohnte Anblick der Kranken störte sie keineswegs. So bewegte sich denn ein in jedem Betrachte, nach Sprache, Stand wie Sinnesart buntes Gewirre von Menschen in den schattigen Anlagen und Laubengängen um das Kurhaus; man liebelte, zerpflückte zwischendurch den guten Ruf der Bekannten, vielleicht noch etwas mehr, als sonst an solchen Orten üblich, verabredete Ausflüge und Bälle, die denn auch abgehalten wurden. Die Frauen putzten sich nach Kräften und, da es zumeist Wienerinnen waren, über Vermögen, und alles unterhielt sich aufs beste, trotz ewiger Klagen über die unerträgliche Langeweile. Ich aber gewann beschauend und beobachtend mein Teil an der allgemeinen Lust und wahrhaftig nicht das schlechteste.

So vergingen mir die Tage still, doch nicht ohne Frucht, selbst nicht ohne ein heimlich behagliches Lächeln über manchen wunderlichen Gesellen, der hier ganz unbewußt seine Drolligkeit zur Schau stellte. Es ist hier nämlich ein offenherziger Fleck Erde. Jeder spricht am liebsten von sich und glaubt, alles müsse allen wich-

tig sein, was ihn beschäftigt: seine Zustände und seine Angelegenheiten somit in erster Reihe. So braucht man nur stillzuhalten oder herumzuhorchen, um so manches zu erfahren. Da ergab sich dieses Jahr nichts; dafür verfolgte ich desto lieber die Spiele der Kinder. Sie dürfen hier keinerlei Lärm machen, und nun war es gar zu hübsch, zu sehen, wie sie sich mit diesem strengen und für sie recht eigentlich grausamen Gebote abzufinden wußten, ohne doch an ihrer Munterkeit etwas einzubüßen, und wie der verhaltene Jubel im Gesichtchen glühte und in leuchtenden Blicken aufbrach.

Mit manchem davon hab' ich gute Kameradschaft geschlossen, die, ich hoff' es, bleiben wird. Mit Erwachsenen aber bot sich keinerlei Beziehung, nicht einmal recht Anlaß zu einer Bekanntschaft, die sich nach meiner Erfahrung nirgends so leicht schließen läßt, als an ähnlichen Oertern, und die dann alle Annehmlichkeit derer hat, die man auf Reisen gemacht: niemand ist gehalten, sich, am Ziele angelangt oder nach dem Abschiede, auch nur im mindesten weiter um den andern zu bekümmern, so freundschaftlich oder selbst innig sich die Dinge angelassen haben sollten. Man kann dabei eigentlich nur gewinnen; vielleicht der einzige Fall in jenem unehrlichen Glücksspiel, das man das Leben heißt.

Wenn ich aber zu Mittag notgedrungen an meine Tischgesellschaft gebunden und also gezwungen war, ihr gleichgültiges und nichtssagendes Gerede anzuhören, das oft unmanierliche Gehaben einzelner anzusehen, so freute ich mich desto mehr auf meine einsamen Abende. Dann saß ich in einem laubigen Winkelchen;

von ferne klang Lachen und Gekicher, leichte Schritte ließen den Kies der Wege knirschen, der Springbrunnen rieselte, und die Musik tönte gedämpft und verhallend. Durch die Krone einer alten Linde floß das weiße Licht einer elektrischen Lampe, geisterhaft und dennoch bestimmt und hell. Allenthalben war Bewegung und Leben; ich fühlte einen starken Strom an mir vorüberbrausen, der nichts über mich vermochte, und war schon so gewöhnt, ungestört zu bleiben, daß ich ordentlich aufschrak, als einmal ganz unversehens eine rauhe Stimme, die doch nur einer Frau zugehören konnte, an mein Ohr schlug: „Sie erlauben?“

Ich blickte auf. Die Dame, die vor mir stand, schob sich einen Stuhl herzu und ließ sich mir gegenüber nieder. So hatt' ich Gelegenheit, sie aufs genaueste zu mustern. Sie mußte sehr erregbar sein, denn während sie ein Weilchen zu warten hatte, bis die Aufwärterin kam, atmete sie tief und ungeduldig, und die grauen Augen, die in einem nicht mehr jugendlichen Gesichte von jenem harten Eirund standen, das man fast nur auf altbyzantinischen Heiligenbildern und bei Russinnen findet, waren in rastlosester Bewegung. Die Hand strich dabei unwillkürlich über das Haar, das reich, sehr schwarz und ungeteilt die breite und niedrige Stirne freiließ und im Nacken in einen Knoten zusammenfloß. Sie war einfach gekleidet, doch nicht ohne schlichten Geschmack; nur die Handschuhe schienen mir schon zu viel benützt, und es fiel mir auf, daß sie dieselben anbehielt auch während des Essens. Das tat sie rasch ab, als wäre es ihr unangenehm, einen Zeugen dabei zu haben; danach zwang sie sich offenbar, noch zu verweilen.

Ueber ein kurzes erhob sie sich doch; ein hart betontes: „Gute Nacht!" und sie entfernte sich mit raschen, ungleichen, wie ungewissen Schritten. Ich sah ihr nach, und die Teilnahme des Einsamen für die Vereinsamte sprach leise in mir. . . .

Fortab grüßten wir einander. Es gab sich häufiger Anlaß dazu, da wir in einem Hause wohnten. Ihr Zimmer lag zu ebener Erde; tagsüber standen die Fenster offen, und ich konnte so gelegentlich und flüchtig hineingucken. Sie war nie müßig; immer machte sie sich mit einer endlosen Handarbeit zu schaffen. Das Muster dazu hatte sie vor sich, und es trug eine Unterschrift in zyrillischen Lettern. So schloß ich, daß sie eine Russin sein möge; aber warum verkehrte sie dann mit keinem ihrer Landsleute, deren mehrere anwesend waren? Manchmal ruhte sie gerade ein wenig aus; dann bot ich ihr die Tageszeit, und sie antwortete freundlich mit ihrer heiseren Kehlstimme. Ihr Benehmen war durchwegs das einer Frau von Welt; aber sie beherrschte mehr die Formen, als daß sie ihr inne waren. Einmal fand ich sie im Walde; das Körbchen mit ihrer Arbeit stand neben ihr, die immer noch behandschuhte Rechte hielt die Nadel, und ihre Augen starrten so verloren ins Grüne, daß sie mich nicht gewahrten. Sie hatten dabei jenen verträumten Blick, den man nur bei Menschen findet, die mehr in sich als um sich zu schauen gewohnt sind. Ein Buch habe ich nie bei ihr gesehen; und als ich sie einmal abends, da sie sich mit dem bedienenden Mädchen, das den Wiener Dialekt sprach, nur schwer verständigen konnte, darauf aufmerksam machte, daß gerade dieses auch Französisch

rede, so zuckte sie gleichgültig die Achseln und sprach mit einem traurigen Lächeln: „Macht nichts. Ich kann nicht Französisch. Eine Russin — kurios, was?"

„Sie sind Russin, gnädige Frau?"

„Ja. Aus Warschau. Staatsrätin Olga Gräbert. Mein Mann ist nämlich wirklicher Staatsrat, Exzellenz. Ich hab's aber nicht gerne, nennt man mich so."

Das schien mir eine Aufforderung. Auch ich stellte mich also vor, und sie forschte: „Was für ein Doktor? Arzt oder der Rechte?"

„Keines von beiden, Exzellenz, ich bin Lehrer und schreibe nebenher."

„So? Das habe ich nie verstanden, wie man das kann. Ich lese nicht einmal."

„Das bemerkte ich allerdings schon," antwortete ich. „Und warum nicht?"

Sie machte eine Handbewegung, als würfe sie etwas fort: „Heißt nichts! Was soll's? Wozu? Nicht einmal denken kann man dabei."

Das klang mir neu. Sie gewahrte meine Verwunderung und beeilte sich, zu erläutern: „Verstehen Sie — ich kann's nicht. Nicht das, was ich will. Wenn ich sticke oder habe zu nähen, so kann ich's. Da zähl' ich meine Stiche: eins, zwei und weiter, wie viel ich brauche, und sehe doch, mitsamt dem Muster vor Augen, was mir wichtiger ist, und kann's mir vorstellen für mich." Sie sah wieder traurig und war um vieles hübscher und jugendlich weicher mit dem stillen Leidenszug und dem weinerlich etwas verzogenen Munde. Dann überlief sie ein Frösteln. Sie langte rasch nach ihrem Ueberwurf und zog ihn hoch: „Spät und kalt," sagte

sie so beweglich, daß es dem gleichgültigen Sinne der Worte widersprach: „Gute Nacht, Herr Doktor!" und ging so hastig, als wollte sie mir jegliche Antwort abschneiden.

Der folgende Tag kam grau und ohne alle Sonne. Ein ganz feines Rieseln ging und drang durch jede Kleidung. Immer meinte man, das dünne Gewölke müsse reißen, und dennoch sprühte es immer weiter. In der bedeckten Wandelbahn tummelten sich die Kinder; sie haschten einander, versteckten sich hinter Tragsäulen und Baumstämmen, ohne der fallenden Tropfen zu achten, sodaß ganz unversehens ein schwarzes oder blondes Köpfchen dort hervorlachte, wo man's zu allerletzt gesucht hätte. Ich tat, als läse ich: ein Mädchen von etwa acht Jahren, mein Liebling, schlich geduckt näher, und ich wollte es nicht bemerken. Da schlug's mir das Buch aus der Hand, blieb mit trotzig schelmenfreudigen Augen vor mir stehen und sprang hurtig und kichernd zur Seite, als ich mit bitterböser Miene nach ihm griff. Hinter mir klang ein Seufzer, ich wendete mich: meine Russin stand dort. „Gnädige Frau?"

„Sie erlauben?" Sie setzte sich und blickte stumm auf das Treiben. Danach: „Sie haben Kinder gerne, Herr Doktor?"

„Wer nicht, Exzellenz?" antwortete ich. „Da ist nichts dabei, man muß ja wohl. Aber mich wundert eines: sie mögen mich gut leiden und laufen mir zu, obzwar ich nicht mit ihnen zu spielen oder auch nur so mit ihnen umzugehen weiß, wie sie es sonst wünschen und wollen."

„Und warum tun sie das? Warum?"

„Ich glaube, gnädige Frau, sie wittern es heraus, wer ihnen gut ist. Man sagt das wenigstens von ihnen und von Haustieren auch. Es kann wohl immerhin so sein; sie haben eben noch weit mehr Unbewußtes, Ahnungen und Vorstellungen, als wir klugen Erwachsenen."

Sie wurde erregt: „Das allein macht es nicht, gewiß nicht. Man muß es ihnen auch zeigen."

„Ich glaube nicht, gnädige Frau. Manches spricht dagegen."

„Es wäre gut, hätten Sie recht," erwiderte sie ernst. „Ich wollte, es wäre so. Aber ich weiß es besser."

„Sie haben wohl selber Kinder?"

„Vier."

„Darf man die Namen wissen, Exzellenz?"

„Gewiß. Da ist Andrej, der Student, der ins Oldenburgische Konvikt soll nach Petersburg. Er ist fleißig, aber wild, sehr wild. Dann ist Anton, Elisabeth und Sionida."

„Noch eine Frage: Haben Sie alle gleich lieb?"

„Nein," entgegnete sie ruhig. „Sionida ist mir das liebste. Aber ich kann es Sionida nicht zeigen."

„Und warum nicht?"

„Weil Sionida tot ist."

Ich mag in diesem Augenblicke zusammengezuckt haben. Sie wußte es sofort zu deuten:

„Nicht wahr, Herr Doktor, furios? Wohl gar eine Närrische? Ich bin's nicht. Oder glauben Sie, ich weiß nicht, daß Sionida tot ist, wirklich tot, und so schön liegt und schläft, wie vielleicht niemand auf einem Friedhofe in Warschau? Aber an wem hängt man

am meisten? An den man oft und immer im guten denkt. Und ich tue es so mit Sionida und stelle mir vor, wie ich ihr jetzt zeigen möchte, wie gern ich sie habe, wenn sie mir nicht gestorben wäre. Verstehen Sie?"

„Nein," antwortete ich ehrlich.

„Geht jedem so! Hab's schon manchem erzählt, lauter Klugen, Doktoren. Hat mir noch keiner Antwort gewußt." Und für sich „Warum also nicht?" Dann wieder lauter: „Haben Sie Zeit, können Sie mich hören? Sie schreiben; da sollten Sie davon mehr begreifen, als die Leute, die nicht das Geschäft haben. Wollen Sie mit? Hier geht's nicht." Sie stand auf und sah mich mit starker Frage an.

„Ich stehe zu Diensten, gnädige Frau."

Wir gingen; ein kurzes Stückchen erst durch den Ort, danach auf einem Fußweg, der anfangs sachte, bald aber steil und immer steiler ansteigt. Er führte durch Buchenwald; die Sonne brach zeitweilig durch, und dann glänzte jedes versprengte Tröpfchen, und die schlanken, silbergrauen Stämme entlang lief das Licht. Uns zu Füßen lag braunes Falllaub und raschelte, wenn wir in eine der tiefen Runsen treten mußten. Ueber eine Wiese dann, welche rings von Bäumen umschlossen ist und einen kurzen Ausblick in ein freundliches und stark besiedeltes Dorf gibt, dessen rote Ziegeldächer farbig durchs wehende Laub flammen. Danach nahm uns wieder ein ernsterer Forst auf; blickten wir abwärts, dann sahen wir schon allenthalben das Blau des Himmels über den schwankenden Kronen schimmern. Ich fragte nicht nach dem Ziele der Wanderung; an meiner

Begleiterin aber ließ sich nicht eine Spur der Anstrengung gewahren. In ihre Wangen von ebenmäßig gleicher, doch keineswegs ungesunder Blässe trat nicht ein Schimmer von Rot; ihr Atem hob durchaus gleichmäßig die Brust.

Wir wechselten unterm Schreiten kein Wort. Endlich bog der Pfad durch Gestrüpp und Unterholz ins Freie. Eine einsame Bank stand da; sie setzte sich darauf, ohne zu beachten, daß sie noch naß sein mußte, und ich stand einen Augenblick lang und nahm die schöne und bedeutsame Fernsicht in mich auf. Es hatte sich gänzlich aufgeheitert, und so sah man nicht nur den tiefen und leise dampfenden Grund, zu dem die Berge im Kessel abfielen, das schöne Grün der Wiesen, auf denen die Gräser gerade im Blühen standen, so daß vor dem warmen Wehen, das darüber hinstrich, ein ganz feines Stäuben aufstieg, die vielen weißen, gelben und roten Blumen, die mit nickenden Köpfchen dazwischen wucherten, sondern überm Tale grüßten anmutig gerundet höhere Kuppen, und ganz im Hintergrunde ragten grau wie Wolken, massig und drohend stolzere Gipfel ins Blaue: die Alpen. Ich genoß und sog den Duft, den harzigen und kräftigen Geruch der Fichtenbäume, die den Ruheplatz umgaben, in starken Zügen.

Die Frau Staatsrätin wurde ungeduldig und stieß mit dem Stocke ihres Regenschirmes stark wider den Boden. Ich besann mich, nahm Platz. Sie nickte befriedigt; aus ihrem Handkörbchen langte sie sich eine Stickerei vor, rollte sie zusammen und befestigte das Fertige reinlich mit Stecknadeln. Danach zog sie einen blauen Faden ein, und während sie ein Kreuzchen nach

dem anderen machte, erzählte sie ruhig, mit stets gleichem Ton und mit unbiegsamer Stimme, die gerade dadurch sehr ergriff, ohne Stocken oder Besinnen, wenn sich ihr nicht manchmal das Wort weigerte, daß ich wohl sah, wie lebendig und stets gegenwärtig ihr alles und jeder kleinste Umstand war und immer vor der Seele stand:

„Ich bin aus Charkow. Mein Vater lebt noch: ein kleiner Beamter beim Gouvernement, Titularrat. Wir waren acht Geschwister; ich bin die Aelteste. Das ist ein Unglück. Sie begreifen? Nämlich die Mutter war viel krank; also hab' ich alles tun müssen, was sonst sie hätte zu machen gehabt. Gelernt hab' ich nichts — wozu auch? Lesen, Schreiben, das ist alles; aber geplagt hab' ich mich, mehr als einer glaubt, und von so früh wie nicht bald jemand.

„Also: ich werde sechzehn Jahre und ein hübsches Mädchen. Heißt das, so wie alle bei uns sind. Eigentlich immer lustig, wenn die Arbeit nur nicht gar zu groß und nur noch eine Kopeke im Hause war. Hatten wir die auch nicht mehr — tut nichts. Es ist immer gegangen, und ich war zufrieden. Liebe? Dummheiten! Wozu ist das gut? Bälle? Wenn man sich so mit Flicken und mit Nähen geplagt hat, daß man zu Abend nicht mehr weiß: ist das mein rechter Fuß oder mein linker? so wird man nicht daran denken, noch herumzuhetzen auch in der Nacht. Und wünscht man sich's schon einmal — was nicht geht, geht nicht.

„So bin ich sechzehn Jahre und etwas darüber, denke an nichts und will nichts. Da kommt einmal der Vater nach Hause, schickt mich aus dem Zimmer und spricht

lange mit der Mutter. Was heißt das? frage ich mich, und mir fällt nichts ein. Hernach rufen sie mich; die Mutter ist sehr aufgeregt und hat in den Händen das Zittern. Der Vater macht sein Schnupftuch immer in einen Knoten, rollt's zusammen und sieht mich streng an und schweigt. Mir wird angst — Sie begreifen, wenn man auch nicht weiß, was man angestellt haben soll. Endlich fängt er an: „Olga Michailowna, heute hat der Sekretär beim Gouverneur, Hermann Gräbert, bei mir um deine Hand angehalten. Ich habe sie ihm zugesagt, und in einem halben Jahre ist also die Hochzeit.

„Ich habe Hermann Gräbert gekannt. Das heißt nämlich, einigemale hab' ich ihn gesehen, bei uns und auch sonst auf der Straße. Da starrt er mir immer so ins Gesicht, daß ich rot geworden bin. Hat er mir gefallen? Ich weiß das jetzt selber nicht, und so sag' ich nur: „Väterchen, ich kenne ihn gar nicht." — „Aber ich kenn' ihn und weiß um ihn. Ein tüchtiger Mann; wird vorwärts kommen. Hat seine Studien und ist ein Deutscher und steht sehr gut beim Gouverneur." Und wie ich bitte, sie sollen mich noch zu Hause lassen, ich will auch noch gar nicht fort, fährt Michael Iwanowitsch auf: „Die Prinzessin! Nimmt sie, wie sie ist, ohne Kopeken, ohne Protektion, und sie weiß nicht und überlegt! Barfuß nach Kasan zur allerheiligsten Mutter Gottes solltest du vor Glück! Ein junger Mann, ein Herr, und das ziert sich!" und schlägt mit der Faust auf den Tisch, wie immer, wenn er sehr zornig ist, und läuft fort. Das Mütterchen aber fängt an zu betteln und zu weinen: „Er hat recht, Olga, mein Seelchen. Wir sind so arm, und es wird uns leichter, ist eine weniger.

Nimm ihn, Töchterchen!" — „Aber ihr braucht mich ja noch, mein' ich." — „Ach!" sagte die Mutter, „Mascha kann jetzt auch schon etwas leisten, und dann bin ich — den Heiligen sei Dank! — auch viel besser, und er ist ein guter Mensch. Nähme er dich denn sonst?" — „Ja, aber mir hat er noch nicht ein Wörtchen gesagt: Ich will dich." Da schluchzt sie auf: „Arme Mädchen und Wiesenblumen — wer wird da fragen? Er denkt, du gefällst ihm und wirst sparen können, auch in Petersburg, wohin er kommen möchte. Geld, so viel er braucht, bekommt er nicht, und er meint, nichts ist besser als etwas. Nimmst ihn, Täubchen? Er hätte freilich mit dir reden sollen — aber diese Deutschen, wer kennt sie? Nimm ihn!" Was hilft da? Ich habe in der Heiligen Namen Ja gesagt; schon die Woche darauf ist Verlobung und ein halbes Jahr später, wie es Michael Iwanowitsch bestimmt hat, ist Hochzeit gewesen.

„Mein Mann also ist ein guter Mann. Ein sehr guter Mensch. Etwas kurios, natürlich. Sehr ernst, sehr ordentlich. Er hat nie getrunken, nicht einmal ein Gläschen zur Stärkung, wie sonst alle. Er hat nie mit mir geschrieen, wenn ich etwas nicht so gemacht habe, wie er verlangt hat. Sehr akkurat war er; da hab' ich mich's versehen in der ersten Zeit, weil ich's doch nicht so gewohnt war von Hause, aber er hat doch nicht gelärmt oder geschimpft, sondern er selber hat die Sachen zurecht gemacht, daß ich mich schämen mußte vor ihm und mich sehr abmühte. Das gibt viel Arbeit, Herr Doktor, ein Mann versteht das gar nicht, wie viel. Aber — er selber hat sich auch genug geplagt. Denken Sie: vom Amt hat er Akten sich nach Haus gebracht,

und studiert hat er, ich weiß gar nicht, was alles. Ganze Nächte durch! Und mein Vater, wenn er davon hörte, sagt immer, und nickt mit dem Kopf dazu: „Ja, diese Deutschen! Das wird ein Großer, Olga, mein Seelchen, ein ganz Großer!"

„Gar keinen Fehler hat er. Er braucht nicht einen Kopeken für sich, sondern sein Gehalt, so wie er's bekommt, so bringt er's auch nach Haus. Danach hat er mit mir gerechnet: Das brauchst du für uns, das muß gespart werden. So hat es auch sein müssen, man kann ihm wirklich nicht widersprechen. Er ist nicht jähzornig; aber mit so einem wird man leicht fertig; ist nie unfreundlich mit mir gewesen, nicht einmal. Freilich, ich hab' mir manchmal gedacht, etwas anders, etwas könnt' er sein. Tut nichts — er war doch eifersüchtig. Da kommt einmal zu uns ein Offizier — er war mein Vetter und lange im Kaukasus gewesen — und ich lache mit ihm wie früher, wenn er meine Eltern besucht hat — er ist auch gar zu lustig und kann Gesichter schneiden und allen nachmachen — und Hermann ist nur ein kleines Weilchen bei uns und setzt sich dann und liest. Und auf einmal dreht er sich um: „Die Ohren tun mir weh vor deinem Lachen," und schaut mich an, daß ich wirklich erschrecke und gewußt hab' bei mir: du, Olga, er versteht keinen Spaß. Ich hab' mich gefürchtet vor ihm, und darum bin ich immer zu Hause geblieben bei den Kindern. Drei Jahre war ich verheiratet, und drei hab' ich gehabt. Dazu die Plage und das Kochen — ich war oft müde und habe mich wieder nicht getraut, ihm was zu sagen. Da hat er aber kein Einsehen gehabt, nicht das mindeste; immer dieselbe Magd, halb blöde und

schlumpig und hinter jedem Soldaten, aber billig; keine bessere, daß die Frau sich ruhen kann oder acht geben auf sich und die Kinder.

„Endlich nun wird Hermann versetzt, nach Petersburg, in ein Ministerium. Das teilt er mir mit, knapp, aber nichts mehr, nicht was, nicht wie. Wir übersiedeln, und schon vorher setzt er mir alles auseinander: So wird es und so muß es sein. Wir werden Gäste bei uns sehen, seine Kollegen, vielleicht sogar Vorgesetzte, wenn's gelingt. Ich ängstig' mich unterm ganzen Fahren, wie wird das möglich sein? Die Kinder? Wie das richten, ich allein in der teuren Stadt? Denn daß kein Mädchen mehr genommen wird, das hab' ich vorher gewußt. Es ist auch so gewesen. Wohnung hat er selber gesucht und gemietet. In einem großen, ganz neuen Hause. Wir sind im Sommer hingezogen. Die Gänge haben nach Kalk gerochen, und es war schrecklich heiß, daß ich oft geglaubt habe, ich gewinne keinen Atem. Dazu ist das eine große Zimmer in eine enge Gasse hinaus, die häßlich und übelduftig war. Ich richte alles her, kaufe nach, was fehlt und doch nötig ist. Immer und immer zu Fuß, oft kann ich nicht weiter, verirr' mich in der ungeheuren Stadt, daß ich die Beine nicht mehr spüre und mich einmal auf einem großen Platz — viereckig, mit Bäumen rundherum — auf eine Bank hinsetze und weine wie ein Kind. Aber — macht nichts, ich bin fertig geworden. Die Stube wird Salon und sehr hübsch hergerichtet; eine kleinere, auch sehr schön, für Hermann zur Arbeit und für den Empfang; noch eine, ganz klein, auf den Flur hinaus, daß man immer Gas brennen muß und einen Vorhang vor dem Fenster ha-

ben — dort hab' ich geschlafen mit den Kindern. Jemand muß doch achtgeben auf sie auch bei der Nacht, und wer hat das alles tun sollen? Ich, natürlich. Als aber erst alles in Ordnung war — es ist dabei daraufgegangen, was wir uns erspart haben — da war ich sehr froh und doch wieder traurig . . .

„Sich eingewöhnen in einer fremden Stadt ist immer eine böse Sache für eine Frau, die schon anderswo ganz lange ihre eigene Wirtschaft gehabt hat. Zum Beispiel für mich. Da waren in Charkow meine Leute und der und der, den ich schon gekannt habe von aller Kindheit. Ich habe mich mit ihnen ausreden können, und Neuigkeiten hat man mir zugetragen, mehr als ich verlangte. Aber hier? Keine Seele kümmert sich um mich, niemand schaut sich um nach mir, oder grüßt mich, der gar niemand bin ich. Und dazu das Leben in den Gassen! Wenn ich einkaufen geh', so staun' ich nur: Equipagen, Mietwagen, Reiter, Offiziere, Trachten, von denen man nie gehört hat. Gar im Winter: Bälle, Theater, nichts als Unterhaltungen. Und wenn ich mir noch so oft sag': Das ist für die Reichen, nicht für einen kleinen Tschinownik, wie dein Mann, oder für sein Weib, so antwortet man sich doch wieder häufig: Und warum bist du nicht reich? Das fällt einem in einem kleinen Ort nicht so ein, und das ist schlecht gedacht, Herr Doktor! Der Mensch hat sich nicht solche Wünsche und Einfälle zu machen, sondern er soll die Dinge nehmen, wie sie kommen.

„Wir sind freilich später manchmal ins Theater gegangen. Aber nur in die Oper; Se. Exzellenz der Minister, bei welchem Hermann gearbeitet hat, war ein

großer Kunstfreund, aber nur für das Erhabene, Ernste, Klassische. Und man will doch gesehn werden von Leuten, an denen einem etwas liegt, wenn man schon wohin geht. Aber dort ist es teuer, Herr Doktor, furchtbar teuer. Und Einnahmen, so wie andere in ähnlichen Stellungen haben, gab's nicht: der Minister war sehr reich von Hause aus und also streng in solchen Angelegenheiten, und hört er davon, dann ist überhaupt kein Vorwärtskommen mehr. Ein Mittlerer beim Staat ist ohnedies am schlimmsten daran; Sie begreifen: man sieht ihn schon und man sieht ihn noch. Da hab' ich denn solche Auslagen anderwärts einbringen müssen, und ich hab' mich dabei doch nur gelangweilt. Jetzt singt der und dann ein anderer, und die Musik macht Lärm, und dann singen alle, nichts Lustiges, nichts, wo man lachen kann dabei. Kein Wort versteht man recht. Und unsere Gesellschaften? Es sind Kollegen gekommen und ein alter General. Das trinkt Tee, raucht und raucht, langweilt sich, spricht nichts Gescheites, gähnt heimlich und geht wieder fort. Erst die Jungen! Sie glauben, sie müssen mir Süßigkeiten sagen, sind geziert oder unhöflich, parfümiert, aber so, daß man den schlechten Spiritus durchriecht, mit dem das Parfüm gemacht ist. Dabei die beständige Angst um die Kinder, die immer wilder werden, ob auch keines etwas Schlechtes macht, vor Hermann, ob ich dem nicht mit jemandem vielleicht zu freundlich bin — ich hab' wirklich an Heimweh gelitten, viel und stark.

„So kommt die Butterwoche — unser Fasching, wissen Sie. Da wird Petersburg toll. Man hört nichts wie Lärm, wie Trubel. Ich habe nichts davon, lebe wie

eine Klosterfrau, nur nicht so heilig oder gut. Einmal bin ich wieder aus zum Einkaufen. Vor dem Admiralitäts-Palast spür' ich eine Hand auf meiner Schulter; ich kehre mich um: hinter mir ist eine Dame, sehr elegant angezogen, feiner Pelz überall. Sie kommt mir bekannt vor, aber dunkel, und ich weiß nicht, wo ich hin mit ihr soll in meiner Erinnerung. Sie aber strahlt vor Freuden: „Ach Olga Michailowna, mein Liebchen! Sind Sie auch hier? Daß ich Sie treffe!" und streckt mir beide Hände hin. Ich schlage ein, aber ungerne und so gewiß zögernd, und sie fängt wieder an: „Kennen Sie mich nicht mehr? Wir sind ja Landsleute und waren Freundinnen. Ich bin Eudoria Prussow. So schnell vergessen Sie! Oder sind Sie stolz geworden?" und mustert mich dazu und lacht, daß es mir gar nicht gefällt.

„Jetzt fällt sie mir ein. Sie war wirklich auch aus Charkow, und damals, wie sie noch als Mädchen lebte, haben die Leute nicht gewußt, ob sie wirklich schlecht ist oder nur leichtsinnig. Sie hatte nach Petersburg geheiratet, und was man später zuhause von ihr erzählt hat, das war nichts Gutes. Aber am Ende, man freut sich doch, sieht man wen aus der Heimat so weit davon. Sie ist auch nicht loszubekommen, nennt mir jeden Schlitten und jeden Wagen, wem er gehört und wer darin sitzt, und man läßt sich ja doch so gerne belehren, und schwatzt zwischendurch ohne Aufhören davon, wie vertraut wir früher gewesen sind. Darüber weiß ich nichts, aber: ‚Lüg' du und noch einer,' sagte ich für mich. Und ohne daß ich es selber merke, begleitet sie mich bis dorthin, wo wir wohnen. Vor dem Tore bleibt

sie stehen: „Also da hast du dein Nestchen?“ — „Ja,“ antworte ich. — „Und in welchem Stocke?“ — „Im ersten natürlich,“ gebe ich ganz stolz zurück. — „Und weißt du, wer dein Nachbar ist?“ — „Nein, geht mich doch auch nichts an.“ Da lacht sie wieder, so wie vorhin. „Na, du wirst es schon noch erfahren; eine hübsche Frau lebt ein halbes Jahr oder noch länger mit Boris Kamenski auf einem Gang und weiß nichts davon! Aber besuchen muß ich Sie, mein Mütterchen!“ und ist schon weg, ehe ich noch ein Wort sagen kann. Fort und verschwunden. Ich aber steige hinauf; die Kinder raufen natürlich wieder. Ich stifte Frieden, richte mich her und denke noch: gefallen möchte die Freundin Hermann nicht; aber, er muß ja auch nichts davon wissen. Ich will mich auch schon wieder von ihr freimachen. Hübsch ist sie, aber frech und geschminkt. Und heute bin am Ende ich die Schönere von uns; wissen Sie, das zu glauben wird einer Frau immer wohltun.“ Sie hielt ein Weilchen inne und nickte sinnend mit dem Kopf; hierauf begann sie eine neue Weinbeere — aus Trauben und Weinlaub bestand das Muster — seufzte tief auf und fuhr fort:

„Es vergehen einige Tage, und Eudoxia kommt nicht. Ich bin recht froh und hoffe schon, sie hat mich vergessen. Da klopft es; ich bin in der Küche, mache also selber auf, und sie tritt herein in vollem Staat, in Seide und Marder. Sie streift den Handschuh ab: ich seh' Brillanten da, Brillanten dort, und wie sie mir die weiße Hand gibt, da schäm' ich mich: nichts wie Blasen und Schwielen. Eine Taglöhnerin hat's nicht ärger, und ich kann es auch nicht mehr verlieren. „Ich

hab' keine Zeit," sag' ich ganz zornig, und sie: „Macht nichts, ich bleib' da bei dir, Seelchen," zieht sich richtig einen Sessel zum Herd und schwatzt drauf los und lacht, daß ich mitlachen muß. So nebenbei holt sie aus mir heraus, wann die Kinder mit Mascha nach Hause kommen, wann Hermann, und ob ich Kamenski wirklich nicht kenne. Ich seh' ihr scharf in die Augen: „Ich lüge nicht, wissen Sie, Eudoxia Pawlowna." Sie wird verlegen, macht einen Spaß darauf und läuft über ein Weilchen fort. Die ist abgetrumpft, rede ich mir ein, und ich schweige also ganz von ihr.

„Als kleines Mädchen find' ich einmal vor vielen Jahren, wie wir Blumen pflücken,, ein ganz kleines, sehr hübsches und grünes Pflänzchen im Wasser. Ich nehm's nach Hause und setz' es, damit es mir frisch bleibt, in ein Gefäß, weil es mir so gefällt. Tags darauf sind schon einige darin, eine Woche vielleicht und ich sehe gar kein Wasser mehr, so hat das Kräutlein gewuchert. Das war Eudoxia Prussow. Immer wieder kommt sie zu mir und auf Sachen, die ich eigentlich nicht hören darf. Fahr' ich auf, so lenkt sie ab. Werd' ich ruhiger, beginnt sie ihr Spiel von neuem; lobt mir Kamenski, wie reich er ist, wie freigebig, was für ein Kavalier. Sie geht von mir zu ihm hinüber, daß ich ihr nachschauen muß, unwillkürlich. Zeigt mir einmal sein Bild — und er war ein schöner Mann. Gardeoffizier, also die prächtige Uniform. Ich begreife immer noch nicht recht, was das soll. Aber ich muß an ihn denken, mich kümmern, was er treibt. Da huschen Damen, verschleiert, über den Gang, da trägt der Diener schwere Körbe — die langen und übersilberten Hälse von Fla-

schen gucken vor; da hört man singen und jubilieren bis in mein Zimmer, wenn ich einmal zum Schlafen zu abgemattet bin. Ihm selber weich' ich aus; einmal trifft er mich, will mich anreden. Ich aber schlag' die Tür heftig zu und sperr' ab, daß das Schloß knackt.

„Ich habe mich später oft gefragt: was hatte sie nur davon? Das weiß ich nicht herauszubringen, und es martert mich auch. Doch — kurz will ich sein. Schon den andern Tag kommt sie also; diesmal so hübsch und so reich angezogen, wie noch nie: viel Schmuck und teueren. Ich schrei' auf sie ein; sie zuckt die Achseln. Wie ich mich ausgelärmt habe, fragt sie ruhig, was ich von ihr will, was sie dafür kann. „Ist dir was geschehen? Darf man mit dir nicht reden? So eine große Dame?" Da bin ich natürlich im Unrecht. Und dann wispernd: „Du klagst, wie schlecht du es hast, und es ist so in Wahrheit. Ich zeig' dir, wie du dir helfen kannst. Genießt du deine Jugend?" — „Nein," muß ich antworten darauf. — „Nun, da ist ja dein Mann. Gibt er dir, was du brauchst?" — „Ja, gewiß." — „Ja, aber wie einer Magd, und weil du ihm die sparst. Aber sonst — hast du Kleider, wie sie sich gehören? Schmuck? Siehst du etwas von der Welt?"

„Nein, aber es ist einmal nicht anders möglich."

„So?" spottet sie. „Denkst du, ich habe meine Sachen von meinem? Und keine Fürstin könnte besser leben, als ich. Und ich habe Mitleiden mit dir. Da ist ein Herr, ein wirklich großer Herr, den die schönsten Frauen von Petersburg geliebt haben. Er aber liebt nur dich, ist ganz voll von dir, gäbe dir, was du begehren kannst: Diamanten, alle Unterhaltung, daß du keine

Sorge mehr hättest. Und sie? Weggelaufen ist sie, die Prinzessin!"

„Es ist ein Unrecht. Eine große Sünde."

„Sünde? Kann sein. Unrecht? Wieso? Nimmst du deinem Manne was? Nein. Du gibst nur einem andern auch etwas."

„Wenn aber Hermann dahinter kommt, es merkt?"

„Sie lacht nur recht frech: „Habe noch keinen gesehen, der etwas gemerkt hätte, Seelchen. Du glaubst nicht, wie dumm sie sind. Willst mit Kamenski sprechen? Sag's, wo und wie. Ich bestell's ihm."

„Darauf laß ich mich gar nicht ein. Sie tut zornig, geht fort und ist auch richtig durch vielleicht drei Wochen nicht gekommen. Desto häufiger seh' ich Kamenski. Er grüßt mich immer, achtungsvoll, wie man nur eine Dame grüßen kann, redet mich aber nie an. Aber was mir Eudoria vorgesungen hat, das klingt nach; es schmeichelt, von so einem Manne begehrt zu werden. Dabei hat er etwas in den Augen, ganz eigen: so dreist und so wie befehlend. Und schon der Gedanke, daß ein Mann etwas von einer Frau weiß, bindet sie an ihn; man ist einander nicht mehr fremd, und er weiß sicher alles, die Schlechte hat's ihm gewiß zugetragen. Ich muß ihn mit Hermann vergleichen; das war für diesen nicht zum guten. Und dabei lächelt er immer, wenn er mir begegnet; überlegen und jedesmal sicherer. Man konnte ihn hassen dafür und wußte sich nicht davor zu helfen. In der Seele aber wächst mir die Sehnsucht nach Genießen; ich glaube, ich wäre gestorben in dieser Zeit für einen tollen Tanz, für eine Fahrt, wie man's nur in Rußland kennt: der Wagen ächzt, die Hufe klappern, der Wind

pfeift einem ums Gesicht. Verstehen Sie, Herr Doktor?"

„So geh' ich wieder einmal an mein tägliches Geschäft, schicke nach Hause, was wir brauchen, schaue, daß ich heimkomme. Vor dem Haustore steht Kamenski, ganz, wie wenn er auf mich gewartet hätte. Er grüßt mich, ich danke; danach geht er auf mich zu und hält mir die Hand hin. Ich spüre eine dumpfe Angst — aber bin ich ein kleines Kind? Ich schlage ein, und er schaut mich dann an: hell, fröhlich, übermütig, daß ich verlegen werde und zu Boden sehe. Er hält meine Hand fest; ich glaube, ich will sie losmachen, und kann es nicht. So, neben ihm steig' ich die Stufen aufwärts, bemerke, die vierzehnte ist schon ausgetreten, und ängstige mich: da kann Andrej fallen, toll wie er ist. Und der Weg dauert lang und will gar kein Ende nehmen; mir ist, als schleppte ich mich nur so, und wie eine Flamme züngelt es von Kamenski zu mir. Ich zähle jede Fliese und weiß doch nie: Was wird? Wo bin ich? Was dann? Sein Mund verzieht sich spöttisch; es kocht in mir vor Wut. Da hör' ich: „Mütterchen, hilf mir, sie erschlagen mich!" gellend. Das ist Elisabeth; ich mache einen Ruck — meine Hand ist frei, das ganze Wüste, was mich beklemmt, ist wie weggeblasen; ich stürze durch die Küche ins Zimmer. Mascha ist natürlich nirgends. Drin kniet Andrej auf seinem Schwesterchen und schlägt sie; Anton hilft ihm dabei. Ich prügle wild; weiß dazwischen: du bist ein Tier; und kann nicht anders, muß einem Zorn Luft machen gegen die ganze Welt, der in mir frißt. Alles schreit, ich mit; auf dem Gange klingen Männertritte, die ich durch den

Lärm höre. Und mitten hinein kommt Hermann, ganz glücklich und unerwartet: „Olga!" und küßt mich und denkt in seiner Freude zuerst an meine Plage, seitdem wir verheiratet sind. „Du sollst es besser haben, bald, sehr bald. Ich bin um viel vorgerückt, über viele Vordermänner. Wir gehen nach Warschau."

„Ich will mich freuen, kann's nicht, bin wirr und beklommen. Habe eine stille Angst. Wovor? Ich richte her, wir essen; Hermann merkt mir nichts an, und ich muß an Eudoria denken, wie wahr sie gesprochen hat. Ueberhaupt — der Teufel lügt nicht, das ist ganz falsch. Er sagt nur nicht die Wahrheit, die uns nützt, oder wir verstehen ihn nur nicht. Hermann geht fort, und jetzt wird's in mir klar, und ich kniee vor dem Heiligenbilde nieder, das wir in der Stube haben, weine, bis ich schluchzen muß und die Kinder still und besorgt um mich herumstehen. Küsse das Bild der heiligen Olga, das ich an meiner Brust trage, bin und benehme mich wie närrisch, wie eine Verrückte. Denn: wie, wenn Elisabeth nicht schreit? Hermann mich nicht findet, auf den Flur tritt, mich kommen sieht von dort, wo ich nichts zu suchen habe? Ich kann's mir nicht ausmalen, was dann geschieht, aber mich schaudert.

„Und die Furcht vor jener Stunde kann ich nicht loswerden. Eudoria kommt — ich werfe sie hinaus; Kamenski grüßt — ich kenn' ihn nicht mehr. Man glaubt gar nicht, wie leicht man frei wird, wenn man nicht mehr glaubt, daß sie einen gebunden haben, und nur sich recht losmachen will. Aber ich bin doch im Innern unfrei; mehr, mir ist, wie wenn man mit dem Gesicht in ein Spinnennetz geraten ist. Man fühlt die

Fäden überall, und lange noch, nachdem man sie los hat, ist dort etwas Fremdes, Unangenehmes. Wir übersiedeln nach Warschau — ich kann nicht froh sein; die Aufregung, die Reise, die neue Stadt, das bessere Leben helfen mir nicht. Ich richte alles für ein viertes Kind; ich bin ganz gleichgültig, ohne Furcht, ohne Freude. Der Schrecken hat sich mir in die Seele geschlagen; da sitzt er manchmal still, und danach flattert er wieder in mir." Sie verlor sich wieder in sich; unbewußt starrte sie tief ins hellere Himmelsblau, seufzte, beugte sich über ihre Arbeit.

„Ich muß mich tummeln," hub sie wieder an, noch einen Faden zwischen den Zähnen, den sie losgebissen hatte, „es wird sonst zu lang. Am Tage der heiligen Sionida, also am 11. Juni, hab' ich ein Mädchen geboren, schwer, man hat gefürchtet, daß ich sterbe. Der Heiligen zu Ehren ist's getauft. Es ist mein Liebling" — ein stiller Glanz kam in ihr Auge — „und ich hab' Ihnen das schon gesagt. Sie ist jetzt acht Jahre alt; das heißt: noch einige Wochen, und sie wäre es.

„Und könnt ich Ihnen nur beschreiben, was für ein Kind das ist! Sie würden dann mich und alles begreifen. Aber das ist unmöglich, man kann sie sich gar nicht vorstellen. Schön ist sie, mit braunen Haaren, und das Gesicht ist schmal und still und wie keines auf der Heiligenwand in einer Kirche. Nie heftig, nie ungeduldig; nie, daß sie nach etwas begehrt wie andere. Und Augen hat sie, so besonders und ruhig und klug! Ich habe sie noch nie schreien gehört um etwas, oder auch nur weinen. Nur einmal.

„Aber — es ist kurios: vom ersten Tage an, wo

mich Sionida anschaut, spüre ich: etwas stößt mich zurück von ihr. Ihr Blick erinnert mich an etwas; ich weiß nicht gewiß, was es ist, aber ich empfinde dunkel, an etwas, das ich gerne vergessen möchte. Ich kann sie nicht herzen und küssen wie die anderen, wenn sie mich ansieht. Ich will, aber ich kann's nicht, muß mich zwingen, und je länger, so schwerer wird's mir. Und wie sie wächst und immer klüger wird und ich den Unterschied zwischen ihr und den andern klarer begreife, wird das stärker, fast wie ein Grauen. Schläft sie, dann kniee ich gern vor ihrem Bettchen nieder, das in meinem Zimmer steht, küsse ihr das Händchen, aber ganz leise, damit sie ja nicht die Lider aufschlägt und mich mit den Augen anguckt, die blinzeln konnten und verständig und traurig waren von der Stunde ab, wo sie sich geöffnet haben für das Licht. Und einmal glaube ich zu begreifen, woher das kommt: hätte ich mich vergangen und gesündigt, wie ich nahe daran war, als ich sie trug, dann müßte ich sie lieben oder hassen. Aber so — man muß ihr gut sein, weil sie schön und süß ist, und ich bin doch fremd, weil ich die Angst wieder durchlebe, die ich gelitten habe. Sie wissen ja, damals. Die steht für mich in ihren Augen.

„Und noch dazu verlangt sich Sionida nach Zärtlichkeit. Das begreift die Mutter bald, und es jammert mich, wenn ich sehe, wie sie sich müht, damit ich lächle auf sie und sie in den Arm nehme. Mein Herz tut mir weh, und ich kann doch nicht. Da sitz' ich einmal ganz im Dunkeln und glaube, ich bin völlig allein, wie ich spüre — etwas drängt sich an mich, nahe, ganz nahe. Es schlägt in mir zum Zerspringen; ich streichle ihr den

Kopf, und sie ist still, so still, spricht kein Sterbenswörtchen, daß ich höre, wie sie schneller und wie glücklich atmet. So geht es eine halbe Stunde, und wir sind beide froh. Da klopft's: die Magd kommt mit dem Licht. Ich bin wieder fremd und wie behext gegen Sionida, die betrübt und trippelnd wegschleicht. . . .

„Dazu quälen sie die Geschwister. Nicht im Bösen, nein, nicht einmal Andrej. Aber sie wollen, sie soll mit ihnen spielen, oder tanzen, oder lärmen. Und das will sie nicht und kann sie nicht. Ich bitte Sie, Herr Doktor, sie ist ja so schwach. Und komm' ich einmal heim, und sie kauert in ihrem Eckchen und schaut rundum wie ein kleiner Vogel, dem man ins Nest sieht, so weiß ich, sie haben sie wieder einmal aus gutem Herzen gemartert. Und ich kann nichts dagegen. Warum ist sie auch so anders? Kann's nicht; denn gerade weil ich sie so viel lieber habe, als alle, fürcht' ich immer, ich könnt' ihnen unrecht tun gegen sie. Und das darf nicht sein. Aber eine Freude machen will ich ihr, und weil ich sehe, daß sie mit Püppchen gar keine Lust hat, nur mit Lebendigem, so bring' ich ihr einmal ein ganz kleines Hündchen, mache versteckt die Tür auf und schiebe es hinein zu ihr. Das rutscht ungeschickt auf dem glatten Fußboden, spreizt jämmerlich die Beinchen, winselt, und Sionida schlägt die Händchen ineinander, ruft: „Mütterchen!", und lockt, lockt, hebt es auf und tut ihm schön. Und „Mütterchen" hat sie es geheißen, nicht anders, und war ganz selig damit.

„Ich bin nicht gerne mit Sionida ausgegangen. Manchmal hab' ich es doch müssen; da hat sie Mütterchen immer mitgenommen und acht auf ihn gegeben.

Lief er voraus oder kam ein Wagen, dann hat sie ihn mit ihrem süßen Stimmchen zurückgerufen; denn ihn an der Leine führen, das tat sie nicht. So bin ich wieder einmal mit ihr auf dem Spazierweg, wir sind am Ende der Gasse, wollen um die Ecke. Da rollt's, ein Wagen jagt vorbei. „Mütterchen!" ruft Sionida ganz schrill, furchtsam. Es scheint zu spät: ein Huf trifft das Hündchen, und sie stürzt hinzu, die sonst nicht einmal gehüpft ist, hebt es auf, küßt es. Ein Beinchen war gebrochen und es jammert sehr, sie aber weint, weint unendlich. Ich spüre, wie mir's durchs Herz geht mit einem Rucke: ein Tier, ganz ohne Seele, kann man das so gern haben? Sich so ängstigen? Oder gilt das wem anderen und sie weiß nur nicht, wohin mit ihrer Liebe?

„Auch hat sie sich nicht lange mit Mütterchen gefreut; nicht mehr, wie sein gebrochenes Beinchen geheilt war. Sie hat es nicht fortgestoßen, aber keine Lust hat sie mehr damit. Immer hat sie wenig gegessen, wie ein Vögelchen; jetzt fast garnichts. Aber sie sitzt mir stundenlang am Fenster und starrt auf die Straße. Spricht man sie an, verfärbt sie sich, staunt. Ich rufe den Doktor; er untersucht sie, weiß aber nichts, findet nichts. Aber — sie muß sich legen, wird immer schwächer. Rück' ich ihr die Kißchen, dann lächelt sie matt, küßt mir die Hand, sucht mein Auge. Und jetzt, wo ich ahne: mein Töchterlein stirbt, ertrag' ich den Blick. Nicht ohne Kampf, aber ich kann es. Dann nickt sie zufrieden, schläft ein. Und so erlischt sie mir wie ein Lichtchen, niemand weiß, was ihr gefehlt hat. Man sagt, sie wäre schwächlich gewesen. Aber, Herr Doktor,

wie viele schwächliche Kinder werden stark und alt! Warum sie nicht?

„Ich selber habe sie geschmückt und aufgebahrt, nach allen Bräuchen unserer allerheiligsten Kirche. Sie war wunderschön, Herr Doktor! Danach hat man sie fortgetragen. Ich aber bin ins Grübeln gekommen; ich hatte Zeit dazu, denn mein Mann war gestiegen, so rasch, daß es mich schwindelte: Jahr für Jahr. Es geht uns gut, sehr gut. Aber mich freut's nicht. Alles hätt' ich haben können, was mich einmal verlockt hat, hab' es — ich mag's nicht. Wieder wie früher möcht' ich mich plagen, nur damit ich nicht denken muß, immer, immer, bis mich die Aerzte hierher geschickt haben. Es hilft mir nichts; ist so teuer und wird mir nichts nützen. Garnichts tut mir gut, eh' ich nicht Antwort hab' auf eine Frage, die ich mir gestellt habe und auf die ich nichts weiß. Manchem hab' ich's erzählt — war keiner klüger als ich. Mit ihren Messern haben sie in der Toten danach gesucht — ich hab's durchgesetzt, daß es Hermann erlaubt hat — und sie haben es nicht herausbekommen. Und nun frag' ich Sie, Herr Doktor, den letzten. Sie sollen das begreifen, weil Sie schreiben und sich besser auskennen in den Menschen, als die gewöhnlichen Leute; denken Sie nach, sagen Sie mir's: Woran starb Sionida?"

„Ich weiß es nicht," antwortete ich in heftiger Bewegung.

Sie zuckte ungeduldig und geringschätzig die Achseln: Drei Jahre studiere ich darüber und grüble, und in drei Minuten wollen Sie Antwort haben! Nein, denken Sie

nach und dann schreiben Sie mir's und ich will's Ihnen zahlen, so reich Sie nur wollen. Verstehen Sie?"

Wir gingen heim. In den Gründen lag ein feines Blauen und klomm zart und unbestimmt höher und höher. Wir schritten bergabwärts, es rauschte leise im Geäst, und ein später Vogel rief durch das Raunen einen kurzen hastigen Ton. Wir kamen zum Kurhause; schon schimmerten seine vielen Lampen und brachen Gassen Lichtes in das ernstere Dunkel. Eine Kniegeige sang mild und klagend, vor der Anstalt selbst standen viele Leute, schwatzten, lachten, vergnügten sich nach ihrer Art. Ferne Musik, ein lebendiges Leben. Sie machte vor dem Tore Halt: „Denken Sie daran!" rief sie in ihren spröden und rauhen Lauten, drückte mir fest die Hand und verlor sich mit behenden Tritten im Schatten eines Baumganges.

Ich habe die Frau Staatsrätin nicht wieder gesehen. Schon mit dem andern Morgen mußte ich abreisen, ohne auch nur Abschied nehmen zu können. Aber ich vergaß ihrer nicht. Oft taucht mir an stilleren, nachdenklichen Abenden ihr merkwürdiges Bild auf, daß ich erschrecke, so bestimmt glaube ich sie reden zu hören; öfter noch allerdings ein Kindergesichtchen, das ich doch leibhaftig niemals erschaut: schön, schmal und still, wie keines auf der Heiligenwand einer Kirche, und mit Augen, die blinzeln gekonnt und das Licht empfanden vom Tage der Geburt. Damit sieht sie mich trauervoll an, dünne Lippen zucken und ein süßes schwaches Stimmchen fragt, von sich selber, wie das Kinder lieben, in der dritten Person sprechend: „Woran starb Sionida?"

# Die Schwachen

Der Bauernhof wollte nicht einschlafen. Noch nie hatte die Bäuerin die Mägde so oft und zu so später Stunde vom Ziehbrunnen wegscheuchen müssen als in jener Nacht vor Ostern, noch nie hatten die Tiere in den Ställen so viel und so heftig an ihren Ketten gezerrt. Das klang dann gell und häßlich durch das schwere Dunkel. Endlich war alles still; nur ein starker Wind fuhr mit Brausen durch das Tal. Er trank die letzten weißen Streifen fort, die von den unfernen Kuppen des Odergebirges herüber fast gespenstig durch die Finsternis leuchteten, und rauschte mächtig in den kahlen Kronen der Bäume. Mit wahrer Beklommenheit horchte die alte Frau darauf, spähte nach dem einsamen Lichtschimmer, der aus einem einzigen Fenster des Hauses brach: „So verstört ihm alles die erste Nacht! Dann soll er Ruhe finden!" seufzte sie.

„Wer denn, Mutter?"

Sie schrak zusammen. Es war so dunkel, daß sie niemanden hatte kommen sehen, daß sie dieser Anruf ganz unerwartet betroffen hatte. Nun erhob sie sich von der Bank, auf der sie gesessen. Auch jenes Lichtlein, danach sie so ängstlich ausgespäht, war erloschen, und sie konnte nun auch schlafen gehen.

„Du bist's, Thomas?" sprach sie dann. „Wo warst denn so lang? Und du weißt doch, daß dir die Nacht kein gut tut!"

„Die Wege sind schlecht, und es hat seine guten drei Stunden hin und zurück bis zur Tante Marie. Ich hab' wissen wollen, wohin sie morgen in die Kirche gehen. Also zu uns. Aber wer kann keine Ruh finden, Mutter?"

Sie wurde ärgerlich. „Das kannst dir denken," erwiderte sie heftig, doch leise. „Oder weißt wirklich nicht, daß dein Bruder heute heimgekommen ist?"

„Ja so, der Heinrich ist wieder da! Dann möchtest du freilich am liebsten auch dem Wind das Pfeifen verbieten."

„Du bist schlecht, Thomas, schlecht und neidig!"

„Und ein Krüppel, den keiner mag," ergänzte er.

„Du bist kein Krüppel, das weißt du. Nur schwach bist du. Aber schlecht muß du nicht sein darum. Du weißt gut, daß er so lang fort war und nicht zu Haus bleibt."

„Umgekehrt wär dir's gewiß lieber, Mutter!"

Sie wurde ernstlich böse. Er erkannte das daran, daß ihr das Tuch von den Schultern glitt und sie vor Eifer nicht darauf achtete. „Du weißt am besten, daß das nicht wahr ist," rief sie. „Aber soll ich mich nicht freuen, wenn mir der Aeltere wieder einmal im eigenen Bett schläft, statt bei fremden Leuten? Und warum nicht? Weil du neidig bist und nicht weißt, was Gott ist, und was das heißt, jemandem danken?"

„Was soll ich denn dem Heinrich danken?"

Sie merkte, daß sie zu viel gesprochen habe. „Dem

Heinrich? Wer spricht vom Heinrich? Gott, uns allen sollst du danken, statt uns jede Freud' zu verderben. Und jetzt geh schlafen, hörst?"

Mit raschem Griffe zog sie ihr Tuch höher und ging. Thomas Grenzer sah ihr nach. Dann pfiff er nachdenklich und gedehnt einen Takt und folgte ihr langsam. Es ward ganz stille im Hofe, der dem ersten Ostertage entgegenträumte; nur die Bäuerin grämte und härmte sich und konnte keinen Schlummer finden. Wie hatte sie sich auf Heinrichs Heimkehr gefreut, und nun —? Fast wollte sie dem Jüngeren grollen, fast verwünschen, was sie für ihn getan. Aber er war ja so schwach, so kränklich! „Ja, der Thomas, der Thomas!" Sie wiederholte diese Worte, bis sie über ihrem eintönigen Klange einschlief.

Auch Heinrich Grenzer hatte eine schlechte Nacht gehabt. Zu Fuß war er das weite Stück Weges von der Haltestelle der Eisenbahn nach Hause gegangen; einsam wollte er nach so langer Trennung die Heimatserde beschreiten. Schon diese Wanderung durch die ihm vertrauten und dennoch so fremd gewordenen Gefilde brachte manche Erregung; dann aber war ihm die Mutter gedrückt und nicht so herzlich erschienen, als er wohl erwarten durfte, sie zu finden. Ueberdies fehlte ihm sein gewohntes Wiegenlied: das gemach verzitternde, nimmer stumme, lang nachhallende Gedröhne der Großstadt, das ihn einzuschläfern, dann, anschwellend, wieder zu wecken pflegte. So fand ihn denn schon das erste Licht wach. Er erhob sich, tat seine besten Kleider an und verließ vorsichtig und leise das Haus. Jeder Schritt weckte ihm Erinnerungen, wie er so durch den

elterlichen Grund zu einem kleinen Bühel hinanstieg. Hart vor den Scheunen hatte er den letzten Streit mit dem Vater gehabt, den Zwist, der ihn für lange Jahre von der teuren Schwelle verbannte. Damals mußte er schweigen, nun aber, wo er vielleicht sprechen, sich rechtfertigen gekonnt hätte, nun war es zu spät . . .

Er ging sinnend weiter. Ja, sie waren beide Dickköpfe gewesen, sein Vater und er. Aber, das empfand er, der alte Mann hatte ihn immer lieb gehabt, lieber als den Thomas, und er begriff auch, wie sehr es den stolzen Bauern schmerzen mußte, als sich sein Aeltester plötzlich, kaum daß er die Mittelschule, das Militärjahr hinter sich hatte, weigerte, den Grund zu übernehmen, dort weiterzuarbeiten, wo seine Ahnen gesessen und geschafft hatten. Und dennoch fühlte Heinrich, daß er nicht anders handeln gekonnt. Oder hätte er die Mutter anklagen sollen? Die Mutter, an der er so hing? Was die tat und wollte, mußte das Beste sein. Das glaubte er heute so fest wie damals, da man die Fichten zuerst auf dem kahlen Berge hinter ihrem Hause angepflanzt, den Häuslern zum Jammer, die so wiederum eines Weideplatzes für ihre Ziegen verlustig wurden und nicht wenig über die Härte der Großbauern klagten. Er blickte nach der Schonung hin; die hatte sich ganz gewaltig ausgewachsen, während er ferne war.

Er sah nach der Uhr. Es war noch früh am Tage, und so umzog er in einem großen Bogen das Dorf. Nur wenige waren schon wach; die feiertägige Stille um ihn, der Anblick der geputzten Menschen taten ihm wohl. Mancher sah ihm verwundert nach; er meinte langsam zu gehen und sputete sich dennoch mehr, als es

ein Bauer an Festtagen tut. Ab und zu grüßte einer; er achtete nicht darauf. Aber erkannt wurde er von niemandem. Wer sollte auch seiner gedenken, fünfzehn Jahre, nachdem der Großbauer Grenzer seinen Buben verstoßen hatte, weil sich der aufs Studium tun wollte? Auch diesen ersten Morgen hatte er sich anders ausgemalt, da er klopfenden Herzens heimgekehrt war.

Die Mutter allein erwartete ihn; in der guten Stube hatte sie dem hohen Feste, dem lieben Gast zu Ehren decken lassen. Das geschieht sonst zum Frühmahl nicht. Der Thomas war schon fortgegangen, und nun mußte der Heimgekehrte berichten. Er staunte, in wie wenige Worte sich die harten Kämpfe so vieler Jahre bringen ließen. Sie horchte wortlos, da er von den Entbehrungen der Studentenjahre, der Pein des Stellungsuchens erzählte, und seufzte manchmal leise. Nur einmal legte sie ihre braune Hand wie liebkosend auf seinen Arm. Er blickte lächelnd auf; sofort zog sie diese zurück und sah schämig zu Boden. „Ich hab' nur wissen wollen, ob's noch der alte ist. Aber der ist stark geblieben, ein rechter Bauernarm, Heinrich!“

„Er hat auch rechtschaffen arbeiten müssen, Mutter,“ erwiderte er ernsthaft.

„Nun, und der Herr hat's dir gesegnet! Siehst du, daß ich gewußt habe, was ich begehr', und daß es dir gut gehen muß? Und hast dich doch so lang bitten lassen!“

Ein Schatten flog über seine Stirn. „Lassen wir das, Mutter, das paßt schlecht zum Ostersonntag.“

„Du trägst mir's nach, Heinrich?“ Sie schrie beinah in Seelenangst.

„Nein, Mutter. Aber es wäre mir viel erspart geblieben, hätt's anders sein können. Aber" — er wollte einlenken — „herausgeputzt hast du dich heute!"

Sie lächelte wieder. „Weißt, wenn ich schon wieder einmal mit meinem schönen Sohn zur Kirche gehen kann! Das war schon gar lange nicht mehr. Und ich möcht's heute ganz so haben wie damals, wo der Thomas noch nicht auf der Welt und wie er noch klein war. Er kommt heute auch nicht zum Mittag nach Haus. Jetzt aber" — sie blickte nach der Pendeluhr, einem Stolz des Hauses — „jetzt aber: mir scheint, wir könnten gehen. Es ist hübsch weit."

Die Dorfstraße war belebter als sonst wohl. Buben haschten halbwüchsige Mädchen und bedrohten die Kreischenden mit Gertenhieben, wie das hier üblich ist am Ostersonntag seit altersher. Geputzt bewegten sich kleine Leute der Kirche zu; Großbauern, ihrer Würde und ihres eigenen Kirchenstuhles eingedenk, schritten behäbig den gleichen Weg. Mancher kam von weither; er mochte Pferde im Stall haben und ging doch zu Fuß, denn es ziemt sich, daß auch das liebe Vieh an einem solchen Tag seine Ruhe habe. Die Sonne schien hell, und die braunen Furchen der Felder, das junge Grün der Wiesen, alles erschimmerte übergoldet. Oft mußten Mutter und Sohn stehen bleiben; man sprach sie an, man wechselte die üblichen Redensarten, hieß den Heimgekehrten willkommen. Heinrich entsann sich fast aller wieder; selbst ihre Spitznamen fielen ihm wieder bei. Viele darunter waren seine Genossen auf der Schulbank gewesen; die hatten längst ihr eigenes Heim gegründet, und wenn er sie nun sah, stark, behäbig, selbst-

bewußt, und erwog, wie er alleinstünde in der Welt, wie das einzige Wesen, welches ihm zugehörte, die alte Frau an seiner Seite sei, dann wollte ihn ein starkes Gefühl der Heimlosigkeit überkommen, ein gewaltiges Sehnen zugleich, derselben ein Ende zu machen. So sah er denn ernst drein während des ganzen Weges, wußte dabei wohl, daß man ihm das als Stolz auslegen werde, und konnte doch nicht anders. Nur einmal lächelte er doch: ein Riese, ungeschlachte Kraft in jeder Bewegung, zog vor Frau Katharina und ihm ehrfurchtsvoll den runden Hut. „Das ist der Janko, weißt, der bei uns gedient hat, und den seine Annerl schlägt," flüsterte ihm die Mutter zu. Der Gedanke, daß dieser Mann, dessen Kraftstücke das Staunen aller gewesen waren, sich von seinem Weibe, von einem hübschen, blonden, schmächtigen Geschöpfe, schlagen lasse, erschien ihm denn doch zu spaßig.

Sie betraten die Kirche, und es war Heinrich wiederum, als wollte ihn heute alles wehmütig stimmen. Die einfachen und doch so würdigen Formen des lutherischen Gottesdienstes griffen ihm unendlich ans Herz; junge, blühende Gesichter waren allenthalben, wohlgeschulte Stimmen sangen die alten Osterlieder mit. Die Sonne schien durch die Fenster, ihre Strahlen ließen manch blondes Haargeringel wie Gold erglänzen. Er kannte keines der Mädchen mehr: die Gespielinnen seiner Jugend waren wohl längst allesamt ehrbare Eheweiber.

Eine nur schien ihm bekannt. Sie saß neben einer früh gealterten Frau, und nur aus der Aehnlichkeit mit der Tante Marie, für die er knabenhaft geschwärmt und

deren Bild, wie sie in jungen Jahren gewesen, ihm noch hell in der Seele stand, meinte er ihre Tochter erraten zu haben. Gewiß, das konnte nur die Lise sein, bei deren Taufe er vor langem in den Ferien zu Gaste gewesen war. Er konnte sich nicht satt sehen an ihr; es war ein gar zu liebes, reines Gesichtchen, das sich andächtig über das Gesangbuch neigte, während die Stimme des Mädchens wie ein helles Glöcklein durch den Chorgesang tönte. Ihr Anblick machte ihn fröhlich; er beschloß, nicht zu warten, bis ihn die Mutter bekannt machen werde, denn hier wäre ihm ihr gleichmäßiges: „Mein Sohn, der Fabrikdirektor" unerträglich gewesen.

Während also der Kantor mit einem kunstvollen Orgelsatz den Gottesdienst beschloß, während des Gedränges, das nun entstand, entwischte er Frau Katharinen. Er hatte einen Scherz vor; klopfenden Herzens, ob ihm der wohl gelingen werde, wartete er.

Ein übles Vorzeichen bedünkte es ihn, daß der Thomas mit den beiden kam. Er war seinem Bruder keineswegs feind — wer Opfer für einen anderen bringen mußte, wird diesen nie hassen, weil er sich besser fühlt — aber er mochte doch nicht gern mit ihm zu tun haben. Trotzdem trat er auf das Mädchen zu, ohne des Thomas zu achten. „Grüß Gott, Lise!" sprach er und hielt ihr die Hand hin.

Sie sah ihn neugierig und fragend an, dann tat sie ihre Hand in seine. Er aber zog sie an sich und küßte sie herzhaft auf die Stirn.

Sie erschrak. Große, blaue, verdutzte Kinderaugen schauten sich um, ein kleines Mündchen verzog sich schmollend und weinerlich; der Mutter kehrte sie sich zu.

„Aber ich kenn' den Herrn garnicht," kam es gedehnt über rote Lippen.

„Mein Bruder, der Heinrich!" beeilte sich Thomas zu erläutern.

„Der Vetter Heinrich?" Mit unverhohlener Neugier musterte ihn nun Lise. Er gefiel ihr offenbar; stark, breitschultrig stand er vor ihr, wie einer, der sein Anteil an dieser Erde hart erkämpft hat und nicht gewillt ist, auch nur das kleinste Teilchen dessen aufzugeben, was er sich erstritten. Ihre Blicke glitten an dieser mächtigen Gestalt aufwärts, dann huschten sie prüfend, vergleichend zum anderen hinüber. Dabei schüttelte sie leise den Kopf; daß die beiden einander auch gar so unähnlich sahen!

Thomas mochte empfinden, daß dieser Vergleich unmöglich zu seinen Gunsten ausfallen könne. „Wir müssen gehen," mahnte er mürrisch, „adjes, Heinrich." Er nahm den Arm des Mädchens, die alte Frau folgte. Heinrich Grenzer aber verweilte noch auf dem Kirchenplatze. Seine Mutter hatte sich zu ihm gefunden, er aber achtete ihrer kaum, er blickte dem Kleeblatt nach. Plötzlich wandte sich Lise; eine Blutwelle schoß Heinrich ins Gesicht: offenbar, sie hatte sich nach ihm umgesehen.

Auf dem Heimweg hatten Mutter und Sohn die Rollen gewechselt. Sie war ernst, er vergnügt, fast lustig. Halbwegs holten sie einen ein; von ferne her schon erkannte ihn Heinrich: so merkwürdig breitspurig konnte nur der Janko daherschreiten. Seine Pfeife war ausgegangen; nun stand er am Wegeraine und mühte sich, Feuer zu schlagen. Heinrich bot ihm eine

Zigarre, er betrachtete das Ding mißtrauisch, dann steckte er sie ein. „Ihr erlaubt doch, Herr?"

„Gewiß, Janko. Und wie geht's sonst?"

„Man schind't sich, Herr Direktor, aber es geht."

„Und was macht die Annerl, Janko?"

„Nu, was die Weiber alle machen."

Heinrich bezwang sein Lachen kaum. „Alle? Es werden doch nicht alle ihre Männer hauen, wie die Annerl dich."

„Haut sie mich, Herr Direktor?"

„Die Leute sagen so."

„Dann wird's schier wahr sein." Der Schwamm hatte endlich Feuer gefangen, Janko tat ihn auf den Tabak und saugte mächtig am Rohre.

„Und du läßt dir's gefallen?"

Frau Katharina zupfte ihren Sohn am Aermel, und er setzte sich wieder in Bewegung. Neben ihnen her trottete aber Janko, dem es offenbar wohltat, sich über diesen Punkt einmal gründlich aussprechen zu können. „Ja, was wollt Ihr denn da tun, Herr Direktor?" seufzte er.

„Man könnte fortlaufen, Janko."

Der Riese schüttelte abwehrend den Kopf: „Das schickt sich nicht für einen Mann."

„Oder man könnte zurückschlagen."

Janko blieb stehen: „Herr, das geht auch nicht. Ihr dürft mir's glauben. Ich hab mir oft gedacht: giebst ihr eins. Aber es geht nicht, Herr. Ich bin stark, und sie ist schwach. Sie bleibt mir ja unterm Hieb. Wäre sie nur so stark wie ich, dann wär's gut. Mit einem, der

so ist wie ich, kann ich raufen. Aber sie ist zu schwach, Herr, und da ist nichts zu machen."

„Du magst schon recht haben, Janko."

„Hab' ich's?" Der Starke rief's ganz erfreut. „Hab' ich's, Herr Direktor? Wissen Sie, sie sagt immer, ich bin so dumm. Freilich, sie ist gescheit, ich glaub, die Kaiserin kann's gar nicht mehr sein. Aber — ich muß nach Haus. Gute Ostern, Herr Direktor!"

„Gute Ostern, Janko!" antworteten Mutter und Sohn.

Der Ostersonntag verlief, wie er sollte: still, ruhig, friedvoll. Frau Katharina war selig, daß ihr Heinrich aß, wie sich's gehörte, daß er fröhlich war, wie dereinst. Sie ging sogar gegen Abend mit ihm in den Feldern spazieren. Erst mit dem Dunkel kam Thomas heim: er war bei der Tante, dann im Wirtshause gewesen. „Und er weiß doch, daß ihm das Trinken nicht gut ist," klagte die Bäuerin bekümmert ihrem Aelteren. „Er tut's auch sonst nicht, er muß sich rein geärgert haben."

„Vielleicht, weil ich wieder da bin," meinte Heinrich.

„Fängst du auch an? So schlecht ist er nicht. Aber die Lise wird muckisch gewesen sein."

Auch der Ostermontag verlief freundlich. Wieder gingen Heinrich und Frau Katharine zusammen in die Kirche; diesmal aber horchte der Mann nur nach einer bekannten Stimme, freute sich, als er die aus dem Gesange aller herausfand, musterte das Köpfchen, dessen zierliches Rund von einer Fülle goldbrauner Haare umgeben war. Auch Lise schien es ahnend zu empfinden, daß sie beobachtet wurde, sie neigte sich tiefer auf

ihr Gesangbuch, und Heinrich hätte beschwören mögen, daß sie rot geworden sei. Sie tat aber dennoch ganz vertraut, als sie der Vetter vor der Kirchentür anredete. Sie selbst sprach wenig; dann wußte sie so allerliebst zu lachen, daß es eine Freude war. Beim Abschiede — wieder drängte der Thomas darauf — hielt er ihre Hand lange fest und sah ihr in die Augen. Sie errötete darüber; das ließ ihr so gut, daß sich Heinrich abermals freute.

Dafür war es fortab daheim desto ungemütlicher, Frau Katharine ersichtlich gedrückt, Thomas heftig und oft betrunken. Er kommandierte im Hofe herum; zumeist und am lautesten dann, wenn er den Aelteren in der Nähe wußte, just als ob er zeigen wollte, daß er denn doch der alleinige Herr im Hause sei. Das kränkte den weiter nicht. Frau Katharinens kummervolles Gesicht aber griff ihm ans Herz. So wanderte er denn viel in der Gegend umher, die gerade in jener Zeit ihre kargen Reize am freigebigsten entfaltete. Jeder Hügel bot weite Fernen; schon stand der Schwarzdorn in Blüten; allgemach begann das Weiß des Kirschbaumes zu erglänzen. Ihn berührte das wie nie gesehen, das Bedürfnis nach Aussprache aber empfand er kaum. Wie hätte er das auch befriedigen wollen? Zu erzählen hatte er der Mutter nichts mehr. Frau Katharine verschloß ihre Kümmernisse in sich, wie sie's gewohnt war. Vom Bruder aber schied ihn eine ganze Welt, und sie waren in allem zu sehr verschieden, als daß gemeinsame Erinnerungen, das Angedenken junger, einträchtiger Tage sie hätte verbinden können.

Gern sprach er bei Tante Marie vor, und in ihrem

niedrigen Witwenhäuschen ward ihm eigentlich noch am wohlsten. Er durfte nicht alle Tage kommen, was er freilich am liebsten getan hätte; das litt die Lise nicht, die ganz resolut zu befehlen wußte. Dann setzte er sich auf eine große Kiste — „Die geht mit mir, wenn ich einmal heiraten tu'," hatte ihm das Mädchen gesagt — und sah ihr zu, was sie flink bei der Arbeit war. Denn es lag ihr viel ob, und er merkte gar wohl, wie knapp es den Leuten gehen mußte. Oft sann er, wie er ihnen helfen könne. Ihm wollte kein Mittel einfallen; mit Geld war da nichts zu machen; sie waren stolz. Aber das Bild der kleinen Base wurde ihm ein getreuer Gesellschafter, verwob sich mehr und mehr mit seinem Sehnen nach einer Seele, mit der er alles teilen, der er alles mitteilen könne, wurde ihm desto wichtiger, weil er mit niemandem von ihr sprechen konnte. Die Mutter hörte nicht gern davon; einmal gedachte er des Mädchens, und als er auf die Frage, was ihn denn so sehr zu Tante Marie zöge, geantwortet hatte: „Die Lise!" da erschrak sie förmlich. „Um Gotteswillen! Du wirst doch nicht? Das dumme Mädel!" Er hielt es für einen Ausbruch des Stolzes, mit dem sie auf ihn blickte und dem kein Weib gut genug für ihn dünkte. Den ahnenden Aufschrei vernahm er nicht, in den sie ausbrach, kaum daß er sie allein gelassen hatte; er hörte ihr schmerzliches: „Ich werd' ihm wieder weh tun müssen! Ich werd's wieder müssen!" nicht.

Heinrich Grenzer hatte im Leben wenig zu tun gehabt mit Frauen, geliebt nur eine: seine Mutter. Er war der Erstgeborene; zwei Geschwister, die dann ka-

men, waren rasch nacheinander weggestorben, kaum daß sie in die Welt geguckt hatten. Nach jedem neuen Verlust klammerte sich die Bäuerin mit desto schmerzlicherer Zärtlichkeit an den einen, der ihr verblieben, der also Gelegenheit fand, die ganze unermeßliche Fülle von Liebe, welche eine Mutter spenden kann, auszukosten, zu genießen, zu vergelten, durch eine unbedingteste Hingebung. Als dann der Thomas geboren ward, da war Heinrich halberwachsen und verständig genug, um zu begreifen, daß dieses Kind, welches aus einer Krankheit in die andere fiel, besonderer Pflege, besonderer Rücksicht bedürfe; es erklärlich zu finden, daß sich das ganze Hauswesen fortab um den neuen Ankömmling drehen mußte. Dann, als er nach dem letzten großen Streit mit dem Vater in die Welt gegangen war, ohne andere Unterstützung als das Geringe, das ihm die Mutter heimlich zukommen lassen konnte, da hatte er mit sich selbst viel zu viel zu tun gehabt, als daß er an wohlfeile Abenteuer hätte denken mögen. Danach stand ihm sein stolzer Sinn auch nicht. Noch war ihm kein Weib begegnet, von dem er gewünscht hätte, es möge sein bleiben; es waren wohl auch die besten nicht, die ihm entgegengetreten waren. So hatte er sich denn allgemach in das Gleichmaß seiner Tage eingesponnen, wohl gar geglaubt, er sei wunschlos geworden; denn frühe Sorgen, harte Arbeit hatten ihn arg mitgenommen. Nun empfand er, daß er noch wünschen könne, nun befiel ihn ein Grauen, gedachte er seiner einsamen, stillen Wohnung im lauten Fabriksgebäude, des gleichgiltigen Dienergesichtes, das dem Müden darin den Willkomm bot. Er verglich die Lise im Geiste mit allen, die er

kannte, und sie schien ihm wahrer denn alle: echt und naiv, wie er sich sein Weib wünschte. Sein Bauernblut regte sich mächtig: ein Ekel überkam ihn vor überfirnißter Bildung, vor erlogenen Schmerzen, wie sie ihm so oft begegnet, wie er sich alle Städterinnen nunmehr dachte.

Die Lise schien ihm anders.

Ob auch besser? Darüber sann er nicht nach. Aber ihn wollte bedünken, er gewönne die Heimat wieder, die er so schwer vermißt, nach so harten Kämpfen aufgegeben hatte, wenn er ihre beste Blume mit fortnahm in sein neues Heim. Es war ein fremdes Sehnen in ihm; nicht als hätte er sich verhehlt, wie viel geringer die Bildung des Mädchens sei neben seiner, als hätte er nicht empfunden, daß seine Neigung stärker sei als ihre. Aber selbst das war ihm nur ein Anreiz mehr; es schien ihm hold, sie an sich heranzubilden, bis sie ihm ebenbürtig in jedem Betrachte zur Seite stünde; die halbkindliche Zuneigung, von der sie ihm so manchen, er glaubte unbewußten Beweis gegeben, zu entfachen zu rechter Liebe an der Glut der seinen. Es war vielleicht die Frühlingsluft, die so herb und dennoch lind über die Wiesen strich, geschwängert vom Dufte feuchten Grases, die ihn also aufrührte und dennoch so laß im Denken machte; aber wenn er neben der Lise saß, ihre Hand in seiner, dann schien ihm sein Leben zwecklos, zöge er so einsam von dannen, wie er gekommen. Und war das nicht auch das beste Mittel, ihrer Not, die ihm täglich mehr ins Herz schnitt, ein Ende zu machen?

Eine Aussprache, eine offene Erklärung suchte er darum doch nicht. Mit der schien es ihm nicht zu eilen;

ein Freier, den man leichten Herzens abwies, war Heinrich Grenzer nicht, und es gefiel ihm gar wohl, wie es nun einmal war, es freute ihn zu sehen, wie sich eine knospende, herzlichere Neigung betätigte, während das Mädchen nie jener Achtung vergaß, die er beanspruchen durfte. Einmal war er der Entscheidung allerdings ziemlich nahe: sie hatten gescherzt und gelacht und sahen nun selbander in die fallenden Schatten hinaus. Und da, mit dem ersten Stern, der aus dem Dämmern aufstieg, fragte er sie plötzlich und unvermittelt, ob sie mit ihm fort möchte, für immer fort aus der Heimat. Sie nahm es fast wie einen Scherz, sah ihn scheu und dennoch schalkhaft an: „Du, dann müßten sie aber gnädige Frau zu mir sagen, wie zu der Frau Zuckerfabrikdirektor?" wurde dann plötzlich rot und verwirrt und schlug die Augen nieder: schon wollte sie Heinrich an sich ziehen, als plötzlich der Thomas erschien. Da riß sich das Mädchen los und sprang behende ins Haus; Thomas ihr nach, und sein häßliches, blutleeres Gesicht sah noch fahler aus, als gewöhnlich. Zum erstenmal kam Heinrich der Gedanke, es könne zwischen den beiden vielleicht doch ein Verhältnis bestehen, enger als bloß verwandtschaftliche Bande bedingten. Aber das schien ihm wiederum nicht gut möglich, und wenn — den Nebenbuhler scheute er nicht! „Einmal hat's mir der Thomas abgewonnen, weil er schwach ist," sprach er vor sich hin, „kommt er mir diesmal ins Gäu, dann könnten wir quitt werden."

Zu Hause — er hatte einen weiten Umweg gemacht — fand er die Mutter arg verstört. Thomas war früher heimgekommen, unsicheren Ganges, und hatte mit

der Bäuerin eine lange Unterredung gehabt. „Er muß fort, fort, fort," hatte er dabei so laut, mit der Faust auf den Tisch schlagend, geschrieen, daß man's im Flur hören konnte, „fort, oder es gibt was. Du hast ihn hergebracht, du mußt ihn wieder fortschicken. Es ist kein Platz für uns zwei." Heinrich beachtete an jenem Tage nichts, nicht einmal die rotgeweinten Augen Frau Katharinens. Er war mit sich und seinem Entschlusse im Reinen, und das beschäftigte ihn viel zu sehr, als daß er auf anderes hätte achten können. Die Bäuerin aber kämpfte sichtlich mit sich. Einmal begann sie schon: „Du Heinrich . . ." Da er sie aber ansah, schwieg sie alsbald. Nur als er schlafen ging, fiel sie ihm aufschluchzend und ganz unerwartet um den Hals. Er streichelte liebevoll und zerstreut ihre Wangen: „Was hast du denn, Mutter? Du wirst mir ja nervös wie die Weiber in Wien."

Es ist ein eigen Ding um ein Mutterherz. Die arme Frau konnte davon erzählen, wie bittere Leiden es mit sich bringt, mit seinem Empfinden zwischen zwei Kinder gestellt zu sein, immer uneins, immer gleich zwei wilden Füllen gewaltsam an getrennten Strängen zerrend; immer den Mittler spielen zu müssen, wo es keine Vermittlung gibt, keine andere Lösung, als daß einer dem anderen weiche. Immer hatte bislang der Bessere den schlechteren Teil gezogen; sie wußte, daß es auch diesmal nicht anders werden könne, mußte sogar selber dahin arbeiten, so sehr sich ihre tiefste Seele dagegen sträubte. Sie war müde und ängstlich darüber geworden und mußte sich dennoch sagen, daß ihr der schwerste Kampf eigentlich noch bevorstünde.

Aber — sie wollte ihn doch hinausschieben, solange es irgend ging. Das konnte ihr doch gewiß niemand verargen. Auch lebte noch eine letzte Hoffnung in ihr. Vielleicht hatte den Thomas seine Eifersucht verblendet, vielleicht dachte Heinrich gar nicht an die Lise. Das dumme Mädel! War es denn die gar wert, daß man so viel Herzeleid ertragen mußte um ihretwillen? Sie zürnte ihr, zürnte, so groß war der Einfluß des Thomas, die Furcht vor ihm in ihr geworden, selbst dem Aelteren und brach dennoch immer wieder in ihren Klageruf aus, so oft sie sich unbeachtet wußte: „Ja, der Thomas, der Thomas!"

Auch im hinteren Geheg, wo die Tante Marie wohnte, ging es derweilen verstört genug zu. Die Lise lachte nicht. Eine Entscheidung, vor der ihr bangte, empfand sie nahe. Von Kind auf wußte sie sich dem Thomas bestimmt, und es war Glück genug, Großbäuerin zu werden, daß man über manche Mängel des Bewerbers hinwegsehen durfte. Nun nahte ihr ein anderer, Begehrenswerterer, der ihr unbedingt besser gefiel, dem sie's auch offen genug gezeigt hatte, der ihr aber doch fremder war, wenn über die Fehler des älteren Freiers Gewöhnung ihren mildernden Schleier gebreitet hatte. Es war kein Zweifel, Heinrich war ihr wert; Thomas aber sicher. Auch fiel ihr plötzlich bei, wie alt, wie klug der Heinrich eigentlich wäre, wie wenig sie für ihn passe. Sie machte sich Vorwürfe und glaubte doch keine zu verdienen: das mindeste übellaunige Wort der Mutter zwang ihr Tränen ab, und sie hieß sich dann unglücklich und bedauernswert. Sie ersehnte den Sonntag, der — sie ahnte es — Lösung aller

Wirrnisse bringen mußte, denn es war der letzte, ehe Heinrichs Urlaub ablief, und zagte dennoch davor.

Nach einer Reihe von Regentagen brach der Sonntag schöner an, als man hätte erwarten dürfen. Noch im letzten Augenblick wollte die Lise gar nicht mit in die Kirche gehen. Ihre Mutter war schon bereit, einsam die Wanderung anzutreten; da sprach das Mädchen: „Just!" und putzte sich heraus, so gut sie's konnte. Und um den Hals tat sie ein Granatenkreuzchen, das sie vom Thomas hatte und das er gern an ihr sah; das Haar aber legte sie so, wie es dem Heinrich immer am besten gefallen hatte, und flocht ein blaues Band hinein. Mit trotziger Verzagtheit besorgte sie das alles und sah nun den Dingen entgegen, die da kommen sollten. Singen aber konnte sie jenes Tages vor innerer Erregung nicht in der Kirche. Und so kam es, daß Heinrich vergeblich nach der Stimme horchte, deren Klang er so liebte.

Als der Gottesdienst zu Ende war, suchten beide Brüder in die Nähe des geliebten Mädchens zu kommen. Thomas war behender, schon das verdroß den anderen. Auf dem Platze vor der Kirche trat er die beiden an; mühselig suchte er nach einer Einleitung, aber die Gegenwart des Thomas beengte ihn, und so würgte er denn die Worte in sich hinein. Vom Unwichtigsten sprach er, während ihn, während alle doch die peinlichste Unruhe verzehrte. Endlich war der Raum vor der Kirche ziemlich leer: nur die beiden alten Frauen standen dem Kirchentore näher, anscheinend im lebendigsten Gespräche, wobei Frau Katharine doch in tiefster Angst auf jedes Wort lauschte, das vor ihr fiel.

Da wandte sich die Kleine: „Mutter, wir werden gehen müssen."

„Wart' noch ein bißchen, ich muß dir was sagen," rief Heinrich. Nur noch ein Gedanke war in ihm lebendig: daß er zu Ende kommen müsse.

„Was denn?" Ihr Herz schlug, sie nestelte mit der Hand an dem Schnürchen, daran das kleine Geschmeide hing.

„Daß ich dich lieb habe, Lise. Willst du mit mir, nach Wien, mein Weib?"

„Das wird schier nicht gehn." Der Thomas stellte sich vor den Bruder hin; er war ganz bleich vor Erregung und zitterte.

„Wer hat mit dir geredet? Was geht's dich an?"

„Es wird mich doch stark angehn, wen ein Mädel heiratet, wenn's mit mir versprochen ist!"

„Mit dir versprochen? Davon habe ich nichts gehört. Sprich, Lise."

„Wir sind noch nicht versprochen," gab das Mädchen leise zurück.

Da überkam den Thomas Angst und Wut. Er vergaß alles: die Furcht vor dem starken Bruder, seine Schwäche. „Und wenn wir's noch nicht sind, du weißt, daß es die Mutter so will, Lise. Und du wirst dich nicht wegwerfen an einen, den der Vater hat aus dem Haus schmeißen müssen, weil er ein Tunichtgut ist und keiner Schürze Ruh hat lassen wollen. Und wenn du schon willst, ich leid's nicht, und die Tante darf's nicht leiden."

Heinrich wurde aschfahl. Und mit merkwürdiger Ruhe — sie wirkte ganz unheimlich — begann er: „Also aus dem Hause hat mich der Vater geschmissen?

Weil ich keiner Schürze hab' Ruh geben wollen? Ich weiß eine andere Geschichte, und du kannst sie hören!"

„Ich mag nicht. Komm, Lise!" rief Thomas ängstlich.

„Du mußt!" Eine eherne Faust umschloß das Handgelenk des anderen mit unbarmherzigem Griff. „Also, es waren zwei Brüder. Der eine war schwach und krank, der andere gesund und stark. Erben hat nur einer können: sie waren Bauern, und den Grund hat man nicht teilen können. Und der andere hat einen offenen Kopf gehabt und gern gelernt. Und da ist die Mutter zu ihm gekommen in einer Nacht und hat ihn gebeten: ‚Siehst du, du bist klug und wirst dir forthelfen. Aber der Thomas? Was soll's mit dem Thomas? Er taugt ja zu nichts! Nicht einmal Knecht kann er sein. Und soll er sein Lebtag herumliegen und das Gnadenbrot essen? Erbarm' dich, Heinrich!' Und da hab' ich mich geschunden, und du wirfst mir's vor, du Schuft!" Er ließ ihn fahren, er stieß ihn hart von sich, daß er taumelte.

„Du lügst."

„Was?" Alle erzwungene Selbstbeherrschung verließ den Starken. Wie eine Dogge einen kleinen Kläffer in die Höhe hebt und zaust, so lüpfte er den Thomas und schüttelte ihn. „Was? Du Krüppel! Du Schuft! Ich lüg'?"

„Heinrich!" Frau Katharina fiel ihm in den Arm.

Seine Linke traf sie hart, daß sie zurückfuhr: „Laß!" Er war schon wieder Herr seiner selbst. Den Thomas ließ er fallen, daß er schütternd zu Boden schlug. „Ich hab' mich vergessen," sprach er dann dumpf. „Nun

aber sprich, Lise, wen willst du? Sprich! Wer soll dich heimbegleiten heute?"

Die Lise nestelte immer ängstlicher an ihrer Schnur. Die riß, das Granatenkreuzchen fiel zur Erde. Geheime Neigung sprach für den Starken, Furcht vor der Mutter regte sich in ihrer Seele; tiefinneres Grauen erweckte in ihr der furchtbare Zornesausbrauch, dessen Zeugin sie gewesen; echt weibliches Mitleiden regte sich in ihrer Brust für den so jammervoll am Boden Liegenden. Und mit zuckendem Munde flüsterte sie: „Mutter, ich denk', wir gehen. Wir finden schon allein, Mutter. Was?"

Heinrich Grenzer war allein. Nur jenes Kleinod lag da; wie Blutströpfchen, versprengt und hell leuchtend, blinkten die Steinchen. Er bückte sich und hob es auf. Dann ging auch er. Er empfand die Notwendigkeit, einen weiten Weg zu machen, um jenen gewaltigen Zorn, der noch in ihm schrie, zu sänftigen, zur Ruhe zu bringen. So schritt er durch die jungen Aehrenfelder, die Wiesen dahin; wenn er aber daran dachte, die Lise könne das Weib des Thomas werden, dessen feige Gemeinheit ihm gerade heute widerwärtiger denn je entgegengetreten war, dann quoll die alte Wut neu in ihm auf. Hier wich er nicht, hier gab er nicht nach. „Tausend alte Weiber mögen sich dawider stemmen," knirschte er.

In solcher Gesinnung kam er heim. Finster durchmaß er den Hof, die Stuben, ohne zu grüßen, ohne aufzublicken, bis er in seine Stube kam. Ihre Tür warf er hinter sich zu, daß es dröhnte. Dann begann er mit zitternden Händen sein Gepäck zu versorgen; unordent-

lich warf er die Sachen in seinen großen Reisekoffer. Daß er auch diese Nacht nicht mehr im Elternhause weilen konnte, war ihm klar. Im Wirtshause wollte er bleiben, dann mit dem Frühesten alles mit der Lise auf gleich bringen, dann fort für immer.

Dabei aber überfiel ihn doch eine seltsame Müdigkeit. Seine Seele war seit dem Morgen von den heftigsten und stürmischsten Regungen durchzogen worden; gegessen hatte er seit dem Frühstück nichts — nun machten Körper und Geist, beide gleicher Art erschöpft, ihre Ansprüche geltend. So ließ er sich in dumpfer Ermattung nieder, ihm wurde recht wirr, und die tiefe Stille im Hause verstörte ihn beinah. Sie zwang ihn zur Einkehr in sich — und ein leises, fernes Gefühl der Scham meldete sich in seiner Brust, daß er sich vor der Kirche so weit hatte fortreißen lassen.

Da klopfte es an die Tür. Er rief nicht „Herein!", er veränderte seine Stellung nicht, wie er so, die Hände auf den Tisch gestützt und den Kopf darauf gesenkt, dasaß. Er wußte, nur die Mutter konnte es sein. Und mit lauter Stimme, hart und tonlos sprach er: „Es hilft dir nichts, Mutter. Ich gebe nicht nach."

Frau Katharine erwiderte nichts. Nur vor dem Koffer kniete sie nieder. Die Sachen, die wirr genug darin lagen, packte sie aus und tat sie hinein, wie es sich gehörte. „Das gute Zeug! so damit umzugehn," seufzte sie dabei.

Ihr Schweigen beklemmte ihn. Er fühlte ein starkes Bedürfnis, sich auszusprechen. „Und mir hast du nichts zu sagen, Mutter? Und du siehst doch, daß ich weggehe, und das für immer."

Sie war fertig. Der Deckel des Koffers wollte nicht schließen, und sie setzte sich also darauf. „Wozu? Es hilft ja doch nichts, hast du gesagt. Ich lass' mich nicht zweimal wegstoßen."

„Hab' ich dir weh getan, Mutter?"

„Da stößt er mich mit voller Kraft und fragt dann, ob's weh tut. Aber mir scheint, das trifft ein Bauernknecht auch. Dazu braucht man nicht Fabrikdirektor zu sein."

Die Röte seines Unrechts färbte ihm die Stirn. „Verzeih, Mutter," bat er.

Sie versperrte den Koffer, legte die Schlüssel vor ihm nieder und wendete sich der Tür zu. „Ich muß nach dem Thomas sehn."

Eine heftige Besorgnis erfaßte ihn. „Dem Thomas? Was ist mit dem?"

„Nichts; was soll sein? Der Zorn, der Schrecken, dann wie er hingefallen ist — er hat auch getrunken vor Schand'. Jetzt kann ich sehen, wie ich ihn wieder auf die Füß' bring'."

„Du hast viel Plage mit ihm, Mutter!"

„Ja, die hab' ich, das weiß Gott. Und wenn ich verlang', man soll mir was davon abnehmen, dann heißt's gleich, ich bin ungerecht und parteiisch, und man vergißt Gott und das vierte Gebot. Aber ich bin's schon so gewöhnt."

„Du tust mir groß Unrecht, Mutter, ich . . ."

Sie fiel ihm ins Wort: „Ja und da wird man mir wieder vorhalten, was man schon alles getan hat. Das war auch schwer! Ein gesunder, kluger, starker Mensch, der was gelernt hat und der einem armen Krüppel nicht

das Brot wegnimmt. Hast recht, Heinrich, du hast viel getan!"

Er fuhr auf: „Die Heimat hab' ich fahren lassen, weil du's gewollt hast. Durch die Welt hab' ich mich geschlagen und hab' mir's gefallen lassen, daß man mich noch darum beschimpfte, weil du's für gut befunden hast. Und jetzt, weil ich einmal nicht will, weil ich das Mädchen nicht aufgebe, das ich gern hab', jetzt sprichst du so mit mir?"

Sie trat auf ihn zu. Aus nächster Nähe und voll sahen ihn die guten blauen Augen an. „Hör' mich: ich hab' nicht anders können, Heinrich. Oder hätt' ich ihn auch dorthin legen sollen, wo deine zwei Geschwister liegen? Der Mensch soll nicht Herrgott spielen wollen. Da hab' ich mich gefreut, daß meine zwei Buben gut daran sind; ist dir's schlecht gegangen, dann hab' ich's mitgelitten und geholfen, was ich nur hab' können, und hab' immer gewußt, es muß anders werden. Endlich habe ich mir sagen gedurft: es ist, wie es sein soll. Der Starke, der hat sich selbst geholfen. Und alles war umsonst!"

„Alles umsonst? Wie denn, Mutter?"

„Wie? fragst noch? Jetzt, hab' ich geglaubt, heiratet der Thomas die Lise, und er hat sie gern. Da wird er das Trinken lassen und wird gut; er geht ja so nur ins Wirtshaus, wenn ihn was kränkt. Da kommst du, und alles ist aus. Daß sie dich lieber nimmt" — ihr ganzer Stolz auf ihn brach durch — „das ist doch sicher. Aber er braucht sie gewiß mehr als du. Und du taugst gar nicht für sie, du bist viel zu gut und viel zu alt für sie. Das, hab' ich gemeint, wirst du doch einsehn. Aber

nein, was dem Thomas gefällt, das mußt du haben. Jetzt kann ich auf meine alten Tage fort vom Hof."

„Du? Ich versteh' nicht, Mutter. Und wenn, dann kommst du zu uns."

„Ich taug' nicht in die Stadt, das weißt so. Hier hab' ich sterben wollen, weil ich hier zu Haus bin. Das geht jetzt nimmer. Ich kann's nicht ansehn, wie der Hof verkommt, weil der Bauer ein Trinker wird. Und glaubst du, der Thomas bleibt ledig? Der bleibt's nicht. Aber was kann er für eine kriegen, wie er schon ist? Eine schlechte höchstens, und mit der bleib ich nicht zusammen. Eine, die ihn noch verhetzt, die ihn rein ums Geld nimmt und es vertut, die ihn peinigt. Und er bleibt ihr gewiß nichts schuldig. Dabei kann ich nicht zuschauen. Eine brave hätt' er bekommen: die Lise. Die läßt sich nicht wehtun, weil sie keinen lieb genug hat dazu; der tut er nichts an, weil er sie zu lieb hat. Und so recht martern kann einen doch nur eines, das man so recht gern hat. Ich merk's heute."

„Mutter, und ich? Soll ich so einsam bleiben? Bin ich nichts?"

„Du, kriegst tausend — bessere, schönere. Wer weiß, ob sie dir in der Stadt noch gefällt, wie sie dir hier gefallen hat? Wer weiß, ob du nicht ins Elend kommst und hast deinen Bruder hineingebracht? Du? Du hast deine Arbeit, hast die Stadt, gehst fort, kannst vergessen, wirst's. Aber er? Ich? Heinrich! ich bitt' dich!" Und alle Selbstbeherrschung vergessend, stürzte sie vor ihm nieder und hob bitter schluchzend beide Hände im Jammer zu ihm auf.

Was hart in ihm gewesen war, es schmolz bei die-

sem Anblick. Seine Mutter kniete vor ihm! Er hob sie auf, die noch immer weinte. Auch seine Brust arbeitete stark; widerstrebendste Empfindungen rangen darin.

Die Frau ward ihrer Erregung zuerst Meisterin. Sie trocknete ihre Augen. Das Haupt ihres Lieblings lag auf der Tischplatte, daß kein Auge Zeuge der Kämpfe würde, die seine Züge verzerrten; mit milden Händen fuhr sie ihm durch das braune Haar. Jetzt erst fiel ihr auf, was sie früher nie bemerkt hatte. „So grau, Heinrich, so grau!" klagte sie leise.

„Das ist nun einmal so," kam es dumpf zurück.

Dann erhob er sich. „Du sollst recht haben," sprach er. „Aber du stehst mir gut für die Lise — hörst du! Und du wirst begreifen, daß ich nicht mehr hier weilen kann, nicht einen Augenblick mehr. Mit seinem Wagen kann ich nicht fahren, sein Knecht soll mir nichts tragen. Schick' mir um den Janko. Der hat mir zuerst gesagt, was es ist um mich und den anderen. Du hast mir arg wehgetan, Mutter!"

„Heinrich!" Ihre Tränen flossen wieder ungestüm. Er ließ sie sich ausweinen an seiner Brust.

Im Abenddämmern verließ Heinrich Grenzer den Ort. Er schritt mühsam und schwerfällig. Hinter ihm stapfte der Janko, und es war eine große Stille um die beiden. Nur eine letzte Lerche fiel ein und barg sich im jungen Getreide, nur das Wehen des Windes zog. Der Janko wußte nicht, wie ihm ward; aber wie er den gebeugten Mann vor sich hinwandeln sah, da kamen ihm die Worte eines alten Liedes in den Sinn, und er sang sie vor sich hin in die junge Kühle:

Ich hab' kein Haus, ich hab' kein Nest,
Ich hab' kein' Hochzeit und kein Fest;
Ich hab' nicht Hof, ich hab' nicht Feld,
Ich hab' kein' Heimat auf der Welt;
Am Himmel selbst der Hagelstrich,
Den fürchten sie nicht so wie mich.
Mir geht's nicht gut, mir geht's nicht schlecht —
Und so, gerade so ist's recht . . .

Getragen zogen die Töne in das Dämmern. Da brach Heinrich Grenzer am Wegerain nieder. Die Rechte umkrampfte das Kreuzlein der Lise, daß es zerbrach; dann schlug er beide Hände vors Gesicht und schluchzte heimlich.

Zur selben Stunde aber trat der Thomas zur Frau Katharine. „Ist er fort, Mutter?"

„Ja, Thomas."

„Du mußt morgen zur Tante Marie gehen, Mutter, und alles auf gleich bringen."

„Muß es morgen sein? Möchtest nicht warten, Thomas?"

„Es geht nicht länger. Sonst kommt wieder so ein Lump und will sie mir wegschnappen. Es muß sein, ich ertrag's sonst nicht."

Dem Schwachen gegenüber war sie schwach, die so hart gegen den Starken gewesen. „Ich werde 'nübergehen. Sei ruhig, Thomas, ich bring's auf gleich."

# Der Letzte

Abseits von der kleinen Stadt selbst war noch eine Ansiedlung. Um ein Hügelchen herum war sie entstanden, und es waren die Häuser und Hütten der Allerärmsten, die sie bildeten. Nicht einmal zu einer ordentlichen Straße hatte es der Vorort gebracht, sondern die Baulichkeiten krochen, liederlich durcheinandergewürfelt, die Anhöhe empor, meist in ungeselligem Elend recht weit voneinander getrennt. Einige waren ganz hoch emporgeklommen; diese standen nun, wie erschöpft von der Anstrengung des Steigens, ganz windschief und geduckt wie schweratmende Menschen da. Auf dem Gipfel aber erhob sich ein ansehnliches Kloster, das fast den ganzen Raum für sich in Anspruch nahm mit seinem mächtigen Mauerviereck, mit seinem Kirchlein, das mit einem dreisten und spitzigen Türmchen in den Himmel stach und dessen Glocke nach dem Glauben aller einen vornehmlich wohllautenden und tröstlichen Klang besaß. Man sah von da aus weithin in das Land, und vielleicht um dieser Fernsicht willen hatten sich vormals Benediktiner hier angesiedelt, um so leichter, auch als sie zu Wohlstand und selbst Reichtum gekommen waren, die allgemeine Not und die große Armut ringsum zu übersehen.

In den hussitischen Stürmen aber, die über diesen Strich Mährens besonders grimmig dahingefahren waren, verarmte das Kloster. Müde der ewigen Bedrängnisse zogen die frommen Väter davon. Sie kehrten auch nicht wieder, als endlich nach vielen Jahren wiederum Frieden im Lande war. Andere kamen an ihre Stelle; wie es etwa Turmschwalben mit einem verlassenen Falkenneste tun, so nisteten sich bettelnde Barfüßer in dem weitläufigen Gebäude ein. Sie lebten mit dem Volke und gewannen sich manche Liebe als Tröster in Drangsal und duldsame Berater in Gewissensnöten; man konnte ihnen nicht neidig sein, denn es erging ihnen allen selber gerade kümmerlich genug. So verfiel denn auch das Haus des Klosters mehr und mehr; gebrach es im Winter an Holz, dann hieb man einen der wunderschönen Bäume des großen Gartens um. Man verkleinerte die Zellen, damit man's leichter warm hätte in frostigen Tagen, sodaß ein übles Winkelwerk entstand. Nur die Kirche blieb immer noch schön geschmückt, und der Kreuzgang mit seinen hallenden Fliesen, darunter die Brüder bestattet wurden, dem kühlen, rinnenden Brunnen und den schönen, spitzbogigen und gemalten Fenstern bezeugte den alten Glanz. Zerbrach eine Scheibe vor dem Ungestüm des Windes oder der Achtlosigkeit eines Fraters, dann wurde freilich häßliches und gemeines grünes Glas eingesetzt. Das gab dann ein mißfärbiges Flickwerk.

Zur Zeit nun, als der zweite Maximilian mit unsicherer Hand und gar im Verdachte heimlicher Hinneigung zu Ketzerei und Luthertum über Oesterreich gebot, stand der Pater Zachäus Kühreiter dem Kloster

und dem Dutzend Mönchen vor, die es noch beherbergte. Er war ein stiller, friedlicher Mensch, von ansehnlicher Größe und Fülle des Körpers und mit einem mächtigen Barte begabt. Vordem hatte er gar eifervoll und mit starker Stimme zu predigen gewußt, und wenn er von der höllischen Glut sprach, und er strich dabei seinen Bart nach vorwärts, dann nahm ihn manche zerknirschte Seele für ein Abbild und ein Vorzeichen des Feuers, das nie verlischt, ging heim, besserte sich, sodaß dem Kloster manche ansehnliche Spende zufiel, deren es in seiner Bedürftigkeit sich gewiß mit allem Rechte erfreuen durfte. Pater Zachäus aber war Büßenden gegenüber ein milder Richter, wie er denn, bei all seiner wahren und tiefen Frömmigkeit, nur auf der Kanzel zu eifern vermochte. Sonst ließ er gerne jeden seiner Wege gehen und bemengte sich durchaus nicht mit Dingen, die nicht unbedingt seines Amtes waren; er scherzte gerne und hegte nur noch den einen Wunsch, seine Tage so mit Frieden zu beschließen, wie ihr größter Teil aller menschlichen Voraussicht nach schon in Ruhe verronnen war. Und hatte ihn bei seiner Wahl zum Guardian eines gefreut, dann war es nur, daß er nicht mehr gar so oft in Bittgängen auf das Dorf oder in die Stadt mußte; so viele Jahre hatte er das getan, daß er dessen müde war und es anderen und jüngeren Beinen gerne überlassen durfte.

Wenn sich aber Pater Zachäus einmal in der Umgegend erging, dann hatte er unablässig denselben Gefährten. Das war ein noch rüstiger und junger Bruder, hübsch von Angesicht und stark von Gliedern, sonst aber fast so verschlossen, wie der Prior mitteilsam war. Ihn

terminieren schicken konnte man nicht; er verstand keinen jener geistigen Späße, mit denen man die Leute kirre und gebelustig macht. Sondern finster kam er, und unbedankt und mit leeren Händen mußte er zumeist wieder gehen. Man sendete ihn auch nur noch aus, damit er sich in Gehorsam und evangelischer Demut übe. Es half aber ihm so wenig zu jenen Tugenden, als den Brüdern zu besseren Bissen. Sie mochten ihn darum auch nicht; der Prior aber liebte ihn ausnehmend, und Berchtold Bayer erwiderte dies Gefühl mit der dumpfen Treue eines Hundes und der bewußten Neigung eines Menschen, der einem andern alles und von Kindesbeinen ab — denn er war noch als ein halber Knabe aufgenommen worden — schuldig zu sein sich bewußt ist.

So ergingen sich die beiden denn auch an einem recht grauen Spätherbsttage. Eine frühe Dämmerung war eingebrochen; am Himmel bewegten sich hastige Wolken, schoben sich drängend und eilfertig über einander, sodaß die Umrisse einer jeden unbestimmt und verschwommen durch das allgemeine Wallen durchschienen, und entsendeten einen ganz feinen und unentrinnlichen Sprühregen. Dazu raschelte der Wind im braunen und stark duftenden Falllaub, in einsamem Rot leuchteten einzelne Hagebuttenbeeren, sodaß die große Trostlosigkeit der Welt durch dies bißchen Farbe erst recht ersichtlich wurde. Das verstimmte sie, und auch Zachäus wurde schweigsam und kehrte sich mit seinem Genossen früher als sonst heimwärts. Durch die Stadt wanderten sie und hüllten sich dichter in ihre Kutten. Dabei aber befremdete sie eine sonderbare Belebtheit der Straßen des

Ortes; denn viele gingen mit ihnen dem Hauptplatze zu, in den die eine lange Gasse mündet, welche sie durchschritten. Aber mancher darunter sah die Mönche fast feindselig an; nur wenige rückten die Kappen. Und das schwirrende Geräusch der Webestühle war allenthalben um sie verstummt, ob es gleich noch lange nicht die Stunde war, zu der sich sonst die Weber von ihrem Tagewerke zu erheben gewohnt sind.

Auf dem Marktplatze verlief sich das Volk; in den Lauben, die ihn umgeben, suchte es Schutz vor dem Rieseln und wogte dort stumm und in fast andächtiger Ernsthaftigkeit durcheinander. Erwartungsvoll verweilten sich auch Berchtold und Zachäus. Da läutete die Hauptkirche zur Abendmette; fein und hell antwortete die Glocke des Klosters. „Wie hübsch sie singt!" sagte Zachäus. Berchtold aber schüttelte den Kopf; denn in die Leute war eine Bewegung gekommen. Sie traten ins Freie und sammelten sich alle in einem Halbkreise vor der Kirche. Mancher aus ihnen schaute die Brüder neugierig, mancher fast spöttisch an. Berchtold merkte das wohl, wagte aber kein Wort, weil er seine Stimme hätte zu laut erheben müssen, um dem schwachhörigen Zachäus vernehmlich zu werden. Der uralte und wilde Wenzel Prokupek, der Schmied, aber kehrte sich plötzlich und sah den Prior mit seinen unter den weißen und buschigen Brauen glühenden bösen Augen an: „Willst du auch die reine Lehre hören und annehmen, Pfaff?" rief er. Und als Zachäus den Kopf schüttelte, weil er sich erst besinnen mußte, was antworten, da lachte der Riese gell und andere taten's ihm nach, sodaß Zachäus still in seiner Verlegenheit blieb.

Plötzlich Totenstille. Auf einem Prellsteine stand ein Mann, der unversehens aus der Menge aufgetaucht war. Seine hagere Gestalt zeichnete sich scharf vom grauen Gemäuer der Kirche ab; mit heller Stimme begann er einen deutschen Psalm, und die feierliche Weise schwebte getragen durch die schwere Luft. Dann sprach er heftig, eifervoll von den Entbehrungen, die sich die Bekenner des wahren Glaubens auferlegen müßten — und er zeigte dabei, wie um des Gegensatzes willen, auf die beiden Mönche, die im gleichen Augenblicke aller Blicke ganz feindselig auf sich ruhen fühlten — denn es sei besser, dem Falschen zu dienen, als das Wahre zu künden. „In Höhlen hausen wir, und in den Einsamkeiten schreien wir zu unserem Gotte; mit Glocken rufen sie, und mit Myrrhen und Rauchwerk wollen sie ihn betäuben. Er aber hört uns, uns, uns!" — „Uns, uns, uns!" rief die Menge feierlich erwidernd und schlug sich an die Brüste. Von der ewigen Verdammnis sprach er und von der Schuld derer, die das reine Wort fälschen. Schon stieg ein Kreischen von Frauenstimmen und ein heißes Aufschluchzen mit unsinnigen Ausrufungen gen Himmel. Dann ward noch ein Choral in solcher Andacht abgesungen, daß sich Berchtold und Zachäus nicht zu entfernen wagten. Dann Totenstille wieder; der Platz schwieg, verschwunden waren, die ihn kaum noch erfüllt, und beide standen einsam und schauten sich an. Endlich brach Berchtold los: „Und du? Was sagst du zu solcher Kasteiung?"

Zachäus schwieg.

„Um Gott und die gnadenreiche Jungfrau! Was

sagst du zu solcher Lästerung und Schmähung des Heiligen?"

Zachäus schwieg.

„Bist auch du abtrünnig oder irre im Glauben? So sprich!"

„Er hat gut gesprochen."

Da flammte Berchtold auf: „Ich verstehe dich nicht. . . ."

„So komm!" Sie gingen ein Weilchen schweigsam nebeneinander. Dann hub Zachäus an:

„Er hat gut gesprochen: denn die Leute haben ihn verstanden und waren ergriffen im Herzen und andächtiger als bei uns. Daß er sich gegen den wahren Glauben und den dreimal einigen Gott vergangen hat, dieses fühle und weiß ich. Aber — ich habe mich nicht Gottes anzunehmen. Er ist stärker als ich und wird ihn treffen, wenn er es will und an der Zeit hält. Ich kann und will ihm nicht vorgreifen. Verstehst du, Berchtold?"

„Ich verstehe; aber dies widerspricht allem, was unsere heilige Kirche sonst kündet und von ihren Priestern begehrt!"

„Kann sein. Ich aber bin alt und müde."

„Und was willst du tun? Wie, wenn die Irrlehre um sich greift?"

„Sie wird's."

„Und wenn sie im Kloster Boden faßt?"

„Sie wird's. Ich kann niemandem entgegen sein. Ich aber werde nicht abfallen, und wär' ich der Letzte, der zum wahren Glauben steht."

„Und willst du nicht den weltlichen Arm anrufen?"

Da lächelte Zachäus: „Hast du nicht Prokupek ge-

hört? Er ist Bürgermeister, und auf wessen Seite wird sich der stellen? Und soll Blut fließen?"

„Du bist zu milde und zu gütig, Zachäus."

„Kann sein. Ich bin, wie ich war."

Berchtold wurde verlegen: „Ja, du bist, wie du warst. Ich kenne dich. Du warst gütig all die Tage deines Lebens. Ich hab's nicht vergessen, wie du den verirrten Knaben, den du im überschneiten Felde gefunden, zwei Stunden weit auf deinen Armen ins Kloster getragen und aufgezogen hast mit aller Liebe. Ich weiß es wohl."

„So sprich nicht davon. Ich war damals jünger."

„Und ich soll dich nur um dein Kleid schmähen hören?"

„So trifft's nicht mich."

Sie standen vor dem Kloster, und mit geneigten Häuptern und sich bekreuzend, wie es sich gehört, betraten sie das Haus des Herrn.

In derselben Nacht erwachte der älteste Enkel des Bürgermeisters Prokupek vor einem jähen Scheinen, das ihm auf die Lider fiel. An seinem Bette stand der Großvater; er war völlig angekleidet und sah im ungewissen und flackernden Lichte, das die gewaltige Gestalt überlief und rötlich von einer alten, blankgemachten Sturmhaube zurückgeworfen ward, so unheimlich und geisterhaft drohend aus, daß der Knabe erschrak und sich in die Kissen drückte. Wenzel aber rüttelte ihn: „Fürchte dich nicht, steh auf und komm'," flüsterte er heiser, und das Kind gehorchte. Die beiden gingen zuerst in die Werkstatt; unter altem Gerümpel suchte der Greis und hob mit erstaunlicher Kraft Eisenstangen und

legte sie wieder sachte nieder, daß sie nicht klirrten. Ganz unten lag ein wuchtiges Schwert. Das band er sich um die Hüfte: „Die Zeichen sind da.“ Die Klinge glitzerte hell und scharf, als er sie aus der Scheide zog, und der Junge begriff, was der Ahn oft und oft einsam und nach Feierabend in der Werkstatt zu schaffen gehabt. Dann ward ihm ein Spaten in die Hand gedrückt, einen zweiten nahm der Bürgermeister in die Hand, warf den Kienspahn fort, trat ihn sorgfältig aus und schloß darnach bedachtsam wieder die Schmiede. Er kehrte sich aber nicht der Wohnung zu, sondern ging ins Freie. Ein heftiger Sturm schlug ihnen mit starken und schweren Fittichen entgegen. Es war sehr dunkel; die Häuser standen ihnen unförmig zur Seite. Das Kloster auf dem Hügel ragte ungeheuer in die Luft; ihr Weg führte sie daran vorüber, und Prokupek schüttelte ingrimmig die Faust darnach. Dem Knaben wurde bang, und er wagte kein Wort; er fühlte sich ermatten und traute sich nicht, einen Laut der Klage über seine Lippen zu bringen; die häufigen Windstöße beengten ihm die Brust. Der Neunzigjährige aber hatte kein Auge für sein Leid und empfand nichts von all den Beängstigungen, welche die Seele seines Enkelkindes durchfröstelten.

Ein Wald empfing die Wandernden. Schwarzföhren bildeten ihn und hielten, ernste und dunkle Wächter, den Anfall des Novemberwindes ab. So war unter ihnen eine leidliche Ruhe; nur in den Gipfeln sauste, sang und knackte es, dürre Zweige fielen krachend zu Boden, und ein Rieseln erstorbener Nadeln war, die den Boden übersäten und glatt und ungewiß für den Fuß machten. Mitten unter ihnen stand eine Buche

und schimmerte mit ihrer weißen, blanken Rinde fast gespenstisch durch das starke Dunkel. An ihr machte Prokupek halt; er bückte sich und sammelte Fallholz, dessen genug umher lag; ein Brand ward entzündet und stieg glosend mit schwerem Rauch gen Himmel. Dann maß er zehn Schritte vom Stamm; ein ganz von Moos überwachsener Feldstein lag da. „Dies ist der Ort; zehn Schritte nach Norden," murmelte der Wilde. Beide wälzten den Stein nicht ohne Mühe von seiner Stelle. Dann, eine alte, finstere Weise, die wie der Schlag von Schwertern auf Schilde klang, summend, hub Prokupek zu graben an, und sein Enkelkind tat's ihm nach. Ein „Halt!" Der Bürgermeister kniete nieder und wühlte mit der bloßen Hand weiter. Ein Ding, in verblaßte und verschlissene Seide gehüllt, zog er hervor. Er warf die Fetzen fort, und ein goldener Becher leuchtete . . . „Dies ist der Kelch!" sprach er ernst und feierlich.

„Dies ist der Kelch," wiederholte der Knabe ehrfürchtig. „Und wie schön er ist, und wie sein Gold blank ist und schimmert!"

Prokupek setzte sich auf einen Wurzelknollen. „Komm her, Bub'. Dies ist der Kelch, habe ich dir gesagt, und hier habe ich ihn vergraben helfen. Just in deinen Jahren war ich und gerade so alt, wie ich jetzt bin, war mein Großvater."

„Und was ist der Kelch?"

„Das Sinnbild unseres Glaubens. Denn nur unsere Lippen sind katholisch, unsere Herzen aber sind Hussiten geblieben."

„Und was ist der Unterschied, Großvater?"

„Wir mögen keine Mönche. Ich weiß nicht, wie viele

Klöster mein Großvater selig mit angezündet hat. Das muß wieder sein. Aus dem reinen Kelche muß wieder der reine Wein des Glaubens gespendet werden. Nicht allein für die Geschorenen hat Christus sein Blut vergossen. Auch wir wollen seiner teilhaftig werden. Also hat der Fremde heute gepredigt. Und daß er das zum drittenmale durfte, ohne daß sie ihn brannten, dies ist ein Zeichen, daß die Zeit gekommen ist und der Kelch wieder wandern wird. Hinter ihm aber ziehen wir durch die Lande mit dem Schwert an der Hüfte. Verstehst du, Bube?"

„Ich verstehe, Großvater."

Prokupek erhob sich. Er barg den Kelch an seiner Brust und wendete sich heimwärts. Und in Sinnen versunken, merkte er lange nicht, daß ihn der Bube am Gewand zupfte, endlich blieb er stehen. „Was willst noch?"

„Du sprichst von Kampf und Haß; aber der Prädikant hat nichts davon geredet."

Der Bürgermeister lachte: „Du Narr, davon schweigt man. Man verkündigt die Liebe und die reine Lehre, und das andere kommt schon von selber." Und wie er fürbaß schritt, stimmte er ganz laut und mit voller Stimme das grimmige Schlachtlied an:

Für den heiligen Kelch, für die reine Lehr',
Für das Blut, das am Kreuze geflossen,
Im Kampfe zu sterben ist unser Begehr,
Nur suchen im Tod wir Genossen.

Wir wünschen in Schlachten und währendem Streit
Der Seligen Himmel zu erben,

Und hinter uns schweige die Einsamkeit,
Und vor uns brause Verderben.

Und die Städte so wüst, und die Fluren so leer,
Von Gottes Zorn übergossen.
Unser Werk! Unser Werk! Für den Kelch, für die Lehr',
Für das Blut, das am Kreuze geflossen!

Noch hatte er's nicht zweimal wiederholt, da fiel die helle Knabenstimme ein und einte sich mit der seinen. Prokupek nickte beifällig; und einträchtig und singend kamen sie heim, der Vertreter eines uralten Hasses gegen die Kirche aus vergangenen Zeiten, das Kind, dem er kaum erst und für alle Zukunft eingeflößt worden war. Aber schon ballte es im Vorübergehen am Kloster die Faust, wie es das kurz vorher von seinem Ahn tun gesehen hatte.

Am nächsten Tage fehlte der Prädikant. An seiner Stelle stand der Bürgermeister auf dem Prellstein und predigte. Voll ingrimmigen und giftigen Grolles war sein Wort; vor dem Ende hob er den verborgenen Kelch empor, und das Stadtvolk, das seine hussitischen Erinnerungen so lange und so zäh bewahrte, wie es sonst nirgends geschehen, sank auf die Kniee und brach in hallenden Jubel aus. Schon dachten manche an Angriff und Plünderung gegen das Kloster. Das war aber Prokupeks Wille nicht, der sich scheute, im Gau das Zeichen zu Gewalttat zu geben. „Wie bringt man den Fuchs aus seinem Unterschlupf?" fragte er. „Man hungert ihn aus!" kam es vielstimmig zurück. „Also das Mittel wißt ihr."

Von dieser Stunde ab floß nicht das mindeste mehr in das Kloster von milden Spenden.

Kamen die Brüder, Gaben zu heischen, dann wurde ihnen kaum erwidert. Man tat ihnen in der Stadt mindestens nichts zu leide; aber kleine Tücken ließ man an ihnen aus. Man hob in einigen Häusern auf, was verdorben war und dennoch den Anschein der Genießbarkeit hatte; das steckten dann die Weiber heimlich, als müßten sie's vor ihrem Gatten verhehlen, den Fordernden zu, die dann doch nichts davon hatten, als die Mühe, das eilfertig Zusammengeraffte heimzutragen, dann den Verdruß und vielleicht gar noch üblen Geruch. Anfangs dachte man an Zufall; als aber der Pater Küchenmeister sich verwunderte, daß die Hühner so gar keine frischen Eier mehr legen wollten, da erkannte man bekümmert den üblen Willen der Städter und mied sie. Nun aber wurden diejenigen, welche terminieren gingen, offen verhöhnt. Die Buben riefen ihnen das „Kahlkopf!" des Propheten Elisa nach, und kein rächender Bär erschien und zerriß sie, wie es einer seiner Vorfahren an den frechen Spöttern des Alten Testaments getan. Das verdroß manchen, daß so gar kein Wunder mehr geschehen wollte; er begriff nicht, warum er sich zu Ehren Gottes abmühe, wenn ihm der in keiner Weise beistand, zog aus und kam nicht wieder. Auch wurde es immer mühseliger, selbst nur das Notdürftigste zu erlangen; denn der Abfall ging wohl von der Stadt aus, griff aber rasch und immer weiter um sich. Zugvögel, die den Wechsel der Zeiten und das Wehen ihnen günstiger Winde vermerken, so waren die Prädikanten allenthalben aufgetaucht. Einem Bruder war es widerfahren,

daß sie ihn im Dorfe bei Nacht hart schlugen und die Hunde auf ihn losließen. Dazu schien er sich nach seinem Gelübde nicht verpflichtet, sagte das dem Prior, nahm seinen Stecken und ging. Anderen war die Plage zu groß, der Gewinn zu gering; dazu waren sie nicht im Kloster. Der Pater Küchenmeister kam sich bald gänzlich überflüssig vor; er entfloh diesem Gefühle und zugleich den wenigen, die noch treu geblieben waren. Der Pförtner tat's ihm nach; der Meßner verließ seinen Dienst, denn niemand kam, sich Beichte hören lassen oder in eine Messe, wenn nicht kümmerliche Weiblein, die früher hier gutes genossen, oder halbwüchsige Kinder. Auch diese schlichen ängstlich in die Kirche und stahlen sich vorsichtig von der Stätte fort, an die sie nur noch alte Gewöhnung, die Hoffnung auf die Wiederkehr besserer Zeiten und eine geheime Furcht banden, man möchte sie dann ihren Abfall entgelten lassen. Sonst aber hegte niemand eine solche Besorgnis; offen hatte die neue Lehre gesiegt, und die Hauptkirche faßte kaum die Zahl ihrer Bekenner. Durch das Haupttor zogen sie ein, wie sie früher vor dem Tore stehen gemußt. „Das ist das Neue," sagte Zachäus trübe zu Berchtold, der ihm allein geblieben, sagte es, damit ein Laut das große Schweigen breche, das über das Kloster gefallen war und durch das sonst nur die Stimme der Glocke klang, um fast unbeachtet nach kurzem und ängstlichem Läuten zu verstummen. . .

Eine leidenvolle Zeit war für die beiden letzten Brüder angebrochen. Zachäus trug sie mit der Geduld des Alten, der die Zeiten und ihren Wandel kennt, und dem alles nur noch Uebergang zu einem letzten und un-

gewissen Ziele scheint. Anders Berchtold. Seine junge Kraft empörte sich gegen die Wehrlosigkeit, zu der er sich verdammt sah; ihn bedrückte das zwecklose Sein, das er führte, das Stehen auf aufgegebenem und verlorenem Posten, ohne daß auch nur auf Ablösung zu hoffen war. Dazu war der Winter mit strengen Frösten und mit endlosen Abenden geschritten gekommen. Manchmal gebrach es ihnen am Nötigsten und selbst am Lichte. Und saßen sie dann beisammen in dem einen Gemache, das sie beide beherbergte, und die eintönige Stimme des Alten, der aus dem Breviarium leierte, war verstummt, sodaß kein Laut mehr rege war, nur das Krachen des grünen Holzes, das im Ofen sich warf und knisterte, und das traurige Summen und singende Sausen des nächtigen Wehens im Schornstein, dann kamen Berchtold ganz zornige und sündhafte Gedanken, und er haderte mit Gott. Das heiße Blut, das ihn in früheren Jahren aus dem Elternhause geführt und in der Welt umgetrieben hatte, bis er im Frost am Wegeraine niedergesunken war und den Tod mit Augen zu sehen gemeint hatte, schrie in ihm. Es war wohl stiller geworden durch die jahrelange und innige Gemeinschaft mit Zachäus, aber gänzlich gebändigt war es nicht. Manchmal quoll der Rauch durch das Gemach; dann geriet Zachäus in ein großes Husten, preßte die Hand wider die Brust, und die geröteten Augen sahen aus einem schmerzlich verzerrten Gesichte den Gefährten leidenvoll und klagend an. Berchtold aber empfand seine Kümmernisse mit, und die Sorge, was werden solle, wenn der Alte diese Erde verlasse, wich nicht aus seiner Seele. Ein geheimer Vorwurf, daß er so gar nichts für den Bruder

getan, der ihm das Leben gerettet und die Tage gehütet, fraß an seinem Herzen. Was aber beginnen? Ausharren bis zuletzt und zuschauen?

Die Not wuchs, und alles, was noch aus besserer Vergangenheit herübergerettet war, ging zur Neige. Und eines Tages nahm Berchtold den Bettelsack und trat vor den Prior: „Ich will mein Glück versuchen!" — „Du?" antwortete Zachäus. „Du hast es ja nie gekonnt." — „Ich will es versuchen," entgegnete der Junge; „es geht nicht länger, wie es gegangen ist. Oder sollst du mit hinaus in Stürme und Schneetreiben?" — „So segne der Herr deinen Weg und erweiche die Herzen der Menschen. Denn wir sind in seiner Hand, und er allein kann uns beschirmen. Und vergiß nicht, daß ich einsam bin und mich leicht ängstigen könnte um dich, mein Bruder. Sei nicht heftig, sondern lerne bitten. Höhnt man dich, so denke dessen, der für uns Spott und Schimpf auf sich genommen hat und der doch Gottes einiger Sohn war. Scherze mit den Kindern, dann gewinnst du die Eltern. Und nun: der Friede Gottes sei mit dir, Berchtold!" — „Mit dir sei der Friede, Zachäus!"

Es war ein rauher Wintertag und ein harter Gang für Bruder Berchtold. Stapfte er durch den spröden und klingenden Schnee, dann hemmte ihn die Kutte im Schreiten. Er schürzte sie höher, und der Wind, der ihn umsauste, verfing sich in ihren Falten. Dazu wagte er es nicht einmal, im Städtchen vorzusprechen; den Dörfern, aus deren Schornsteinen ein gastlicher Rauch aufstieg, kräuselnd und grau in die reine Luft emporklimmend bis er mit dem Grau des Himmels in eines

verrann, wich er im großen Bogen aus. Am schwarzen Forst, in dem damals der finstere Prokupek den Kelch ausgegraben, kam er vorüber; hinter dem lagen einsame und verstreute Gehöfte an den Lehnen des Hügellandes, das da allmählich zur Grenze Schlesiens ansteigt. Dort konnte sich in der Einöde vielleicht noch das Bekenntnis des alten Glaubens erhalten haben, mindestens jene Abneigung mußte nicht aufgeschossen sein, die ihm nur um sein Kleid von den wenigen bezeigt ward, denen er begegnete. Denn er fand Anlaß genug, sich im schweigenden Ertragen zu üben, wie es ihm sein Meister empfohlen hatte; nicht ein Kind lief ihm zu, ihm die Hand zu küssen, wenn ihm das vormals nur zu oft geschehen war. Sie schnitten ihm häßliche Grimassen oder starrten ihm stumpf und frech ins Gesicht.

Endlich, die Mittagsstunde war vorüber, kam er zu einem einsamen Gehöft. Es lag breit und selbstgenügsam da; an das hintere Tor schloß sich ein weiter, weißer Strich, der auf dem Hügelkamme von einem stattlichen Wäldchen abgeschlossen ward, das die Feldmarke bezeichnen konnte. Ein feister Hund lag breit und mit verschlafen blinzelnden Augen auf der Schwelle, über die eine Strohmatte gebreitet war. Er erhob sich vor dem Nahenden, schnupperte friedlich und neugierig an ihm herauf und streckte sich dann wieder faul und gleichmütig aus. Schon das schien Berchtold ein gutes Zeichen; beherzt trat er ins Haus, klopfte an eine Tür und öffnete. Eine große Stube, fast drückend schwül, lag vor ihm; um einen mächtigen Tisch saßen Knechte und Mägde beim Essen. Ein Kichern und Zischeln flog auf, als er eintrat. „Was will der Pfaff? Der Schwarz-

rock! Der Kahlkopf! Sieh, sieh!“ Ihn aber hatte schon ein Blick auf die gänzlich schmucklosen Wände belehrt, daß er irregegangen und in ein evangelisches Haus geraten sei; scheu und schnell wollte er sich zurückziehen, als eine tiefe Stimme erklang: „Rückt zusammen und schweigt. Er soll mitessen, der Pfaff.“

Berchtold zögerte: „Setz dich, hab' ich gesagt. Du bist hungrig, und du sollst mitessen. Ich habe befohlen!“ wurde ihm wieder zugerufen.

Er gehorchte. Während des Essens ward kein Wort mehr gewechselt. Dann erhob sich eines um das andere, wischte seinen Löffel ab, legte ihn auf den Tisch und ging mit einem frommen Gruße davon. Auch er wollte also heim; da hörte er wieder: „Warte; ich habe mit dir noch zu reden. Der Bettelsack scheint dich nicht sehr zu drücken, du hast ihn nicht einmal beim Essen abgelegt?“

Er wurde verlegen. „Ich vergaß!“

„So? Vergessen hast du?“ Ein gewisser Hohn und ein leises Lauern waren in der Frage. „Haben nicht vielleicht die Leute vergessen? Sie sind klüger geworden und wollen sich nicht mehr von euch schatzen lassen. Recht haben sie. Ich sag's, die Ludmilla Prokupek,“ und sie schlug mit der Faust hart und nachdrücklich auf den Tisch.

„Prokupek?“ rief Berchtold erschreckt.

Sie lachte: „Aha, bist du aus dem verrückten Webernest? Fürchtest du dich vor dem größten Narren? Meinem Schwiegerväterchen Wenzel? Der ist toll und möchte alle machen, wie er ist. Hat seine Enkelchen schon fertig gemacht. Hat mich auch herumkriegen wol-

len — ist noch keine Woche her. Da ist er gesessen, wo du sitzest, mit seinem muffigen Kelch. Und wie ich ihn frag': „Was soll das Ding, wenn nicht zum Verkaufen?" da schwatzt er mir was vor, vom Inbegriff dessen, was man sich verlangt und doch nicht recht auszusprechen weiß. Unsinn! Ich begehre nichts, was ich nicht kenne, und ich lasse mich nicht betrügen mit alten Geschichten. Ich mag keine Sinnbilder; leben will die Ludmilla und schaffen, und niemand soll ihr was dreinreden. Das hab' ich ihm gesagt, aber tüchtig; mich freut's, wenn ich ihm so was tun kann, dem närrischen Narren!"

Sie war im Sprechen aufgestanden; ein leises Rot war ihr in die braunen Wangen gestiegen, wie es manchmal, noch ehe sie völlig purpurn aufglühen, die Blätter des wilden Weines überfliegt. Ihr Mundwinkel mit dem schwarzen Mal darunter, das auf dem Halse wiederkehrte, zuckte heftig; groß, stark und völlig ohne Tadel vom schwarzhaarigen Haupt bis zu den Füßen stand sie vor dem Mönche, der sie fast verwundert und mit einiger Scheu anstarrte. In ihren nächtigen Augen leuchtete es gewitternd. Dann, ruhiger, fügte sie noch hinzu:

„Du mußt mich nicht für wild halten. Ich bin's sonst nicht, und meine Leute haben es gut bei mir, wenn sie folgen. Aber ich mag kein Gefasel, ich habe genug davon schon gehabt, wie noch mein Mann gelebt hat. Das war auch so einer mit Psalmsingen und mit Beten. Was heißt das? Hast du was angestellt, so häng' dich auf, hast du nichts getan, so ist der Herrgott auch ein Mensch und will seine Ruh haben. Hab' ich recht oder

nicht? Ja so! Dich darf ich so was nicht fragen! Das ist ja dein Geschäft. Ist auch ein sauberes!" sie lächelte verächtlich, und ihm schnitt's in die Seele. „Na, gottlob, es geht auch von Tag zu Tag schlechter. Und jetzt komm. Deine Predigt hast einmal anhören müssen, statt sie zu halten, Pfaff! Ich geb' dir was; ich hab's und den Prokupek könnt's ärgern, wenn er was davon hören möchte. Seid ihr viel?"

„Noch einer neben mir."

„Ist eh' zu viel, noch ein Tagdieb."

„Er ist alt und der beste Mensch," wendete Berchtold ein.

„Also ist wenigstens schade um ihn, daß er nichts Ordentliches geworden ist."

Sie füllte ihm seinen Zwerchsack reichlich, und der Mönch empfing nicht ohne Scham, was sie ihm gab. Er freute sich beinahe, fort von dem heftigen Weibe zu kommen, das jeden Dank und jeden Segensspruch ablehnte. Auch war ihm bange nach Zachäus, und dennoch, als er mit dem Einsamen beisammen saß, flogen seine Gedanken zurück nach dem Hof in der Einöde und zu Ludmilla, also daß er nicht mit vollem und innigem Herzen in das Dankgebet einstimmen konnte, welches Zachäus anhob dem Herrn zum Preise, der die Gemüter lenkt und ihre Rauhigkeit sänftigt.

Er kam wieder; nicht ohne Kampf mit sich, nicht ohne vorher an mancher Tür vergeblich angepocht zu haben. Ihn trieb die bittere Not. Aber er wurde diesmal unwirsch genug empfangen. Ja, was er denn denke! Einmal sei genug; aber sich Müßiggänger her-

anzufüttern, dazu sei sie nicht auf der Welt. Ob denn für ihn allein Gottes Gebot nicht gelte, daß der Mensch im Schweiße seines Angesichts sein Brot essen müsse? „Was, beten willst du für mich? Ich mache meine Sachen gern allein ab. Arbeit'! Ein Drescher ist mir krank, tu du das Seine!"

„Ich hab's aber nicht gelernt," meinte Berchtold, der sich ihr gegenüber gar nicht zu benehmen oder zu helfen wußte.

Sie lachte: „Nicht gelernt! Sie werden dir's schon zeigen. Es ist nicht schwer. Probier's wenigstens, zeig' guten Willen, und ich werde dir ihn auch beweisen. So ein starker Kerl bettelt!"

Er gehorchte, und es sah wunderlich genug aus, wie sich die schwarze Kutte mit dem weißen Gürtelstrick unter die Drescher mengte, wie die schwarzen Aermel mit den weißen Leinenärmeln sich in gerechtem Dreitakt zu bewegen mühten. Frau Ludmilla aber sah zu, und in ihren schwarzen Augen lachten Uebermut und Schadenfreude, wenn er ihr gegenüberstand, und auch die Knechte verhielten nur mühsam ihr Lachen über den wunderlichen Helfer. Aber er benahm sich geschickt und wacker genug, bis die Zeit zum Mittagmahl gekommen war. Danach entließ ihn die Frau; sie gab ihm nicht so viel, wie das letztemal, immerhin noch reichlich. Und ihn drückte diesmal ihre Spende nicht, ihn freute, daß sie doch, wenn auch nur zu geringem Teile, erworben worden war. Dem alten Zachäus aber berichtete er nichts von seinem Abenteuer, nur daß er die Schwielen an seinen Händen heimlich und nicht ohne Vergnügen betrachtete. Denn wer irgend dem Bauernblute ent-

sprossen ist, in dem lebt meist eine Sehnsucht und eine Freude zu diesem Berufe, die nicht leicht erstirbt.

Es wäre überflüssig, zu erzählen, wie häufig fortab der Bruder Berchtold den Weg nach Ludmillas Hof in der Einöde zurücklegte. Es geschah oft genug; immer aber gab sie ihm Arbeit, und einmal, da er sich mit Holzhacken abmühte, lachte sie: „In der Kutte muß das sein? Wird das Holz geweiht dadurch?" Er sah sie fragend an. „Was du tun sollst? In der Kammer hängen noch allerhand Kleider von meinem Seligen, ihr habt's in der Größe gleich. Probier's einmal an!" Das Bauerngewand ließ ihm gut, und sie machte kein Hehl daraus, daß er ihr darin gefalle; nur die Tonsur verriet noch den Mönch, und sie spottete viel darüber, und die Knechte mußten ihr helfen dabei. Auch ihr Kind lernte er kennen, es war ein grobknochiger Bursche mit stumpfem Gesicht, ungelenk von Gliedern und mürrisch. Berchtold tat ihm schön. Ludmilla aber wehrte ab: „Ich weiß genau, er ist häßlich. Ich habe ihn gerne, aber niemand muß tun, als möchte er ihn. Du sollst nicht lügen, und du mußt es nicht mehr, denn du bettelst nicht." Er ließ doch nicht ab, bis es ihm gelungen war, die Zuneigung des störrischen Knaben zu gewinnen; denn sonst waren ihm alle gut, und weil er in ihren Augen ein Gelehrter und dabei doch anstellig und von ungemeiner Kraft war, so achteten sie ihn sogar. Er aber war heiter und staunte manchmal selbst über sich und seine Fröhlichkeit, die ihm so lange fremd gewesen.

So führte denn Berchtold Bayer ein Doppelleben, das in zwei Teile geschieden war, die nicht das Kleinste

mit einander gemein hatten: nicht Tracht, nicht Lebensführung noch sonst etwas. Zachäus aber ahnte nichts davon; sobald sein Gefährte heimkehrte ins Kloster, so fiel wieder der alte dumpfe Sinn und die alte Verschlossenheit über ihn. Sie waren nunmehr noch verstärkt durch die Sehnsucht nach dem freien und mannhaften Leben, dessen Reize er kostete und nicht mehr missen konnte. Es freute ihn wohl, daß er für den Alten sorgen konnte und mehr dazu aus eigenster Kraft tat, als der ahnte; aber ihm wurde doch allgemach bange zumute bei so zwieträchtigem Dasein, ohne daß er absehen konnte, wohin oder zu was für einem Ende das führen wollte. Sollte auch ihm ein dumpfes Hinbrüten, bittere Not und einsames Elend am Ziele der Tage stehen, wie er sie über Zachäus hereinbrechen sah?

Solcherlei Gedanken waren ihm früher allerdings nicht gekommen. Aber der Sturm, der über die Welt hereingekommen war, der diesen ein mächtiges Lenzen, ein Keimen und Treiben von ungeahnter Kräftigkeit bedeutete, jenen aber den Fall und das Verwehen ihrer schönsten Hoffnungen brachte, hatte diesem einen beides vereinigt. Die Gemeinschaft war zerfallen, der er angehört und die ihn geschirmt hatte; nur in einem lebte sie noch fort, allerdings in dem, an den sich Berchtold unlösbar gebunden fühlen mußte. Noch war seine Anhänglichkeit an die alte Kirche unberührt, noch galten ihm ihre Gebote. Aber das Kleid, das er trug, war ihm widrig geworden, und er empfand es als lästige Mummerei, wenn er es wieder anlegen mußte. Dunkel fühlte er herandrohende und schwere Kämpfe; ihm unbewußt zog es ihn zu dem Weibe, dem er sich nur dankbar für

die Rettung vielleicht vom Hungertode, für manche Freundlichkeit und selbst für die Offenbarung eines neuen und manneswerten Lebens glaubte. Aber — er fürchtete sich vor Ludmillen und ihrer stolzen und herrischen Art, und litt dennoch wieder, wenn er sie nicht sah . . .

Ein Zwiespalt war in ihm, und ihn entwirren konnte er nicht. Er suchte seine Seele mit starker Peinigung heim, und diese ließ ihn manchmal in öden und schaudernden Dämmerstunden aufstöhnen. Dann antwortete ihm ein Echo. Zachäus seufzte. Sonst schwiegen sie beide fast immer; der vom Jammer aller müde, der vor der Kümmernis des eigenen Herzens. Und der Zwang, sein eigenstes Gefühl verhehlen und totschweigen zu müssen, fraß in der Brust des Jungen, der sich wie ein Betrüger an Freund und Freundin, je nach Ort und Zeit, vorkam . . .

Es ging zu Ende des Winters. Mit jeder Stunde, die der Tag gewann, freute sich Berchtold, als sei sie ihm allein geschenkt und mehr zugemessen worden. Schon rüstete man auf dem Hofe für die beginnende Feldarbeit; ein warmer Hauch freudiger Tätigkeit zog durch das ganze Haus und reizte zu traurigen Vergleichen mit dem, wie es in seinem Heim bestellt war. Da, als er eben sich einmal anschickte, zu gehen, winkte ihm Ludmilla. „Ich habe mit dir zu reden. Du darfst mir nicht mehr kommen. Verstehst du?"

„Und warum nicht?" rief er erschreckt.

„Weil ich dir's verbiete! Ich lasse dich hinauswerfen! Die Hunde hetze ich auf dich, die Knechte schick' ich über dich, verstehst du?"

„Ja, aber ich habe dich nie beleidigt, Ludmilla."

„Das auch noch? Wer traut sich's? Aber ich will mich nicht Pfaffenliebchen heißen lassen. So schimpfen sie mich. Mach' fort, hörst du?"

„Aber bist du es denn?"

„Ich mag's auch nicht werden."

Er ergriff ihre Hand: „So dank' ich dir für deine Güte. Ich wäre verdorben ohne dich, und ich werde es jetzt wohl. Dir segne Gott alles."

„Hätt' ich dich nur verhungern lassen, mir wäre besser!"

„So hassest du mich?" sprach er klagend. „Und ich weiß nicht, wie ich werde leben können ohne dich. Du bist mir wert, sehr wert!"

„Und wenn du mir es auch bist? Was nützt es? Soll ich den Schimpf verdienen? Mich noch mehr ausschreien lassen?" Ihre Augen blitzten, ihre Faust stemmte sich in die Hüfte. Sie war sehr schön in ihrer Erregung, und Berchtold sah sie staunend und stumm an.

„Du hast wohl recht," erwiderte er traurig. Sie aber wurde noch zorniger: „Also das ist ein Mann?" schrie sie. „Geht fort und läßt sich wegjagen, wie das Pferd von der Krippe? Und fragt gar nicht: hab' ich müssen? O pfui!"

„Ja, aber was soll ich tun?"

Sie trat ihm so nahe, daß sich seine Augen spiegelten in den ihren. Der heiße Atem ihres Mundes wehte über ihn und bewegte das Haar seiner Schläfen. „Was du tun sollst? Die Haare laß dir wachsen, die Kutte wirf weg."

„Und dann?"

Sie lachte. „Dann? Dann komme mich freien."

„Ludmilla! Mein Gelübde?"

„Es gilt nicht. Du hast der Kirche geschworen. Nährt dich die Kirche? Ich hab's getan. Ein Gelübde?" Sie zuckte die Achseln darüber, sie schnellte es mit einem Finger vom andern. Sie lachte ihn mit weißen, starken Zähnen an; ihre ganze Haltung fragte, wer mehr wert sei — sie und ihr lebendiges Leben, oder eine abgestorbene Satzung und ein alter Eid.

Ein Taumel stieg ihm heiß zu Kopf: „Ich werde also handeln! . . ."

„So bleib da."

„Ich kann es nicht. Ich muß von Zachäus Abschied nehmen und Urlaub empfangen."

Sie faßte seine Hände mit starkem Druck: „Er wird dich nicht lassen, Berchtold."

„Er wird es. Und nicht zu viel Untreue, Ludmilla! Nicht mehr, als sein muß, möchte ich in die Ehe bringen. Nicht die gegen den Freund zu der gegen den Glauben!"

Sie küßten einander; eine Leidenschaftlichkeit, die lange still und unter Asche geglommen, lag in dem Kusse. Dann schieden sie; sie stolz und fröhlich, er gedrückt. Die vergrämte Gestalt Zachäus' stand ihm in der Sonne seines Glückes und warf einen schweren Schatten hinein. Er dachte mit Scham seiner eifervollen Ruhmredigkeit an jenem Tage, da der Prädikant zuerst gepredigt, und der stillen Art des Freundes, der doch nicht gewichen war vom Glauben, während er selber abgefallen und meineidig geworden war in der

Stunde der Versuchung. Aber konnte er ihn nicht vielleicht bewegen, am Glücke teilzunehmen, das für den Gefährten so vieler Jahre erblüht war? Er vermochte nicht recht daran zu glauben; er wußte auch nicht recht, ob ein solcher Gast Ludmillen willkommen sein werde, und schalt sich darüber, daß er nicht sofort und ganz bestimmt gefordert habe, ihn mitbringen zu dürfen. Und dennoch, — er sah klar, daß er von dem Weibe nicht lassen könne, nun er um sich und um sie und ihre Empfindungen Bescheid wußte. Noch war er im Banne ihrer Gegenwart; er konnte ihr nicht mehr entrinnen, und er wollte es kaum.

Aber mit Bangen hat er dennoch Zachäus Bericht von dem gegeben, was er erzählen mußte. Der hörte stumm zu: nur noch mehr in sich sank er zusammen, nur noch kümmerlicher und trübseliger wurde er während der stürmischen und verworrenen Rede seines Bruders und einzigen Freundes. Er erwiderte auch nichts, als dieser seine Bitte vortrug und ihn eigenmächtig beschwor, ihm zu folgen und sein Los zu teilen. Sein Schweigen aber war Verneinung. Dann sprach er nach einer peinlichen Weile und müde und tonlos: „Ich habe alte Beine; sie passen nicht unter neuen Tisch, und sie können keinem andern Geschick mehr nachlaufen. Ich bleibe, wo ich bin und wo ich so lange war. Du aber gehe. Mir ist weh um dich, mein Jonathan."

„So komm, Zachäus."

Wieder dasselbe greisenhafte Kopfneigen. Dann: „Gehe, und möge dir's geraten, wie du es hoffst und wie ich dir's wünsche."

„So gib mir die Hand!"

Er tat's; und noch einmal: „Du siehst mir fremd aus. Das ist die Tracht, die du anhast von morgen ab. Ich sehe sie schon an deinem Leibe. Du bist mir fremd geworden. Das macht die Zeit — denkst du noch des Tages, da ich's dir zum erstenmale sagte?"

„Du tust mir weh, Zachäus!"

„Ich will es nicht. Leb' wohl, mein Bruder!"

„So segne mich, damit es mir wohl ergehe!"

Er zuckte zusammen. „Darf ich's denn? Dich? Ich müßte dich schelten. Ich tu's nicht; der Eifer Gottes ist nicht in mir. So knie' nieder. Ich war dein Vater. Nicht der Guardian, der Vater, der nun in die Einsamkeit geht, gibt dir seinen Segen zu den neuen Pfaden, die du fortab beschreiten willst. Leb' wohl, und der Segen Gottes über dein Haupt!"

„Tausendfach über deines, Zachäus! Und darf ich nicht?"

„Nein, du darfst nicht! Es sei denn, mich führe der Zufall vor dein Tor. Aber das wird mir, ich hoffe, doch erspart sein."

Zachäus war allein. Er hörte Schritte sich entfernen, erst zögernd, dann schnell und schneller. Endlich fiel eine Tür irgendwo, weit ins Schloß. Er aber sank in die Kniee und betete. Und unterm Beten weinte er ungestüm wie ein Kind und bitter und ohne Trost, wie ein Mann, den die Hoffnungslosigkeit und die Verzweiflung aufs Herz geschlagen haben. Es wurde Nacht, und die Frühe stieg auf. Der Tag verrann und nicht ein Laut von Menschenstimme drang in sein Ohr. Wiederum schattete die Nacht über der Welt, und wieder

floh sie vor dem Andrängen der Sonne. Da fiel ihm ein, daß heute der Tag des Schirmheiligen seines Klosters sei. Er wartete, bis die Stunde der Messe nahte; dann stieg er mit müden Füßen und mit zitternden Knieen in den Turm. Mit schwacher Hand läutete er die Glocke; ihre ungleichen Klänge drangen verirrt und träge in die Luft, die grau und nebelvoll war. Danach stieg er nieder; keine Seele war dem Rufe zur Andacht gefolgt, nicht einmal ein Knabe, der ihm bei der heiligen Handlung hätte behilflich sein können. Er aber verrichtete sie, so gut er's als Einsamer konnte. Dann schloß er die Kirche; er nahm seinen Bettelsack auf die Schulter, wiewohl ihm einen Augenblick der Gedanke durch den Kopf schoß, ob es nicht besser wäre, still und ergeben auf das Ende zu harren, das nicht mehr lange auf sich warten lassen konnte. Das aber erachtete er als sündig, und als frömmer und würdiger, den Becher bis zur Neige zu leeren, der ihm verhängt und kredenzt ward.

Er hat einen weiten und traurigen Weg an jenem Tage gemacht. Nur ab und zu ein Sonnenstrahl am Himmel, der ihm die Trostlosigkeit seines überschneiten Weges erst recht zeigte; nirgends ein Wort des Grußes oder eine milde Spende. Ihn hungerte, und als er vor Mattigkeit und Schwäche taumelte auf einer Dorfstraße, da rief ihm ein Knecht nach: „Seht den betrunkenen Mönch!" Zachäus wendete sich und sah den Spötter an, daß der vor seinem Blicke verstummte. Gänzlich in der Irre ging er, und endlich konnte er nicht fort vor Erschöpfung aller Kräfte. Der noch leere Bettelsack auf seiner Schulter drückte schwerer, als er es, noch so

voll, jemals vorher getan hatte. In den Schnee setzte er sich nieder; stumpf und ergeben harrte er, einem großen Bauernhofe gegenüber, ob er wieder Atem gewinne oder hier das Ende finde, allein und verschmachtend wie ein gehetztes und waidwundes Rotwild. Da klang die Tür des Vorgartens, ein starkes Weib trat heraus. Es ersah den Müden und stutzte. Dann winkte es ihm: „Noch einer? Komm!" Er ward in die Stube geführt und wohl bewirtet; mancherlei gab sie ihm dann. Als er aber die Frau segnen wollte, da lachte sie: „Laß das: bei mir gilt's nicht. Ich bin evangelisch. Aber der mein Mann wird — er ist heute in der Stadt drin, alles vorbereiten, was so einer tun muß — der war selbst einmal Schwarzrock wie du. Ich hab's seinetwillen getan!"

„Wirf's ihr vor die Füße!" rief es in Zachäus. Aber er zwang sich. War das nicht die letzte Neige? „Leere sie, um der tiefsten Demut willen, die dir geboten ist!" sprach er zu sich. Und laut: „So nimm meinen Dank, wenn dir mein Segen nicht zu paß kommt. Und der Herr, an den wir beide glauben, sei mit dir." Und so, mit einem Händedruck, schied Zachäus Kühreiter aus Ludmilla Prokupeks Hause . . .

Es war noch hoch am Tage, und dennoch ging schon ein Grauen durch die Welt. Grau war der Himmel, grau die Nebel, die in der Ferne wogten, grau und mißfarben selbst der alte Schnee zu seinen Füßen; graue Krähen zogen in dichten Flügen ihm zu Häupten oder flogen vor seinen Schritten auf. Sonst begegnete ihm nichts Lebendes; nur als er, die Feldwege verlassend, auf die Straße einbog, da erhoben sich zweie,

die dort im Graben gekauert hatten. Ein Weib und ein Mädchen; sie küßten seine Hand und knieten vor ihm nieder. Er segnete sie staunend; also gab es überhaupt noch Menschen, denen sein Kleid und seine Lehre ehrwürdig war? Er legte die Hand auf ihre Häupter und ging weiter. An umgestürzten Heiligensäulen vorüber, deren Anblick ihm weh tat. Und dennoch war wieder eine leise Hoffnung für die Zukunft in ihm eingekehrt.

Er kam ins Kloster; und die graue Verödung und die Trostlosigkeit befielen ihn wieder, als er durch das Schweigen des Kreuzganges hinschritt, durch das der Nachhall seiner Tritte geisterhaft und dennoch gewaltig tönte. Er sah zu Boden; Kreuz an Kreuz grüßte seine Blicke, und eine starke Sehnsucht zog in sein müdes und gepeinigtes Herz. Hier schliefen seine Vorgänger, eine lange Reihe, deren Letzter er war und die durch Jahrhunderte hindurch — er wußte in seiner Ungelehrsamkeit nicht einmal, durch wie viele — nicht einmal unterbrochen worden war. Nun drohte sie abzureißen für immer. Und ihn verlangte sehr, bei ihnen zu liegen und ihren Schlaf zu teilen. Noch tiefer und traumloser, als der ihnen geworden war, hoffte er seinen. Denn er wußte, niemand würde ihn daraus aufstören, war er einmal hier beigesetzt; kein Klappern von Sandalen andächtiger Ordensbrüder konnte ihm zu Häupten mehr erklingen.

Zwei Tage danach trieb den früheren Meßner eine Neugierde, zu sehen, was wohl noch im Kloster lebe. Er fand den Pater Zachäus Kühreiter in seiner Zelle. Seine reglosen Hände hielten den Rosenkranz, und sein

Gesicht war unverzerrt. Er war gestorben, still und, wie es schien, friedlich, nach seiner Sitte und der Gewohnheit seines Lebens. Er war der Letzte, und nach ihm ist das Kloster gänzlich verfallen.

---

# Sonnenaufgang

Die Hufe der Rosse klapperten schwerfällig und eintönig auf der harten Straße. Der Kutscher saß stumm auf seinem Bocke. Manchmal schwang er aufschreckend seine Peitsche, aber mehr sich als dem Gespanne zur Aufmunterung, und sein „Hü, meine Braune, flink, mein Schimmel!" klang verdrossen und müde durch die große Stille. Eine durchfahrene Sommernacht wollte zur Neige gehen; aber es war immerhin noch so dunkel, daß ich kaum die Umrisse der schlanken Gestalt ausnehmen konnte, die so nahe mit nickendem Kopfe vor mir saß. Nur die Sterne schienen hell und beirrend; das flache Land aber, durch das unser Wagen rollte, verrann allenthalben schwarz, gleichförmig und ins Endlose.

Allgemach begann ein fahles Grauen. Es überlief den Himmel; seine tiefe Bläue wollte verbleichen, wie das Dämmern von den Rändern der Erde höher und sieghafter und doch sehr langsam emporklomm. Unbestimmt und schattenhaft lösten sich Gehöfte aus dem Dunkel; ein Gehölze stand massig und drohend mir zur Linken. Die Sterne flimmerten stärker, wie zaghaft; ein leiser Wind ging und kühlte meine heiße Stirn.

Ganz ferne aber war ein heller Punkt; er dehnte sich, wuchs nach allen Richtungen, gewann eine ganz lichte Farbe. Schon konnte man Baum für Baum unterscheiden, nur daß die Schatten noch sehr ernst waren und ins Weite langten. Immer lichter ward's im Osten, das Helle entzündete sich, erglühte tief zum Purpur, leuchtete von Aufgang zu Niedergang. Und gar langsam und fast feierlich erhob sich die Sonne und stieg auf über der weiten Ebene des Marchlandes, daß man das Gelb seiner nickenden Saaten, das Grün seiner reichen Wiesen sah und der frühwache Ton einer Lerche wie eine Erlösung klang dem Ohre, das den Bann der Finsternis und ihres Schweigens wie leibhaftig empfunden hatte.

Die Pferde standen, ihr Lenker hielt das Leitseil straff in den gefalteten Händen. Der niedrige Hut lag neben ihm, der runde Kopf mit den hellblonden, militärisch kurz geschorenen Haaren sah aufwärts. Er betete ziemlich lange, ehe er, mit der Zunge schnalzend und wieder ganz der lustige Geselle, als den ich ihn von früher her kannte, seinen Weg fortsetzte. Noch ein Kurzes, und er war wieder in lebhafter Unterhaltung mit den Pferden oder pfiff sich ein Schelmenliedchen so munter, daß sie ordentlich lebendig wurden und, die Ohren spitzend, mächtiger ausgriffen. Dann lachte er mit seinen weißen Zähnen: „Die Spitzbuben! ihr meine Schelme! Die haben den Tag auch lieber als die Nacht und wissen, wie ihrem Herrn zu Mute ist!"

„Das glaub' ich auch," rief ich zu ihm hinüber, „aber warum hast du sie vorhin auf offener Straße halten lassen?"

Er kehrte mir sein frisches, sonnenverbranntes Gesicht zu: „Das hat der gnädige Herr nicht gesehen, daß ich gebetet habe? Und soll ich mich ums Fahren kümmern, wenn ich mit dem lieben Herrgott rede? Ich habe für den schon so wenig Zeit sonst."

„Und warum betest du gerade zu Sonnenaufgang? Ist das Zufall?"

Er wendete sich mißtrauisch: „Nein!"

„Oder damit du's dem Teufel abgewinnst? Damit er dir nichts anhaben kann? Denn gerade hinter einem Fuhrmann liegt er stark auf der Lauer. Weißt du das?"

Er lachte wieder: „Nein. Und wieso denn?"

„Nun, da sind an der Straße die Wirtshäuser mit den Schenkenmädeln, und die Kirchen stehen mitten im Dorf. Da ist es gut, wenn man vorbaut und sein Teil Gottesdienst hinter sich hat."

„Hol' der Teufel den Teufel!" fluchte er und sah rückwärts und riß dabei so heftig am Leitseil, daß die Braune sich bäumte und arg strauchelte. Er bekreuzigte sich sofort: „Man soll doch nicht so reden. Aber ich tu's nicht deshalb, weil ich mich vor dem Bösen fürchte. Es ist eine Gewohnheit von mir seit vielen Jahren und ist eine Geschichte."

„Und möchtest du mir die erzählen, Josef?"

Er ließ seine Peitsche sausen. Darnach musterte er mich argwöhnisch. „Wozu? Mich ausspotten darnach? Sagen: der Brozik hat sich benommen wie ein Dummkopf? So ein gelehrter Herr, was weiß ich für den? Ein Kutscher?"

„Ueber dich lachen? Landsmann, das werde ich

gewiß nicht. Siehst du — du fährst durchs Land und siehst mehr als ich. Ein hübscher Bursch bist auch; da mußt du doch manches erleben, und ich höre gerne davon. Und dann," ich sah nach der Uhr, „wir kommen zeitig zur Station. Was sollen wir zwei da die langen Stunden sitzen und uns langweilen? Erzählst du mir deine Geschichte, wir trinken eins und rauchen Virginier, und die Zeit ist um, wie nichts. Und bis der Zug kommt, findest du vielleicht jemanden, der ein Stück zurückwill. Dir fällt ein gutes Trinkgeld in den Sack — oder nimmst keines? Oder hast einen Schatz dort?" und ich blinzelte ihm vertraulich zu.

Er zwinkerte listig mit den Augen: „Trinkgeld? Warum nicht? Den Postmeister geht es auch nichts an. Aber Schatz hab' ich dort keinen," und er deutete mit dem Peitschenstiel nach dem Orte, auf dessen roten Ziegeldächern die Sonne schon hell und blendend flammte.

Wir fuhren den Flecken durch, der reinlich und wohlhäbig aussah. Die Häuser standen enge und nachbarlich, wohlgehalten und sauber getüncht in einer Gasse nebeneinander, die in einen weiten Marktplatz mündet. Viele Wirtshäuser bezeugten einen lebhaften Verkehr; ihre losen Schilder knarrten vernehmlich im Morgenwind. Josef trieb die Rosse an, daß sie behender liefen; durch eine lange Doppelreihe von Pappeln ging's, die einen unnützen, dünnen und erschrecklich langen Schatten warfen, ehe wir in raschem Trabe vor der Haltestelle der Nordbahn vorfuhren.

Auf dem Bahnhofe war schon einiges Leben. Ich gab dem Aufwärter meine Befehle für das Frühstück und trat ins Freie auf den Bahndamm, der fast unab-

sehbar vor mir lag; die blanken Schienen liefen glitzernd und wie goldfarbig ihn entlang. Arbeiter mit der Dienstmütze verschoben mit gewaltiger Anstrengung schwere Lastwagen; ich sah ihrem geschäftigen Treiben zu und vergaß darüber beinahe des Josef. Da hörte ich seine Stimme: „Ein hartes Brot, gnädiger Herr! Da springt so ein Schlucker zu früh, nur ein bißchen zu früh ein — und tot ist er. Den Brustkasten drückt es ihm ein, und aus ist es. Das habe ich selber schon gesehen. Und doch finden sich immer Leute dazu; sind noch stolz, meinen, sie sind Beamte. Merkwürdig, sehr merkwürdig. Oder nicht, gnädiger Herr?"

„Du hast recht, Josef. Aber jetzt, willst du mit mir frühstücken?"

„Wenn der gnädige Herr erlaubt? Die Pferde habe ich versorgt, und es sind noch gut zwei Stunden zum Eilzug."

Wir aßen; ich mußte mich der Gelassenheit freuen, mit der sich mein Gast dabei nahm — keinerlei unziemliche Vertraulichkeit, aber auch nichts Unterwürfiges. Auf dem Tische lagen schon Virginier; eine dünne, entsetzlich starke Zigarre, die österreichische Soldatenzigarre. Ich bot ihm davon an; er wählte bedächtig eine, zog den Strohhalm aus ihr und steckte ihn — das gilt für fesch — hinters Ohr; sog mächtig an ihr und blickte dann bedächtig den feinen, blauen Wölkchen nach, die ihr entstiegen. Auch ich kam in Gedanken und klopfte nach übler Gewohnheit mit der Hand auf den Tisch.

Mein Gegenüber schmunzelte vergnüglich: „Ich weiß, was der Herr denkt. Da denkt er, hab' mir den Kerl

herausgefüttert und wart' und wart', und der schlechte Lump tut nicht, als wollt' er. Da hat mich der Brozik betrogen. Aber, gnädiger Herr, das hat der Brozik Josef noch niemandem getan; wie gar einem so noblen Herrn? Aber ich muß doch ein bißchen verschnaufen und nachdenken, und jetzt soll der gnädige Herr die Geschichte hören, warum ich immer bei Sonnenaufgang bete. Heißt das, nur wenn ich wach bin, natürlich. Und es ist eine ganz wahre Geschichte, und wenn der gnädige Herr wieder einmal in die Gegend kommt und in meine Heimat, dann darf er fragen, ob ich ein Lügner bin. Aber zuvor — erlauben Sie?" er wies auf sein geleertes Glas.

Man brachte ein frisches. „Wissen Sie, gnädiger Herr, es spricht sich schlecht, so ganz trocken," sagte er entschuldigend. „Und dann — der Wirt. Natürlich, der will auch leben; da sind Pacht und Steuern. Ein Kutscher und ein Wirt sind immer Freunde, weil sie einander brauchen. Aber das ist keine rechte Freundschaft; sondern so, wie es gehabt hab' mit Wojtech Pawelka, wie ich noch zu Hause bin: Keiner will was vom andern, aber er weiß, möcht' ich was, dann hätt' ich's. Das ist Brüderschaft und das ist Freundschaft; aber nicht so — der bringt mir einen Gast und der schenkt mir dafür meinen Schnaps und ich muß nur das Bier bezahlen. Hab' ich recht, gnädiger Herr?"

„Gewiß, Josef," antwortete ich überzeugt.

„Nicht wahr, Herr!" rief er und paffte stärker. „Und mit dem Pawelka hängt eben das zusammen, was der gnädige Herr wissen will. Und es ist wirklich nicht

ein Wörtlein von Lüge dabei." Er strich sich den flachsfarbenen hängenden Schnurrbart und begann:

„Der gnädige Herr kennt das Dorf, wo ich her bin. Das habe ich schon bemerkt, und ich glaube, er ist selber aus der Gegend. Also sag' ich nicht, wie es heißt; aber es liegt mitten in der Hanna, und ist nicht ein Armer dort. Wie denn auch? Ein Bauer, ein rechter Bauer hat seinen Grund, und da wächst alles, was er nur braucht oder sich nur wünschen kann. Die Zuckerrübe bezahlt ihm die Steuer; das bare Geld bringt die Gerste, dafür kann er sich kaufen, was er will, oder er spart sich etwas. Und was für Gerste baut man dort! Gelb wie Gold und schwer, und wenn ein Händler hinkommt, so staunt er und gibt dafür, was man verlangt.

„Mindestens, wie ich noch zu Hause war, war es so gewesen. Damals hat auch noch keiner Einfälle gehabt, wie jetzt. Zum Beispiel: wer hat Hopfen gebaut? Niemand, und jetzt probieren sie es. Sie sollen auch viel verdienen damit, und die armen Leute haben mehr Arbeit, sagen sie. Kann sein. Aber schön ist so ein Hopfengarten nicht; gar niemals gefällt er mir. Da ist nichts als Stangelwerk, und das sieht aus der Ferne aus, wie eine große Schule; der Herr Lehrer fragt etwas sehr leichtes und alle wissen es und die Arme fahren in die Höh'. So ist das. Und wegen der Arbeit? Es ist auch früher keinem schlecht gegangen. Ein Häusler hat doch seine paar Metzen Feld und da kann er anbauen, was er will und ihm wird nichts mißraten. Denn, Herr, das ist ein Boden bei uns! Tief, fett und schwarz und rein — man möcht' ihn aufs Brot strei-

chen und essen, so fett ist er. Und braucht man einen Kreuzer, so geht man in Tagelohn und hat ihn immer. Wozu also solche Sachen mit Hopfen? Ich weiß das, es geht keinem schlecht bei uns. Wer aber nicht einmal ein Häusler ist, der ist ein Lump und soll schauen, daß er fort kommt, wo andershin. Einer, der garnichts hat, der taugt auch nichts.

„Ich also, gnädiger Herr, ich muß das verstehen. Ich bin ein Waisenkind, und meine Mutter — sie lebt noch und ist jetzt bald siebzig Jahre, weil sie spät heiraten konnten, bis doch wenigstens für den Anfang was gespart war — hat nie Not gelitten, und wenn sie stirbt, oder wenn sie nicht mehr arbeiten will und mich einsetzt ins Häuschen, so komme ich zu ganz hübschem Besitz. Und doch ist einmal mein Vater selig sehr früh gestorben; er hat sich einmal mit einem Sack überhoben und hustete darnach immer. Wir haben doch immer unser Schwein gehabt und satt gegessen, und mehr kann der Reichste auch nicht. Nicht einmal der Pawelka, der mein Freund war; und doch ist er der einzige im Ort, der sein volles Lehen hat, nicht etwa ein halbes oder gar nur ein viertel, wie sonst die meisten. Sechzehn Kühe stehen in seinem Stall, schöne, Kuhländerinnen und acht Pferde, und wenn er in die Stadt kommt, die roten Lederhosen schön ausgenäht und das Hemd weiß, daß es ordentlich blitzt, dann ist kein Kaufmann, der ihn nicht kennt und grüßt, ob er nun seinen Laden auf dem Marktplatz hat, oder nur mit seinem Kram herumfährt von Dorf zu Flecken. Er aber sitzt in seiner Britschka mit Federn und dankt nicht einmal

jedem; so tut er's, der Pawelka, denn er ist stolz und niemandem auf der Welt etwas schuldig.

„Wir sind beide einzige Kinder gewesen, Herr Doktor. So sind wir also Freunde geworden; denn wer Geschwister hat, der hält sich zu denen, wer aber nicht, der sucht sich wen. Wir waren uns schon in der Schule gut; er ist auch nur um drei Jahre älter als ich. Seinen Hof hat er sehr zeitlich angetreten, seine Eltern waren nämlich tot und der Tante, die bei ihm war, der hat er nicht recht getraut. Sie war auch etwas taub und hat geschielt, und wenn ich ihm auch hundertmale gesagt habe: „Du, Wojtech! sie kann ja nicht dafür," so hat er nur immer geantwortet, er mag sie gar nicht leiden. Nun, und es ist auch nicht angenehm, wenn man immer mit jemandem schreien muß, so laut als man nur kann, und es ist kein Vergnügen, wenn man glaubt, niemand sieht einen, und auf einmal erkennt man, wie wer alles bespioniert. Ordentlich um die Ecken schauen hat sie können, und der Wojtech war immer heiser, weil sie im Hause war. Das war freilich Komödie; so arg ist es nicht mit ihr gewesen. Er hat auch keine Ruh gegeben, bis sie fort ist; am Ende, wen der Herr gerne sieht, den ziehen keine vier Pferde fort, und wen er nicht will, der kann sich nicht erhalten. Sie hat auch nicht wenig gelärmt darnach im Dorf, die alte Lenka. Was hat's geholfen? Nichts! Seinem Vormund hat sie beide Ohren voll geweint. Aber was kann der gegen den Herrn? Auch nichts.

„Dabei aber will der Pawelka nicht heiraten. Sie können sich denken, was man ihn überlaufen hat mit Bräuten. Ich seh' das alles, denn ich war damals

schon bei ihm auf dem Hofe. Wie das gekommen ist, weiß ich nicht recht. Aber, aus der Schule heraus war ich einmal; zu Hause herumliegen oder ein Handwerk lernen will ich nicht, und so habe ich eben drüben mitgeholfen. Geschickt bin ich, stark bin ich auch," er reckte behaglich seine Arme, „kurz, ich hab' ihm schon was genützt. Erst war noch ein Knecht; über ein Jahr hat er keinen mehr nötig gehabt. Ich war stolz darauf und hab' mich besonders um die Pferde angenommen und um den Verkauf in der Stadt. Und da konnte einer noch so schlau sein — mir hat er nichts abgedrückt, und wenn der Brozik einen Händler so schief angesehen hat, dann weiß der: jetzt darf er mir noch so viel reden und schwören und schwören — es hilft nichts. Und eben weil ich auf seine Sachen so sehr gepaßt hab', als wären's meine, so ging's; sonst braucht ein Bauer eine Bäuerin, will er nicht ein halber Mensch sein oder ganz zugrunde gehen. Er im Haus, ich im Stall und auf dem Feld und in der Stadt, so haben wir's gehalten und gut war's. Und wenn ich mehr zu tun und es schwerer hatte, wie er, so war ich stärker und ärmer; und da schadet es nichts, gewöhnt man die strenge Arbeit.

„Es sind freilich manche im Orte gewesen, die hetzten und stichelten. Neidhämmel waren's, natürlich. Sie bedauerten mich ins Gesicht und nannten mich hernach alles, nur nichts gutes, weil ich umsonst beim Pawelka diene. Und er war bei ihnen ein geiziger Hund, der sich so einen Knecht eingefangen hat, der ihm nichts kostet. Aber das ist Unsinn. Kann ich mich zahlen lassen von einem Bruder? Nein! Nun also, wie Brüder haben wir gelebt. In einer Stube schlafen wir;

wird man das mit einem Knecht? Waren wir im Wirtshaus, dann ist sein Tabaksbeutel zwischen uns gestanden und wir haben beide daraus geraucht; und wenn ihm etwas einfällt, dann stößt er mich an oder ich ihn, und wir lachen und haben uns lieb. Ist das nichts? Gezahlt hat er für mich; wozu also noch Lohn? Das können nur Leute reden, die keine Ehre haben und keinen Ehrgeiz und gar nicht verstehen, was es ist um die Freundschaft mit einem so reichen und so mächtigen Bauern. Die werden auch nie gute Soldaten; ich aber bin's gewesen, neun volle Jahre, und als Feldwebel bin ich entlassen worden, gnädiger Herr!" Er saß wirklich stolz vor mir und sah mich selbstbewußt an.

Er hielt inne. Ein dünnes, taktmäßiges Gebimmel erhob sich; ein gelles Glockenzeichen wurde gegeben. Von ferne klang der schrille Pfiff einer Lokomotive; ein Zug fuhr mit mächtigem Schnauben in den Bahnhof ein. Für eine kurze Weile war ein fast überlautes Leben um uns und vor uns. Noch ein starkes Läuten, darnach ein Klirren, Pfeifen, Stöhnen, das fern und ferner verrollte; endlich die alte Einsamkeit und Stille. Nur manchmal schob sich eine rote Dienstmütze behende dem Fenster vorüber; der Kellner lungerte müßig an der Türe und wehte sich vor der stärkeren Sonne mit seiner Serviette Kühlung zu, bis er dann langweilig und lässig an unseren Tisch trat. Ich sah Brozik an; er nickte, nahm aus der Brusttasche seine kurze Stummelpfeife, stopfte sie bedächtig und gewissenhaft, untersuchte sorgfältig das Rohr und begann heftig zu qualmen. Bald saß er wie in einer Rauchwolke, und aus dieser heraus berichtete er, fast unsichtbar und flüsternd, nur daß

manchmal seine braune Hand nach dem Glase griff. Dann zerriß das Gewölk, und ich sah in sein von den Schatten der Erinnerung etwas melancholisch überflogenes Gesicht, von dem das gutmütig-schlaue Lächeln doch nicht einen Augenblick wich.

„So haben wir fünf volle Jahre gewirtschaftet, daß man sich's gar nicht besser wünschen kann. Nun aber kommt der Mensch doch in die Jahre, wo man nach den Mädchen schaut. Er hat das immer in der Gewohnheit gehabt, nun, warum nicht? Ein Reicher! Ich war's nicht. Da war aber auf dem Hof ein Mädel, eine weitschichtige Verwandte von ihm. Geschickt, anstellig und fleißig; alle Achtung vor ihr. Noch ganz jung war die Kathinka; aber ernst und eigentlich nicht mürrisch, sondern nur überlegend. Man hat immer gespürt, sie weiß, was man will und was sie will, ob sie nun den Mägden etwas befohlen hat oder ob sie selber redet. Hübsch? Etwas mager, nicht so stark wie die anderen; auch nicht blond, sondern ganz schwarz, wie die Nacht. Die hat mir wohl ins Auge gestochen; aber ich trau' mich nicht recht an sie, denn ich habe gesehen, wie sie sich die anderen Burschen vom Leibe gehalten hat — und einen Korb? Da sehe ich nicht ein, was man davon hat.

„Sind aber zwei Menschen einmal beisammen, und beide gehören nicht so ganz zu denen, mit welchen sie wirtschaften, dann, denke ich, müssen sie zueinander kommen. Ich sehe wohl, der Wojtech möchte sie, aber nicht als Weib, und er traut sich doch auch nicht recht gegen sie. Darüber staune ich. Und wir sind auch manchmal ins Reden gekommen; nie für lange, weil sie sich dann immer was zu tun macht. Aber ausgewichen

ist sie mir auch nicht; im Gegenteil, sie war öfter im Pferdestall, als nötig. Wenn ich aber meine Pferde putze, dann sing' ich dazu, ich hab's so in der Gewohnheit und meine, die Tiere hören es gerne. Und einmal fang' ich an, und ihre Stimme antwortet vom Hofe; ich nehm's wieder auf, und das geht so ein Weilchen, und ich freu' mich, wie schön sie es kann und wie voll ihre Stimme ist. Dann tritt sie in den Stall; sieht mich, verfärbt sich: „Ach, das bist du," sagte sie aber ganz gleichgültig. Ueberhaupt hat sie sich in der Gewalt gehabt, ein reines Wunder, gnädiger Herr. „Ja, das bin ich" und ärger' mich, daß ich nichts besseres weiß, und sie will gehen. Ich aber: „Bleib noch ein bißchen" und fange wieder zu striegeln an. „Wozu? Das hab' ich schon gesehen" und lacht, daß man närrisch werden kann, so schön, mit ihren weißen Zähnen, klein und spitzig wie Mäusezähne, und mit ihren schmalen Lippen. Ich aber nehm' mir Mut: „Magst mich, Kathinka?" „Ja," antwortete sie ruhig. „Nicht so, wie du denkst. Nein, magst mich ordentlich?" „Das weiß ich nicht." Ich nehm' ihre Hand, und sie läßt sie mir; und dann plötzlich will ich sie an mich ziehen. Sie aber stößt mich in die Brust: „Das leid' ich nicht. Noch nicht!" nach einer Weile, weil ich ganz verdutzt und traurig dasteh'. Denn eine Kraft hat sie gehabt — ganz merkwürdig, gnädiger Herr!

„Nun aber: mit der Zeit wird sie zutraulicher. Freilich, wenn die anderen Burschen mit ihren Mädeln in einer Sommernacht durch das Dorf gegangen sind und sangen, dann hat sie nicht mitgehalten. Auf der Bank vor dem Hofe sitzt sie dann oder mit den anderen,

die noch niemanden haben, beim Teich, wo sie den Flachs rösten, und hört zu, wie die Frösche läuten durch die Nacht. Komm' ich aber heim, dann küßt sie mich heimlich, aber heftig. So auch auf dem Feld, im Schnitt, wenn sie das Essen hinausbringt und uns niemand sieht. Denn sie hat durchaus nicht wollen, daß es laut wird, wir gehen miteinander. Vor Pawelka schon gar nicht; und wenn ich meinte, eigentlich geht das ihn nichts an, dann sagte sie: „Ich will es aber nicht!" Aber, es war ein schöner Sommer, gnädiger Herr! Merkwürdig kurz, daß ich keinen so denke, fruchtbar, wie keiner. Und ich war glücklich, denn sie hat sehr zärtlich sein können; aber doch immer so, daß ich erkannte: Vergessen wird sich die nicht, und erlauben darf man sich mit der nichts. Und weil ich im Herbst einrücken soll, zu Nummer 3, Erzherzog Karl, so war mir das ganz recht. Denn, war ich erst vom Militär frei, so wollte ich durchaus heiraten. Das stand mir so fest, daß ich gar nichts darüber spreche; ich halt's nicht für nötig, denn wozu sonst das alles?

„Ob der Wojtech was gemerkt hat? Ich weiß das heute noch nicht. Er war damals überhaupt sehr schlecht aufgelegt und hat von der Kathinka niemals gesprochen. Nur einmal; wir saßen auf der Ofenbank, haben die Ernte schon hereingehabt und rechnen also und rauchen. Da geht sie gerade über den Hof und ruft einer anderen Magd zu: „Du, Madleno!" und gibt ihr ihre Befehle, ruhig, als dürfe sie's und sonst niemand. Wojtech aber sieht zu ihr hinüber, ist ganz bleich und sagt mit zitternder Stimme: „Die! was die glaubt! Kommandiert mir auf dem Grund, als wär' er schon ihr Eigentum. Will

sonst nicht! bekömmt ihn aber nicht," und flucht und speit das Mundstück der Pfeife von sich, das er zerbissen hatte in seiner Wut, daß noch jemand auf dem Hofe was redet, als er. Denn auf etwas anderes hat sein Zorn doch nicht gestellt sein können, und er war sehr herrschsüchtig, der Wojtech!

„Darnach muß ich einrücken. Mein Freund war so gut, daß es ganz erstaunlich war; in seinem Wagen führt er mich in die Stadt und zur Kaserne. Wir haben viel getrunken beim Abschied, Wein, Bier und Schnaps, und haben geweint alle beide. Ich hab' aber viel an die Kathinka denken müssen, hätt' ihr gerne was sagen lassen, und trau' mich doch nicht. Denn noch vor Tag hat sie mich gefunden und war lieb und nicht so streng wie sonst, sondern so, daß ich mir denken muß: Wenn die will — man müßte seinen Bruder für sie erschlagen. Nie war sie vorher noch so gewesen; nie; man kann sich sie gar nicht vorstellen, durchaus nicht. Und als ich sie fragte: „Wirst auf mich warten?" da schwört sie bei allen Heiligen, sie wird's, und es kann kommen, wer da will, sie wird's.

„Gut, ich diene meine drei Jahre, und es ist mir gut gegangen. Ich war gerne Soldat; es ist überhaupt gar kein schlechtes Leben dabei, wenn man sich nicht zu ungeschickt anstellt oder nicht bösen Willen hat. Die Zeit ist hingegangen, wie nichts. Wir sind in Olmütz gelegen, einige Wochen gar in Brünn. Gnädiger Herr, dort ist's schön! Ein Tag war mir dort besser als ein Jahr zu Hause. Man sieht etwas, wenn man nur über die Gasse geht. Ich habe keinen Urlaub genommen, wozu? Geschrieben hab' ich auch nicht; ich kann's gut,

gnädiger Herr, sonst wär' ich nicht Feldwebel. Aber — wozu und wem? Meiner Mutter? Die kann nicht lesen. Der Kathinka? Bekommt die einen Brief, so nimmt ihn der Postmeister und riecht dazu und schnüffelt, bis er herausbekommen hat, von wem er ist, und es gibt Gerede. Das mag sie nicht, und sie hat recht.

„So gehen meine drei Jahre herum, wie im Flug. Ich werde frei; wir sind ganz in der Nähe gewesen, und ich marschiere zu Fuß heim. Es war ein häßlicher Tag; die Straße tief, daß man nur schwer weiter kömmt. Im Dorf ist niemand zu sehen, und ich will gleich zum Wojtech. Aber ich schäm' mich vor mir selber, klopf' an ans Häuschen, wo meine Mutter wohnt. Die kocht gerade am offenen Herd; den Löffel läßt sie fallen, weint, lacht. Ich aber: „Mütterchen, dann wird's schlecht mit dem Nachtmahl," und sie fängt sich zu schelten an und richtet alles aufs beste. Darnach muß ich erzählen, wie ich fertig bin, frag' sie nach dem und jenem, und zuletzt, so nebenbei, auch nach dem Wojtech. „Der," sagt die Mutter, „der ist verheiratet. Rat', mit wem?" „Nun, mit recht einer Reichen, natürlich." Lacht die Mutter: „Ja, Herr Feldwebel, wie man sich irrt! Die Kathinka hat er genommen." Ich spring' auf: „Was? Das ist nicht wahr!" und bin so, daß die alte Frau zurückfährt: „Josef, mein Sohn, tu mir nichts!" Ich bezwing' mich: „Und seit wann?" „Laß mich rechnen; ja, Maria Lichtmeß sind's drei Jahre." „So lang?" und um mich dreht sich's. Ich will fort; die Mutter aber läßt mich nicht, schluchzt, ich sei krank, und schwört und bittet, bis ich bleibe.

„Aber, gnädiger Herr, es war eine böse Nacht. Da

geht einer ganz im Dunkeln: er fürchtet sich aber nicht, denn er kennt jeden Tritt und gibt auch gar nicht acht auf den Weg, weil er an besseres denkt. Er weiß: dort muß ein Brücklein sein, sieht die Weiden, die dort stehen, marschiert weiter — und stürzt ins Wasser. Der Steg ist fort und er muß ertrinken und schwimmt er sonst noch so gut. Er ist ohne Besinnung und verloren, bevor er sie wieder gewinnt. Ganz so war mir; ich komme müde heim, glaube — jetzt hast du alles, was du dir gewünscht hast in Jahren — nichts hab' ich und ich fühle, wie mir das Wasser höher steigt. Ich wälze mich, will fluchen — aber auf wen? Auf Wojtech? Der hat ja nicht gewußt, was er mir wegnimmt. Die Kathinka? Ja, wer bin ich und wer der andere? Alles ist fort und verloren — das Mädel, der Freund, und ich steh' da, wie der dumme Narr, über den man lacht . .

Das war an einem Samstag. Am Sonntag geh' ich in die Kirche. Da war sie auch, und so schön und nobel, daß ich mich kaum trau', sie anzusehen. Sie hat nicht den Rock getragen mit vielen Falten, daß es bei jedem Schritt rauscht und knittert, wie ihn die Weiber bei uns haben, sondern ein bißchen städtisch war sie angezogen, und keine kann feiner sein. Pawelka kommt auf mich zu und grüßt mich ganz wie früher; ich muß ihm antworten, und die Gurgel ist mir voll, und ich würge nur so an etwas; er gibt mir die Hand, und ich möcht' ihm eins vor die Brust geben. Auch sie tut's: die Schamlose! Andere beglückwünschen mich, und ich bin im Rudel drin, in der Kirche; kann nicht frei werden, und ich möchte am liebsten allein sein. Und unterm Gottesdienst muß ich immer zur Kathinka hinüberschauen

und merke erst, wie gern ich sie habe. Gewiß, ich habe beim Militär manche gehabt; nun ja, ich war ein hübscher Bursch. Aber was ist Liebe beim Militär? Aufbesserung der Menasch'. Das aber, spür' ich erst jetzt, das war ganz etwas anderes.

„Und dabei — nicht einmal ausweichen kann man sich in so einem Nest. Man hört von einander, man trifft sich, und ich werde immer zorniger und weiß nicht, wem ich's abzahlen soll. Man hat mir unrecht getan; ich aber kann's niemandem zurückgeben, und ich muß sogar schweigen darüber. Ohnedies, ein Ausgedienter paßt nicht gleich ins Dorf. Ein Feldwebel schon gar nicht; der befiehlt, und das kann kein Knecht, wie ich es geworden wäre, stehe ich wieder ein. Im Winter nimmt man auch gewiß keinen auf; was soll der Bauer mit ihm, wenn es keine Arbeit gibt? Was aber mit der Zeit anfangen? Manchmal geht man in die Stadt, zum Wochenmarkt; aber da muß ich denken, wie das früher einmal war, und das macht mir ein böses Herz. So lieg' ich denn den ganzen Tag auf der Ofenbank, rauche Pfeifen, esse, und frage nicht, woher die Mutter das Geld nimmt für alles. Sie aber traut sich nicht, mir ein Wort zu sagen, und wie ihr einmal die Mitbewohnerin zuredet, sie soll mich doch zur Arbeit bringen, seufzt sie nur: „Soll er glauben, er ist mir zu viel? Ich habe ja nur ihn. Da schind' ich mich halt noch mehr." Und mich rührt das gar nicht, sondern ich nehm' einen Besenstiel, reich' ihn in die Küche und rufe der Alten hinaus: „So, gehört hast du's jetzt. Und wenn du nicht gehen willst — da hast dein Reitpferd, alte Hexe!" So schlecht

war ich damals; und wie sie zetert, da hab' ich gelacht, gnädiger Herr!

„Am Abend aber reck' ich mich immer eine halbe Stunde und gehe fort. Wo unsere Gemeinde rührt an eine andere, wo früher, ehe man sie verteilt hat, die beiden Hutweiden zusammengestoßen sind, dort steht ein Wirtshaus, und das heißt „Auf der Grenze". Dorthin bin ich gegangen und habe getrunken, bis man mich fortgeschickt hat. Am Sonntag war Tanzmusik; da hat der blinde Franz die Ziehharmonika gespielt. Die hör' ich gar gerne, und wenn sie so näselt, dann denk' ich an den Herrn Katecheten, wie der uns immer ganz durch die Nase ermahnt hat, wir sollen gottesfürchtig und tugendhaft sein, und uns geliebte Kinder in Christo geheißen; und dann, wenn sie schnarrt, fallen mir alte Weiber ohne Zähne ein, und ich muß lachen. Also, dazu haben wir getanzt, und ich war toller, als alle; ist gerauft worden, so war keiner so wild, wie ich. Und allein fortgegangen bin ich auch nur selten, es hat sich immer eine gefunden, die ich begleiten darf. Ein Vieh lebt nicht dümmer in den Tag hinein, gnädiger Herr, sündigt nicht mehr, ohne es zu wissen oder sich zu schämen. Was schämen! Ordentlich stolz war ich und dachte mir: „Der zeigst du, was sie dir getan hat. So ein braver Bursche warst du, und jetzt!" Und in der vielen, langen Zeit, wenn ich herumgehe und der Kopf tut mir weh — da hab' ich erst Gedanken gehabt — der Teufel hat sie nicht schlechter!

„Also der Winter ist herum, ich weiß nicht, wie. Man fängt zu ackern an, und ich rühre keinen Finger. Meine Mutter seufzt und arbeitet sich das Leben vom

Leib herunter, ich schau' zu, geh' in keine Kirche, wie ein Heide. Da stellt mich einmal der Herr Pfarrer — der so durch die Nase spricht — ich muß ihm versprechen, ich komme nächsten Sonntag in die Messe. Da predigt er — jedes Wort hat auf mich gepaßt und auf das, was mit mir ist. Die Leute zischeln; ich spüre, man zeigt auf mich. In mir kocht's, und, wie der Gottesdienst vorüber ist, da tu' ich erst recht hochmütig. Ich gehe auf die Mädeln zu, die beisammen stehen: rechte Antwort hat keine, nicht einmal die, die sich sonst von mir begleiten läßt. Aber da war die schwarze Theresa; mit der will keiner etwas zu tun haben, weil sie sehr schlecht ist. Ich hänge mich mit ihr ein; sie lacht mit dem ganzen Gesicht, und so spazieren wir auf dem Kirchplatz. Hinter uns wispern sie; und auf einmal höre ich in meinem Rücken eine tiefe Stimme, die ich nur zu gut kenne: „Pawelka, weit hat er's gebracht, dein Freund! Von der Mutter läßt er sich füttern, und mit der da geht er am hellichten Tag!"

„Ich dreh' mich um; da sind der Wojtech und die Kathinka. „Theresko," sag' ich, „bist besser, als die, welche über dich schimpfen," und lass' doch ihren Arm los. Der Wojtech aber kommt auf mich zu und redet auf mich ein, ich soll wieder bei ihm eintreten. „Nein," sag' ich. „Brüderchen," meint er, „was hast du nur gegen mich? Ich werde dich halten, wie du es dir verlangen kannst, und will dich gut zahlen."

„Ich brauch' kein Geld." Da mischt sich die Kathinka ein: „Natürlich. Wozu? Und wenn seine Mutter das betteln muß, was er braucht, der Fresser, was geht das ihn an?" Da werd' ich wild: „Du," ruf' ich und

schüttel' ihr die Faust vorm Gesicht. „Du schweig' mir nur, du Schlechte! Pfui!" Und spei' aus vor ihr. Der Wojtech will auf mich los: „Meinem Weib tust du das?" „Ja, weil sie's verdient." Er hebt den Arm. Da kreischt hinter mir meine Mutter, man trennt uns, und wir drohen uns nur vom weiten und mit roten Gesichtern.

„Den Nachmittag geh' ich auf den Hof vom Pawelka los. Gut angezogen, damit ich wem gleichsehe, und fest entschlossen, mit ihm zu rechnen. Er ist nicht zu Hause, oder läßt sich nicht sehen. So streich' ich durch den tiefen Hohlweg mit den starken Karrengeleisen, der an der Seite ist, und fühle, wie mein Haß immer stärker wird. Da kommt etwas auf mich zu: eine Frau. Mein Herz schlägt, meine Augen schwimmen: es ist die Kathinka. Vor mir bleibt sie stehen — wir sind ganz versteckt vor den Leuten durch eine alte Linde — und schaut mich mit ihren schwarzen Augen an. „Ich hab' dich gesehen, und bin gekommen, dich etwas zu fragen. Du hast mich schlecht geheißen: Warum?"

Ich stampf' mit dem Fuß: „Weil du's bist."

„Sag's noch einmal," und sieht mich schärfer an.

„Weil du's bist. Zu schlecht für den Teufel," und ich werde rot im Zorn.

„Sie atmet. Blitzschnell hebt sie die Hand, und eh' ich etwas ahne, schlägt sie mich ins Gesicht. Ich taumel' vorwärts, brüll' auf, hol' aus, ehe ich aber noch die Faust hoch habe, springt sie mir an den Hals. Wie eine Katze. Küßt mich dorthin, wo sie mich geschlagen hat, und ich höre, wie sie mir ganz, ganz leise und so heiß, daß mir das Blut siedet, ins Ohr flüstert: „Du Narr!

Verdient der nicht Schläge, der auf einem Hof nicht dienen will, wo ihn die Bäuerin gern hat? Heut Nacht, vor zwölf Uhr, im Garten," und läßt mich los, fährt zurück, noch eh' ich wieder bei mir bin. Verschwindet im Hof; behend wie eine Natter. . .

„Ich steh' allein da, greife mir nach dem Kopf, ob ich wach bin. Also, ich bin's wirklich, nicht einmal getrunken hab' ich den ganzen Tag. Das war damals nicht so oft, daß ich's nicht wissen konnte. Und doch schwanke ich, mir flirrt alles und blendet mich, und erst nach einem Weilchen erkenn' ich, wo ich mich finde. Ich seh' mich um; niemand in der Nähe, alles still. In Pawelkas Hof ist es ganz öd' und einsam; nur die Spatzen kreischen, und eine ganz schwarze Katze liegt faul in der Sonne, dehnt sich, schleicht darnach hübsch und zierlich weg, und mir fällt dabei etwas ein, aber so dunkel, daß ich garnicht sagen könnte, was es war. Ich schau' nach der Sonne und kann nicht bestimmen, welche Zeit es ist; erst, wie ich an die Kette gerate, fällt mir ein, daß ich mir doch für mein erspart Geld eine Uhr gekauft habe. Es ist fünfe darauf gewesen; aber noch ehe sie wieder im Sack ist, hab' ich's schon wieder vergessen. Noch sieben Stunden, sag' ich für mich. Was mit denen anfangen? Unter Menschen? Ich tauge heute garnicht dafür. Und so mach' ich mich denn in unsere Hütten, leg' mich auf die Ofenbank und versuche, nichts zu denken, und es will mir doch garnicht geraten.

„Bald darauf wird's dunkel. Meine Mutter bringt das Nachtessen, und wie sie dann beim Saubermachen rumort, tut's mir weh im Kopf. Sie legt sich schlafen, kniet zuvor vor dem Bild der schwarzen Mutter Gottes

nieder und betet. Ich bleibe wach auf meiner Ofenbank und passe vor mich hin. Die alte Uhr mit dem Zifferblatt von Porzellan — es sind zwei Liebesleute darauf gemalt, und er gibt ihr einen Rosenstrauß, größer als sein Kopf — tickt so furchtbar laut, daß ich sie stellen will. Aber, fällt mir ein, dann wird's ja gar nie zwölf Uhr! Das ist dumm, dümmer als dumm, aber ich kann den Einfall durchaus nicht loswerden. Der Nachtwächter hebt sein Getute an; hat der Kerl eine Gewalt in der Lunge, sag' ich mir, man möcht' ihn umbringen, so viel lärmt er. Und dabei ist es erst neun Uhr.

„Bald darauf wird es lichter. Der Mond geht auf, da fällt ein schwaches Helles in die Stube; gerade auf den Kopf meiner Mutter und auf die rotgestreiften Polster, in denen der ganz versunken ist, daß man das kleine Gesicht mit der kleinen Nase kaum sieht. Sie seufzt davor, und ich erschrecke — wenn sie jetzt aufwacht? Geht dich nichts an, will ich mir einreden, bist alt genug und stehst selber für das, was du anstellst. Aber, wenn drüben wer anderer nicht schlafen kann, wann er soll? Was dann? Mir wird heiß in der Stube mit den zugemachten Fenstern, so warm die Nacht ist, und ich trau' mich wieder nicht, ins Freie zu gehen. Sie hat sich geplagt für dich, das alte Weib, sag' ich mir; du sollst ihr ihre Ruh lassen, solang du kannst und ärger' mich über mich selber, daß ich überhaupt hier bin und nicht nach der Grenze. Aber da hätt' ich zu weit gehabt bis zum Hof vom Wojtech. Und jetzt erinner' ich mich daran, wie gut wir gewesen sind, so lange Jahre, ehe uns die dazwischen gekommen ist, die nie

hätte herkommen sollen. Ich muß seufzen, und wie zur Antwort stöhnt meine Mutter. Hast Ursache, flüster' ich für mich; denn wie kann's jetzt werden? Läßt sich's der Wojtech gefallen? Gewiß nicht. Kann's verschwiegen bleiben? Schon garnicht. Was dann? Aber davor hüt' ich mich noch, darüber zu spekulieren.

„Es wird so zehn. Noch zwei Stunden, sag' ich mir, will mich freuen und kann's nicht. Warum? Es ist doch nicht der erste Gang, den ich so gehe. Aber sonst war ich fröhlich, und heute kann ich es nicht werden. Ist doch eins wie das andere. Nein, muß ich mir antworten, das waren Mädchen, und ein Mädchen gehört dem, dem sie sich gibt. Sie betrügt niemanden, weil sie sich niemandem zugeschworen hat. Ein Weib aber doch, und ich sag' mir das Gebot her, wie ich's in der Christenlehre gelernt hab', und kann's garnicht loskriegen. Dummheit, mein' ich dann, daß man das noch einmal verbietet. Steht denn das nicht auch schon in „Du sollst nicht stehlen"? Ein Sack Erdäpfel oder ein Weib, ist das nicht im Grund dasselbe? Nur viel mehr liegt an dem, wie am anderen. Und wenn's meine Mutter meinem Vater getan hätte? Ich müßte sie hassen, weil ich nicht wissen möchte, wem ich denn eigentlich gehöre.

„Sie schläft auch gerade die Nacht so sehr unruhig. Eben ächzt sie wieder: „Jesus, Maria und Joseph!" Sie könnt es nicht trauriger tun, wenn ich tot wäre und man bringt mich ihr getragen. Und jetzt: ich bin gegangen, und Wojtech trifft uns. Oder er trifft uns nicht: er wird aber laut nach einer Zeit. Was geschieht? Entweder er erschlägt mich und hat recht. Oder

ich erschlag' ihn, und ich bin auch der Stärkere. Darnach bin ich aber so tot, wie es nur sein kann, und die alte Frau vor mir, die auf mich hofft, wenn ihr die Hände nicht mehr mittun wollen, hat gar niemanden auf der Welt. Sie aber, die Schlechte, die das alles angestiftet hat, lebt in aller Ehre und ist die reiche Bäuerin. Steht sie dafür? Nein, gewiß nicht, und mir wird so weich zu Mut dabei, daß ich mir sehr leid tue. Ich will mein Vaterunser hersagen, damit ich nicht mehr grübeln muß und das Stückel Zeit fort geht. Aber ich bring es nicht zu Ende — da steht's auch: „Herr, führe uns nicht in Versuchung." Und schon wie ich die Hände falte, wird mir's klarer und leichter: ich gehe nicht.

„Es wird gar nie ganz dunkel. Draußen bläst es elf Uhr; mich reißt's wieder. Ich zwing' mich, und doch steh' ich auf und tappe mich zur Tür. Da richtet sich die Mutter auf und schaut sich erschreckt um, aufgewacht von dem Geräusch, leichtschläfrig und ängstlich, wie sie ist. „Bist du's, Josef?" „Ich bin's." „Mir hat geträumt, so schrecklich, wie noch nie," und sinkt zurück. Die Augen aber sind noch immer offen, weit offen, und halten mich. Ich setz' mich nieder und stopfe mir beide Ohren zu, damit ich nicht höre, wie die Uhr tickt, schnell und immer schneller. Und jetzt — da bläst er zwölf Uhr! Ich möcht' am liebsten aufschreien — es ist zu spät, ich kann nicht mehr hin, und ich bin erlöst. Und dann wieder — vielleicht erläufst du es noch: sie wartet. Sei kein Narr, Brozik. Man möcht' weinen und sich selber prügeln und weiß garnicht, was man will. Aber, besser ein Narr als schlecht. Der Herr Gott selber hat

es nicht wollen. Aber, gnädiger Herr, es war eine lange Nacht."

Er holte tief Atem und klopfte bedächtig seine Pfeife aus. Ich sah nach der Uhr. „Ich bin gleich fertig, gnädiger Herr. Also: ich weiß, im Dorf kann ich nicht mehr bleiben. Sie wird mich verfolgen, weil sie mich fürchten muß, und der Pawelka wird meiner Mutter antun, was er nur kann. Ich muß fort, und das macht mich traurig, fort, und bin kaum hier. Aber wohin? Was anfangen? Das weiß ich noch nicht. Aber mir wird schon was einfallen, stark, gesund wie ich bin. Gemartert haben mich diese Sorgen freilich noch genug, und ich konnte nicht in Ruhe kommen, wenn ich mir vorstelle, für wie lang ich vielleicht weg soll. Was sein muß aber, da hilft nichts dagegen. Und wie meine Mutter aufsteht, noch zeitlicher als sonst, weil sie waschen will, sag' ich ihr's. Sie weint und lamentiert; aber endlich: es ist doch das Beste, und ich geb' nicht nach. Meine Sachen soll sie mir in die Stadt nachschicken, ich aber mach' mich fort in aller Frühe.

„Es war noch recht finster. Ich muß am Haus vom Pawelka vorüber, und da kommt mir das Lied in den Sinn, und ich sing' es. Sie kennen es gewiß, gnädiger Herr, das:

Meine Hütt' verfallen ist,
Drein liegt Sonnenschimmer;
Die mir lieb von allen ist,
Sagt, sie will mich nimmer!

„Es paßt mir zwar nicht ganz, taugt mir aber gerade. Darnach komme ich auf die Straße. Sehr viele

Sterne stehen am Himmel und geben ihr Licht und wie es heller wird und heller, da schleicht sich einer nach dem anderen. Wie Schulbuben, welche lärmen, wo sie es nicht dürfen und der Herr Lehrer kommt. Und dann wird's rot, erst ganz schwach, wie ein Mädel, das sich schämt und weiß noch nicht recht warum — jetzt schlagt's ihr ins Gesicht — jetzt weiß sie's. Mir aber wird ganz frei; ich hebe die Hände zur Brust und habe recht fromm gebetet. Mein Vaterunser — nichts stört mich. Darnach aber schnipp' ich mit den Fingern und schau' rückwärts, froh, gnädiger Herr, ganz froh und glücklich, und bin's geblieben. Sechs Jahre darnach noch beim Militär, dann beim Postmeister. Ich habe keine traurige Stunde gehabt, Herr! Ich habe, was ich brauche, erspar' mir etwas. Will ich heiraten, so kann ich's, und ich werd' es, und muß mich nicht fürchten, Not zu leiden und auch sonst nichts! Und seit dem Tag hab' ich das im Brauch, wonach der Herr gefragt hat; ich will es weiter so halten!"

Er trank aus. Um uns war es lebendig geworden. Draußen rief der Türhüter mit überlauter Stimme die Stationen aus, nach denen der Zug sollte. Es drängte sich um uns; ich trat hinaus. Die Schienen glitzerten ganz blendend. Josef folgte mir mit meinem Gepäck. Mit gewaltigem Aechzen kam der Eilzug. Ich stieg ein: „Mit Gott, gnädiger Herr!" rief er mir nach. Ich hielt ihm die Hand hin: „Mit Gott, Josef!" Er schlug ein, und die Lokomotive zog an. Ich sah nach ihm zurück; er stand zwischen den Geleisen, hielt die Hand beschirmend vor die Augen und winkte mit dem Hut. Er verschwand mir; rascher und immer rascher ging's.

Dorf um Dorf verflog, und auf reifende Saaten flammte eine jähe und mächtige Sonne nieder. Ich aber mußte unablässig jener anderen Sonne gedenken, die einmal vor Jahren aufgegangen war in einer zerrütteten und von arger Wirrnis heimgesuchten Seele, die einem von peinigenden Beklemmungen heimgesuchten Herzen Frieden heraufgeführt und ein Glück, nur bescheiden, aber rein von Vorwurf und von Reue ...

---

# Die stille Margareth

Am Feste Allerheiligen des Jahres 1585 ist der Pfarrer von Klein-Krasna im Gebirge gestorben. Er war mürrisch und wohl gar etwas vergrämelt darüber worden, daß er die ganze Zeit seiner Kraft also in der Einöde und in solchem Elend zubringen gemußt, und ließ endlich die Dinge gehen, wie sie konnten und wollten. Und weil er überdies alt und fast bis zur letzten Grenze der Tage gekommen war, so hat ihm niemand nachgeweint.

Schon um die Mitte desselben Monats begann der Winter, und zwar so grausam und wider alle Ordnung der Natur, daß niemand etwas ähnliches erdenken konnte. Denn zuerst kam ein harter und klingender Frost und verwandelte das wilde Wasser der Betschwa, die durch den Ort rinnt, in hartes und blinkendes Eis, das eine kraftlose Sonne mit nutzlosem Glanze übergoldet. Danach fing ein unendliches, trockenes Schneewehen an und währte ohne Unterbrechung bis nahe an die Christzeit. Es füllte recht ebenmäßig die ganze Schlucht aus, die sich der tolle Fluß im Erdreiche aufgewühlt, sodaß eine reinliche und glatte Straße durch das Weberdorf ging, die doch niemand befuhr. Noch trostloser als sonst sahen die Häuser und Hütten aus, die

längs der steilen Bergeshalde emporklommen. Sie glichen Geängstigten: immer späht einer über den Kopf des anderen nach Hilfe aus, die doch von keiner Seite her naht. Und zu der Bedrängnis des Augenblicks, die manchen beten lehrte, gesellte sich, nun die Saaten gänzlich erfroren sein mußten, die Furcht vor einer trostlosen Zukunft . . .

In diesem wüsten Wetter haben denn auch einige ihren Tod gefunden, die ausgegangen waren, durch den Verkauf von Leinwand sich und die ihrigen vor dem Hungertode zu erretten, der sie mit stieren Augen näher und schrecklicher anstarrte. Es gab viel Wehklage, und des Weinens ward kein Ende bei der großen Anzahl der Kinder, die verwaist zurückblieben. Ganz zuletzt kam der Meßner um sein Leben. Er war nach der Hanna gegangen, sich dort etwas zu erbetteln. Man weiß nicht, ob er auf dem Rückwege der Ermüdung von dem vielen Erklimmen von Höhen und Hügelchen, ob er dem Froste oder dem Hunger erlegen ist. Sie haben ihn im Gesträuche an der Betschwa gefunden, in sich gekauert, wie etwa ein Wild, das sich ins Gestrüppe verkriecht, damit es sich dort erwärme, und haben ihn neben seinem Herrn bestattet. Da er auch ein weniges Schule bei den Reicheren gehalten, damit er noch etwas zu dem gewinne, was ihm Weben und Kirchendienst eintrugen, so waren durch sein Ableben Unterricht wie Seelsorge gänzlich verwaist.

Als es dann endlich Frühling geworden war, begannen neue Nöte. Die Betschwa trat aus, sie unterwusch die Häuschen, durchbrach den Karrenweg und vermuhrte die wenigen fruchtbaren Felder im Ebenen.

Stumpf und traurig saßen die Männer von Klein-Krasna an ihren Webstühlen und sahen zu, wie sich die Weiber und das junge Volk abmühten, die Aecker wenigstens insoweit vom Gerölle zu säubern, daß man sie mit Sommerfrucht bestellen könne. Es ging nicht recht vorwärts, und inmitten so trübseliger und fast zweckloser Arbeit hielt ihr neuer Seelsorger, hielt Pater Felician Felix, der Sohn der Chropiner Bauernkönigs Viktorin Stiaßny, seinen unfestlichen Einzug in das Dorf. Man zog ihm allerdings mit dem wehenden Banner der Kirche entgegen, man überreichte ihm feierlich an der Grenzmark die Schlüssel zum Gotteshause, aber die Gestalten, die ihm entgegentraten, waren so kraftlos und auf ihren Schultern saßen so abgehärmte Gesichter, daß ihm bange ward nach der Heimat und ihren mächtig schreitenden Männern, die er vor kurzem erst bei seiner Primiz breitbeinig und selbstbewußt an der Tafel seines Elternhauses aufrücken gesehen. Denn er war noch jung und kaum ausgeweiht; nur die Ungunst der Zeiten und der Abfall vieler vom alten Glauben brachten ihm so zeitige Selbständigkeit. Er aber wäre lieber irgendwo im Unterlande Kaplan, als hier Pfarrherr gewesen, und einzig der Gedanke, daß er sich hier bewähren müsse, ehe er anderwärts auf besserem Posten der Kirche dienen dürfe, hielt ihn in den ersten, endlosen Tagen eigentlich in Klein-Krasna zurück.

Auch war ihm von seinen Oberen in Olmütz ein ganz bestimmter Auftrag mitgegeben worden, an dessen Ausführung sie seinen Eifer und seine Fähigkeiten prüfen wollten. Unmöglich konnte die notgedrungene, monatelange Vernachlässigung aller seiner Glaubensbe-

dürfnisse ganz ohne üble Folgen bei dem Volke geblieben sein, das sich so oft in solcher Verzweiflung und immer vergeblich an den Gott gewendet, den es bekannte. Nichts aber bereitet dem Unglauben so sehr den Boden als Enttäuschung. Zudem war Ober-Ungarn mit seinen Lutheranern nahe genug; manche Verwandtschaft oder sonstige Beziehung mochte zwischen den Anhängern der katholischen Lehre und den Neuerern bestehen. Es galt zuzugreifen und zu steuern, solange noch überhaupt etwas zu richten war. Und darum hatte man einen jungen, fähigen und ehrgeizigen Mann hingesendet, den überdies eine ansehnliche, ererbte Habe der Notwendigkeit enthob, allzusehr auf das Erträgnis seines Amtes bedacht zu sein, dessen leichte Hand eher erwarten ließ, er werde aus Eigenem dazu tun, wenn es Armen zu helfen und so Schwankende durch die Erinnerung genossener Wohltaten oder die Hoffnung künftiger Hilfe in der Gemeinschaft der Gläubigen erhalten galt. Und mit Gedanken darüber, wie er wohl am besten Zugang zu den Herzen seiner Pflegebefohlenen gewönne, mit dem Nachholen lange versäumter, heiliger Handlungen, endlich damit, daß er den Hausrat in Ordnung bringen und mit Eigenem ausschmücken, die Wohnung, die weitläufig, aber sehr verwahrlost, war, instand setzen ließ, verging ihm die bängliche erste Zeit, und er gewöhnte sich in seiner neuen Heimat ein, ehe er es selber noch recht gewahrt.

Freilich, mit ihren Bewohnern kam er dafür in keinerlei Weise in rechte Beziehung oder gar zu einem Ende. Umsonst spannte er auf der Kanzel und im Beichtstuhle alle seine Kräfte und seine beste Beredsam-

keit an. Er vermochte nichts über diese von kleinen Kümmernissen ewiger Not verdumpften Seelen. Was er ihnen Gutes tat, das wurde ihm nicht gedankt — es war viel, aber ein heimlicher Neid fraß an aller Herzen. Er blieb ihnen immer der fremde und reiche Herr. Das grobe, flatternde Leinenhemd und der schwarze Talar wollten nicht Freunde werden; sie wurden es bei dem Mißtrauen der Armut sogar desto minder, je mehr und je sichtbarer sich Pater Felician darum bemühte. Sie fürchteten ihn, dem der weltliche Arm ausgiebige Strafmittel gegen Ungehorsam zur Genüge zu Gebote stellte; sie verhielten sich mit ihm, weil sie sich Vorteile davon erwarteten. Aber sie faßten kein Vertrauen zu ihm, und Pater Felician, der sonst zu gewinnen verstand und das wußte, wollte verzagen. Mochten seine Vorgesetzten immerhin damit zufrieden sein, daß er offenem Abfalle steuerte und die Leute wiederum zu Kirchengang und Lippenandacht gewöhnte — ihm, seiner Jugend und ihrem Eifer gemäß, konnte das mitnichten genügen.

Eines aber verletzte ihn vornehmlich und tat ihm weh: die Regellosigkeit in der Messe und beim Gesange. Er selber war ein feiner Musikus; er wußte die Laute zu schlagen und zu seinem eigenen Geigenspiel mit angenehmer Stimme ein frommes oder weltliches Liedlein anzuheben, soferne es anders nur ehrbar war. Auch war das Hochamt in Olmütz immer feierlich und selbst mit vielem Prunke begangen worden. Etwas ähnliches vermochte der kleine Ort allerdings nicht; aber selbst durch das wirre Miteinanderschreien im Gottesdienste, das sein geschultes Ohr verletzte, hörte

er bei den Jüngeren manche wohllautende Stimme heraus. Konnte er sich diese schulen, so gewann er vielleicht zweierlei dabei: einmal die Abstellung des ihm unleidlichen Lärmens, dann aber mit der Zeit möglicherweise einen ihm ergebenen Anhang in der Gemeinde. Die Alten gab er verloren; aber sein Nachfolger konnte die Früchte seiner Mühen genießen und einmal leichteres Spiel finden, als er gehabt hatte. Schleunig nach seiner Gewohnheit setzte er alles ins Werk. Ein großes Gemach im Pfarrhofe wurde hergerichtet; er hielt Rücksprache mit den Eltern derer, die er sich zu werben gedachte. Nicht ohne großes Verwundern und Kopfschütteln hörten die von einem so sonderbaren und seltsamen Beginnen. Aber: es wagte auch keiner eine Widerrede; einen Nutzen sah allerdings niemand dabei, aber etwas Gefährliches schien hinwieder auch nicht zu befürchten. Man wurde somit bald einig; an zwei Abenden der Woche, immer nach dem Feierabend der Weber, sollte Pater Felician seine Singschule halten mit denen, die er sich dazu ausgelesen hatte.

So zog denn ein neues, fremdes und bald auch ein freudiges Leben in das Widdum ein. Harte Holzschuhe klapperten und trappten vergnüglich durch seine Gänge zu einer Zeit, zu der sonst schon das Schweigen darinnen geherrscht, wenn nicht gerade eine der traurigsten Pflichten seines Amtes den Pfarrherrn abberufen. Viele Kienspäne brannten; ihr rötliches und ungewisses Licht überfloß die blondhaarigen Köpfe der Weberkinder, die anfangs immer scheu zusammengeduckt blieben. Nur daß manchmal ein rascher und verstohlener Blick herüberflog zum jungen Pfarrherrn, der die Geige strich,

um den Ton des Liedes anzugeben, das sie anstimmen sollten, und dabei das braune Haupt leicht gesenkt hielt, damit er jeden Ton des Instruments voll vernehme, sodaß die blanke Tonsur erschimmerte. Dann leuchteten seine dunklen Augen auf in innerer Freudigkeit, wie bald der, bald jene die Weise festhielt und begriff, bis endlich das ganze vielstimmig und fast zu mächtig für die Stube erbrauste. Es ging; nicht umsonst floß slavisches Blut in den Adern der Lernenden wie des Meisters. Die Lust am Gesang und die Begabung für Musik war ihnen allen eingeboren. War aber Felician damit zu Ende, so entließ er seine Gäste darum noch nicht. Er vergaß nicht einen Augenblick daran, daß dies alles eigentlich nur Mittel zu einem ferneren, höheren Zweck war. So erzählte er ihnen denn hernach mancherlei; vom Leben der Heiligen, von ihren Werken und Wundern, um seinen Hörern auch so zu zeigen, wie ein höherer Wille sogar die Erlesenen prüft, um ihnen erst später nach ihren Taten zu lohnen, um seinen Jüngern Gelegenheit zu geben, sich mit stärkerer Gläubigkeit über das zu trösten, was ihnen im Leben Uebles verhängt war. Mit jener Herzlichkeit, die nur ein frommer Glaube und die Hoffnung auf gedeihliche Wirksamkeit verleihen, sprach er; so blieb denn sein Tun auch nicht ohne Frucht. Stumm und innig horchten sie; viele blaue Augen hingen an seinen Lippen, und kein Laut und keine Regung wurden derweilen vernehmlich. Nur die Kienspäne knisterten leise; nur ein ahnungsvoller, harziger Geruch schwebte wölkend durchs Gemach, bis sich das dunkle Haupt wieder aufrichtete. Dann schraken sie auf, aus der Welt der

Martern und der Gnaden in die verstoßen, in der sie lebten; vielleicht flüsterte noch die stille Margareth ihrer Nachbarin ein gehauchtes: „Es war wie in der Kirche!" zu, und die Kinder boten sich gute Nacht und traten aus dem heimlichen und wärmenden Obdach hinaus unter den frostklaren und sterndurchschimmerten Winterhimmel ...

Während sich aber die anderen gesellten und gepaart oder gar in Rudeln heimschlenderten und unterwegs vielleicht die erbaulichen Weisen, die sie kaum gelernt, vor sich hinsangen, ging die stille Margareth immer für sich und allein. Man war es von ihr nicht anders gewöhnt, und an ihrer Gesellschaft lag auch keinem gar viel; denn sie gehörte ganz armen Leuten, die sich eben nur eine Geis halten konnten, weil die keinen eigenen Grund braucht, auf dem man sie ernähre. Nicht einmal ihre eigene Hütte besaßen die Eltern der stillen Margareth. Die ganze zahlreiche Familie wohnte in einer Stube, und der Raum, der ohnedies kaum für die Menschen ausreichte, mußte auch noch den Webstuhl aufnehmen, an dem der alte Pelar sich und den Seinen ein kümmerliches und schlechtes Brot zu gewinnen suchte. So gab es denn tagsüber immer ein großes Lärmen, und vielleicht davon war die Margareth so sehr in sich gekehrt und so verschlossen geworden. Sie mochte das laute Wesen um sich nicht noch vermehren. Darum nun galt sie für unklug; sie war es aber keineswegs. Auch hatte sie früh für andere zu sorgen gehabt. Kaum daß sie zu gehn vermochte, so mußte sie die Ziege hüten. Dann und noch daneben war ihr die Sorge für jüngere Geschwister anvertraut worden, deren es bald kaum weni-

ger gab, als sie selber Jahre zählte. Sie selber aber überließ man ihrem eigenen Sterne; und so kannte sie denn vom Leben eigentlich nichts anderes, als Not und Sorgen, und dachte kaum mehr, das könne anders sein oder werden.

Auch war sie nicht hübsch und wußte das genau, ohne daß ihr Herz dadurch beschwert worden wäre. Ihr lag wenig an den Menschen, denen sie den Umgang mit ihrem Tiere beinahe vorzog. Sie war das verdumpfte Kind des Elends; wie mit grauer Asche war alles an ihr überflogen: das Haar, das ihr gerne wirr in die Stirn hing, bis sie's mit müder Hand daraus zurückstrich; die Farbe des Gesichtes selbst, dann ihre Kleidung, weil sie fast nur ungebleichtes Linnen am Körper trug. Nur zweierlei hatte sie, das gewinnend war: ihre Stimme, die zumeist allerdings einen schläfernden und eintönigen, einen schier weinerlichen Klang hatte, wie sie ihn vom Einsummen der Kleinen her gewohnt war. Sang sie aber, dann lag große Fülle und seltener Wohllaut darin, daß man sie aus allen heraushörte und sich die anderen fast wider Willen nach ihr richteten. Das zweite aber war ihr Auge; es stand still in dem vergrämelten Antlitz und glich an Farbe dem Winterhimmel, wenn ihn leise Schneewolken umhängen und ein ahnendes Sternenlicht durchfließt. Und wie dort oft geheime und rätselhafte Glut aufflammt, die niemand zu deuten vermag, so bei ihr. Dann lag Seele auf ihren Zügen, nie aber so stark und so schön, als wenn Pater Felician erzählte oder vorsang und sie ihm stumm und selbstvergessen horchte.

Es war überhaupt eigen, welchen Einfluß dieser

Mann über sie gewonnen hatte. Freilich nicht allein über sie; vermehrte Andacht und stärkerer Zudrang beim Gottesdienste bezeugten bald das Ersprießliche und Kluge dessen, was er begonnen, und erfüllten ihn mit hoher Freude. Aber die stille Margareth hing ihm wohl am meisten an; sie wußte es nicht, und ihre Gefährtinnen hatten es schon längst bemerkt, daß sie in seiner Nähe ordentlich verzückt war. Man lachte heimlich darüber, über die Inbrunst, mit der sie ihm die Hand küßte; und ließ sie dennoch gewähren aus Freude am Spaße, den man sich davon verhieß, aus Furcht vor ihrer Erregbarkeit, die durch ihre verträumte Ruhe nur schlecht verhüllt ward. Sie aber dachte kaum mehr etwas anderes, als Musik und den Priester, der sie in die Uebung dieser Kunst eingeführt hatte. Saß sie zu Hause, dann umklangen sie gespenstig und nur ihrem Ohre vernehmlich Tonfiguren, immer neu und immer reizvoll. Sie sangen sie in den Schlaf, und an jede knüpfte sich ihr die Vorstellung eines bestimmten Menschen. In einem Eckchen der Stube, auf Wergabfällen war ihr Lager, und dort, in jenem Halbschlummer, der hellhöriger ist als das Wachen, spann sie ihre Träume, freute sich, wenn ihr der tiefe und kräftige Mollton anklang, bei dem sie den Pfarrherrn zu denken gewohnt war, ärgerte sich über die schrillen Töne, die ihr ihre einzige Feindin, die freche Schmied-Barbara bedeuteten. Das ging ihr so, bis sie darüber entschlief, und eigentlich war sie eine gute Zeit glücklich dabei.

Allmählich aber erwachte doch ein neues Wünschen in ihr. Sie sah, wie gut es der Pfarrer hatte, wie übel und kümmerlich trotz aller Arbeit es zu Hause ging. Und

sie war eigentlich eine Last; man brauchte sie nicht mehr so recht. Spulen, nunmehr ihr Handwerk, konnte eine Jüngere auch, und Feldarbeit gab es keine zu verrichten, wo man nicht einmal ein Aeckerlein besaß. Konnte sie nicht fort? Konnte sie nicht im Pfarrhofe ankommen und Dienst und Erwerb finden? Die Hauserin, welche für Pater Felician die Wirtschaft führte, war alt und sehr mürrisch; mit seiner Stellung hatte sie der junge Pfarrherr übernommen, und so wurde ihm denn im eigenen Hause bei jedem Anlasse der Vorgänger als Muster vorgerückt. Vielleicht brauchte sie eine frische Kraft für die gröbere Arbeit; vielleicht war ihr Gebieter ihrer gar müde und froh, wenn ihn jemand von der Lästigen befreite. Die stille Margareth bedurfte einer ziemlichen Frist, eh sie alle diese Gedanken in sich zu Ende gedacht, denn sie war unschlüssig von Natur und hatte niemanden, mit dem sie sich beraten konnte: nicht die Mutter, die für nichts mehr Sinn hatte, als für ihre Arbeit und Plage, deren für sie zu viel war, nicht der Vater, der nur für seine Weberei lebte, ewig schwieg oder, wenn er je einmal den Mund auftat, mit eintönig näselnder Stimme ein Kirchenlied absang oder über seine beiden Finken sprach, auf die er so stolz war und die ihn wichtiger bedünkten, als Weib und Kinder, endlich nicht einmal eine Freundin. Und so sehr ihr dieser Plan einleuchtete und so verheißend er ihr immer schien, sie konnte dennoch nicht recht zu einer Entscheidung kommen, und eine geheime Stimme warnte sie davor.

So hat sie lange genug in sich geschwankt. In ihrem fünfzehnten Lebensjahre war Felician nach Klein-Krasna gekommen; sie näherte sich dem siebzehnten, als

sie sich endlich auf den Weg machte, und der wurde ihr sauer genug. Sie litt überhaupt viel an Herzklopfen; und oft mußte sie an jenem Februartage auf der Straße stehen bleibend abwarten, bis sich das stürmische Pochen in ihr beruhigt. Endlich war sie am Ziele. Mit einem scheelen Blick ließ die Hauserin das Mädchen, dem die Erregung ein ungewisses Rot in die fahlen Wangen getrieben, in das Zimmer des Pfarrherrn, der gerade über seiner Maria-Lichtmeß-Predigt grübelnd auf und nieder ging. Er erschrak schier bei ihrem Eintreten, sie aber überfiel ihr Leiden so heftig, daß sie davor, vor Erregung und Bängnis, ob ihr sehnlichster Wunsch überhaupt Gewähr finden möge, ganz und gar keines Wortes mächtig war. So starrten sie sich eine gute Weile verdutzt und schweigend an; endlich, als sie — wie er glaubte, vor Scham, als Bittende zu erscheinen — gar keine Miene zu reden machte, fragte er sie freundlich: „Willst du etwas von mir, Margarethe?" Sie blieb immer noch stumm; er aber: „Steht es schlecht bei euch zu Hause? Ist wer krank? Oder soll ich sonst helfen?" Sie schüttelte nur den Kopf. Da geriet er in Eifer: „So sprich! Ich habe gerade heute zu tun und sehe nicht ab, was du von mir willst, und erraten kann ich's wahrhaftig auch nicht!" Sie zuckte zusammen vor seinen heftigen Worten und senkte die Augen, mit denen sie ihn bislang unverwandt und ernsthaft angesehen. „Ich kann alles," hauchte sie.

Er mußte lächeln. „Gut für dich! Aber ich sehe nicht ein, was ich davon habe."

„Ich kann alles," flüsterte sie zum andernmale und noch nachdrücklicher, „alles, Hochwürden!"

„Nun, und was soll mir das?“

Sie empfand den leisen und gutgemeinten Spott schmerzlich. Aber sie bezwang sich noch, und fingernd eines um das andere fuhr sie fort: „Ich kann kochen, waschen und nähen, und was sonst nur von Arbeit ist im Hause und auf dem Felde. Ich kann alles und tue alles gern. Hochwürden kann fragen im Dorf.“

„Ja, aber was geht das mich an? Ich will dich doch nicht dingen!“ rief er fast ärgerlich.

Ihr schossen die Tränen, mit denen sie lange genug gekämpft, in die Augen: „Nun eben, das ist's ja!“

Pater Felician erkannte ihre tiefe Bewegung und fühlte das Bedürfnis, sie zu trösten. Er strich ihr das graublonde Haar, faßte ihre rauhe und unkindlich harte Hand. Sie bebte in sich zusammen und schloß die Lider bei der Berührung. Dann drückte sie einen heftigen Kuß auf seine Hand, und „Das ist's ja!“ flüsterte sie wieder mit ihrem leisen und fast kläglichen Ton. „Niemand will mich dingen. Niemand braucht mich. Und zu Hause? Ja! Da sind wir viele, so viele!“; sie streckte gespreizt die Hände von sich und haschte gleich wieder nach seinen. „Nein, noch mehr sind wir. Und wir hungern alle. Eine weniger, hab' ich mir gedacht. Eine, die arbeiten möchte und es kann. Und Ihr könnt eine brauchen, Hochwürden! Nehmt mich zu Euch, um Christi Barmherzigkeit, nehmt mich!“

Er schüttelte mitleidig den Kopf: „Das geht nicht, Margareth!“

„Und warum nicht, hochwürdiger Herr? Wenn ich darum bitte und Sie mich wollen?“ Sie schrie in ihrer Seelenangst.

Er sah wohl, was sich in ihr begab, erkannte es schon daraus, daß sie seine Hand immer stärker umklammert hielt. Aber daß ein Herz in seiner Verzweiflung zu ihm rief, das begriff er noch nicht. Nur seine Güte antwortete ihr, und vielleicht darum wurde ihm die Entgegnung so leicht: „Es darf nicht sein, Margareth. Ich will sonst sehen, wie ich euch helfen kann. Aber du bist noch zu jung für den Pfarrhof."

„Zu jung?" Sie staunte. „Aber ich bin es nicht! Was! hab' ich nicht schon alles arbeiten müssen? Probiert's wenigstens mit mir! Taug' ich Euch nicht, so jagt mich immer fort. Aber probiert's zuvor, aber . . ."

„Es darf nicht sein," unterbrach er. „Du bist in anderem Sinne zu jung für mich. Es gäbe Redereien."

„Anders? Was heißt das? Ah!" Sie stöhnte, eine tiefe Flamme schlug ihr ins Gesicht und sie ließ seine Rechte los. „So . . ." Und schleunig und wie gehetzt wendete sie sich zur Tür.

„Behüte dich Gott und seine Heiligen."

Keine Antwort kam mehr. Während neue Gedanken sich in ihr stürmend erhoben, war die stille Margareth fort und eilte nach Hause. Die Wirtschafterin schnitt ihr im Hausflur ein höhnisches Gesicht, und sie schüttelte dafür zornig die Faust gegen ihre Widersacherin. Ein ungeheurer Ingrimm, dem sie sich willenlos hingab, war in ihr. Und dabei klang Pater Felicians: „Du bist zu jung!" in ihr unablässig nach. Noch begriff sie es nicht recht; aber das Wort gellte in ihr, eine Wetterglocke, die nicht schweigen wollte.

Die Margareth war in der nächsten Zeit wie ausgetauscht. So verträumt sie immer gewesen sein mochte,

sie hatte früher geräuschlos, aber sicher im Hause geschafft. Das war vorbei; sie saß gern müßig. Dann wieder übernahm sie sich mit Arbeit. Sie sprach kaum mehr; stundenlang brütete sie mit ineinander gekrampften Händen, während ihre Lippen unablässig zuckten. Danach lief sie wieder zu Walde um Fallholz. Einmal begegnete ihr der Pfarrer, wie sie ein Bündel Reisig heimschleppte, das einem Manne fast zu viel gewesen wäre. „Du hast zu schwer aufgeladen, Margareth!" rief er ihr zu. Sie antwortete nicht; nur mit feindseliger Trauer, wie ein Hund, den ein Fremder geschlagen hat, schaute sie ihn an und beeilte sich desto mehr. Daheim brach sie zusammen und war fast ohnmächtig von dem heftigen Pochen in ihrer Brust. Die Gesangschule im Pfarrhofe hat sie nicht mehr betreten; in die Kirche ging sie nicht mehr und malte sich mit böser Schadenfreude Pater Felicians Verdruß über beides aus. Vorwürfe halfen nichts; und wenn die Mutter sie schlug, in der Besorgnis, es könnte bemerkt werden und ihnen gesamt vergolten, so trug sie's stumpf, oder es brachen so grimmige Schmähungen gegen Gott und den Glauben aus ihrem Munde, daß die alte Pelar erschrak und, Böses befürchtend, wenn sich das Mädchen etwa gar öffentlich so vernehmen lasse, von ihm abließ und seines Daheimbleibens schier froh war. Aber hätte sie das Auge dazu besessen oder vielmehr es nicht in Not und Elend eingebüßt, dann hätte sie wohl bemerken müssen, wie sich etwas Fremdes und Unheimliches in ihrem Kinde begab. Die Alten waren zu müde von der Tagesarbeit, die Jugend schlief noch zu gut; so vernahm denn kein Ohr das wirre Klagen und das gedämpfte

Schluchzen, das sich Nacht für Nacht vom Lager der stillen Margareth her erhob und erst in der Morgenfrühe zum Schweigen kam. Und dennoch rang die Unselige eigentlich immer noch gegen die Erkenntnis dessen, was sie bedrängte . . .

So nahte die österliche Zeit. Pater Felician hatte ein neues und schönes Auferstehungslied erhalten, das er seinen Getreuen beizubringen gedachte. Ihm fehlte aber die Margareth dabei aller Enden; er vermißte auch in der Kirche die leuchtenden Augen, die ihn so gläubig und hingebend anzuschauen gepflegt. Er wußte auch keinen Grund für die Art, in der sie sich ihm gegenüber benahm; an jene Unterredung als letzte Ursache des Ganzen dachte er nicht. Aber ihm mußte daran gelegen sein, keinerlei Auflehnung gegen sein Ansehen aufkommen zu lassen. Und so machte er sich denn eines Tages — es war kurz vor der stillen Woche und nur noch auf den Bergen lag der Schnee — zu den Eltern des Mädchens auf, die ganz oben auf der Leiten wohnten, dort, wo Klein-Krasna ein Ende nimmt und der Wald beginnt.

Ein unbändiges Lärmen war in der Stube, die er betrat. Da schrieen die Kinder durcheinander; da rasselte das Weberschiffchen; die beiden Finken waren so aufgehängt, daß sie sich sahen; nun spürten sie die Frühlingssonne und wetteiferten mit mächtigem Geschmetter. Auf dem offenen Feuerherde stand ein großer Topf und brodelte; ein dünner Geruch entstieg ihm, und eine feuchte und dumpfe Luft durchschwelte den Raum. Von nacktem Elend sprachen die nackten Wände. Hinter dem Webstuhle stand die Margareth und stierte ins Leere; das blasse, blanke Gesicht mit den schönen Augen schim-

merte geisterhaft zwischen den aufgespannten und sich kreuzenden Fäden hervor. Und während die alte Pelar herzustürzte, um dem vornehmen Gast die Hände zu küssen und einen ordentlichen Tanz um ihn aufführte, während der Weber aufsprang und sich nicht zu halten wußte in seiner Ueberraschung, blieb sie ohne jede Regung. Umsonst sah sie die Mutter ganz wütend an, umsonst gab ihr der Vater einen heimlichen Puff; die Margareth beachtete das gar nicht, und als der Blick des Pfarrers den ihren traf, senkte sich ihre Wimper nicht. Er bot ihr die Hand; sie aber tat, als gewahre sie das gar nicht und verschränkte ihre Arme auf dem Rükken. Pater Felician fühlte sich peinlich berührt; er wollte ihr Vorwürfe machen und traute sich nicht recht zu sprechen und fand das gehörige Wort nicht. Und endlich fuhr er heraus: „Warum kommst du nicht in den Gottesdienst oder zum Singen? Du gehst mir ab."

„Geh' ich dir ab, Pfaff?" kam es von einer fremden und unnatürlich heiseren Stimme zurück.

Ein Aufruhr entstand. Der Pfarrer fuhr auf: „So sprichst du mit mir? Warum? Weil ich dich nicht in Dienst nehmen will?" — „Um Jesu willen, rechnen Sie's ihr nicht an!" kreischte die Weberin; der alte Pelar schlug mit aller Kraft nach ihr und traf sie vor den Kopf. Sie zuckte ein wenig und fuhr sich nach der schmerzenden Stelle; aber ruhig antwortete sie: „Ja, nur weil du nicht mich hast dingen wollen."

Der Pfarrer beschwichtigte und kam sich dabei unendlich edel vor: „Schlagt sie nicht! Sie spricht im Unverstand. Zum Singen kommst du also nicht mehr?"

„Nein."





„Aber du wirst doch wenigstens zur Osterbeichte kommen?"

Sie dachte nach. Ueber ein Weilchen: „Ja, ich werde kommen!" und ein trauriges Licht irrte dabei in ihren Augen.

Die Tür kreischte, und kaum daß Felicians letzter Schritt verhallt war, so fielen sie wieder über das Mädchen her, das alles ohne Gegenwehr, nur schwer atmend und fast röchelnd ertrug. Man ließ endlich von ihr ab, und sie, als wäre nichts gewesen, versank wieder in sich und ihre Gedanken.

Am Palmsonntag kam die stille Margareth zur Beichte. Er war recht hell angebrochen, und viele Menschen bewegten sich im Freien. Mehrere Gespielinnen begegneten ihr, mit denen gepaart, die sich im Winter in Spinnstube oder beim Tanze zu ihnen gesellt hatten. Mancher grüßte; sie schien niemanden zu beachten und sah doch jeden mit starkem Neid. Ueber die Bohlenbrücke, welche die Betschwa überspannt, ging sie. Durch die Zwischenräume der Balken hindurch sah sie die raschen, lehmfarbenen, hochgeschwellten Wasser schießen und lauschte nachdenklich ihrem Murmeln und Murren, dem leisen Grollen und Knirschen des Geschiebes, das auf dem Grunde des Flusses fortgewälzt ward. So lange stand sie da, bis ihr schwindlig ward, und ihr schien, als wandere der Steg mit ihr der Strömung entgegen. Dann endlich riß sie sich mit einem Rucke los; in der Kirche kniete sie vor Pater Felician nieder und bekannte ihm gewohnheitsgemäß ihre kleinen Sünden. Während er sie aber schon entlassen wollte — er hatte es eilig, denn es war nicht mehr lange bis zum Hochamte

— verharrte sie noch immer auf den Knieen. „Ich habe noch eine Sünde auf dem Herzen," raunte sie und krampfte vor der Brust die Hände ineinander, „ich habe einen Mann lieb . . ."

„Hast du dich mit ihm vergessen," fragte Pater Felician, der nun zu begreifen glaubte, warum sich das Mädchen so sehr verändert hatte.

„Schlimmer! Hochwürden! Ich darf ihn nicht lieb haben."

„Und warum nicht? Ist er dir zu nahe verwandt?"

„Nein! Schlimmer, er ist ein Priester des Herrn."

Pater Felician horchte auf. Aber er war abgespannt vom vielen Beichthören, war ganz im Amte, und dies Bekenntnis war so unerwartet gekommen, daß er unmöglich an etwas Persönliches denken konnte. „Reiß ihn aus, Margareth, reiß ihn aus," sagte er nachdrücklich.

„Ich kann's nicht, Hochwürden; ich kann's nicht!" klagte sie.

„So darf ich dich nicht lossprechen, ehe du dich nicht abgetan hast der Sünde. Komm ein andermal!"

„Es hat nicht mehr Zeit, Hochwürden. Ich habe mir Mühe genug gegeben. Aber es geht nicht. Und warum soll ich's müssen? In Ungarn drüben, bei den Evangelischen, heiraten sie. Da war bei uns ein Kaplan, kurz vor Euch, wie der vorige Herr Pfarrer schon ganz alt war. Der sitzt jetzt drüben und hat Weib und Kinder. Darf's der, warum nicht auch ein anderer? O, ich hab' nachgedacht darüber, Hochwürden. Und andere, die haben eine bei sich, die sie gerne haben. Ich weiß es; ich hör' schon allerhand, und ich denke nach über

alles. Warum auch nicht? Ich hab' eine solche gesehen — sie ist von hier und lebt jetzt unten und hat's besser wie keine. Das möcht' ich freilich nicht. Aber, darf das sein? Warum also nicht, wie ich's möchte?"

Bei jedem Worte, glaubte sie selbst, müsse ihr die Stimme versagen. Es pochte so hart und so gewaltsam in ihr, daß ihr das Reden sauer wurde und ihr der Faden der Sätze immer und immer wieder abriß. Er aber wußte das nicht zu deuten. Und fast hochmütig in seiner Jugend und im Bewußtsein seiner tadellosen Lebensführung entgegnete er: „Das sind Abtrünnige oder Unwürdige. Uns aber hat es der große Papst Gregor verwehrt. Wer es doch tut, der fällt in die Sünde des Meineidigen, und, wer einen von uns ablenkt vom Pfade des Herrn, in die ewige Verdammnis."

Sie erhob sich und stand vor ihm. Der Kopf war demütig gesenkt, und man sah es recht, wie gewaltig und wie lange ein ungeheures Weh in ihr gearbeitet haben mußte. Aber sie war beinahe schön geworden davon. Ihre Augen hatten stärkeren Glanz gewonnen, und auf ihrer Stirne war ein Leuchten. Eine rührende Wehr- und Hilflosigkeit der Macht ihres Empfindens gegenüber prägte sich in der ganzen dürftigen Gestalt aus. Mit hastiger Geberde strich sie sich über Stirn und Schläfen, dann haschte sie nach seiner Hand und küßte sie innig. Im Hochamte saß sie wieder auf ihrem gewohnten Platze und schaute ihn wie früher unverwandt an. Zu Hause aber brach sie in ein unendliches Weinen aus, ohne eine Ursache angeben zu wollen, und als sie endlich nachts in einen kurzen Schlaf fiel, da hörte die Mutter, die bei einem kranken Kinde wachen

mußte, vom Lager des Mädchens her, Stöhnen, einen Namen und allerhand Ausrufe, die sie sich nicht zu deuten vermochte, die sie aber in ihrer Gewalt und Unmittelbarkeit mit der Ahnung eines Unglückes durchschauerten. Ein verkanntes Gefühl, eine Scham, die sich selbst preisgegeben zu haben glaubte und nun im Tiefsten verletzt war, rangen in ihr und zerrten an ihrer Seele. Erst am anderen Morgen verstand die alte Pelar alles: da durchlief nämlich ein Aufschrei das ganze Dorf — man hatte die Margareth tot aus der Betschwa gezogen; dort, wo das Wasser den Ort verläßt, war die Leiche der Flut entrissen worden.

Es war das erstemal, daß ein Mensch in Klein-Krasna seinem Leben mit eigener Hand ein Ende bereitet. Niemand wußte sich mindestens eines ähnlichen Ereignisses zu entsinnen. So erhob sich denn eine ungeheure Aufregung. Die armselige Stube der Pelar wurde nicht leer von Besuchern. Man hatte die stille Margareth auf das einzige Bett gelegt, das in dem Raume war; darum drängten sich die Beschauer. Der Vater aber war zu Pater Felician gegangen, um die Einsegnung zu erbitten. Gegen Mittag kam er verstört zurück — der Pfarrer hatte ihm nach den Vorschriften der Kirche seinen Wunsch verweigern müssen. Ein neues Jammern brach los; die Teilnahme aller äußerte sich in ungestümen Wehklagen. Da stand die alte Pelar auf: „So will ich zu ihm gehen!“ Und als ihr Mann antwortete: „Glaubst du, er wird es dir anders machen, wenn er nicht darf?“ zuckte sie nur die Achseln. „Aber er darf nicht!“ rief er fast heftig. Sie deutete auf die Tote: „Schrei nicht! Er darf nicht? Er

muß und er wird! Sie hat hier genug ausgestanden, ich weiß es. Sie soll drüben ihre Ruhe haben und in geweihter Erde schlafen," und mit einer fremden Leidenschaftlichkeit wendete sie sich und ging.

Es scheint eine lange Unterredung gewesen zu sein, die das bekümmerte Weib mit Pater Felician hatte. Spät erst kam sie heim, dann aber wies sie ihre Gäste alle fort. Bei mitleidigen Nachbarinnen brachte sie die Kinder unter; sie selber hockte auf einen Schemel nieder und versank in Betrachtung der toten Tochter. Manchmal stieg ihr ein Weinen auf; dann nahm sie sich nicht einmal die Mühe, die Tränen zu trocknen, und sie rollten ihr ungehindert über das müde Gesicht. So wartete sie, bis die Tür ging; dann trat sie dem Pfarrherrn einige Schritte entgegen, führte ihn zu der — ach! für ewig — stillen Margareth und kauerte sich wiederum nieder.

Es war ein großes Schweigen in der Stube. Der feierlichen Ruhe des Todes war für ein Weilchen der Lärm gewichen, der die Margareth im Leben umklungen hatte. Das Weberschiff ruhte endlich; in ihren verhangenen Käfigen hielten sich die Finken stille und zwitscherten nur manchmal traumhaft und ängstlich; verstummt waren die Kinderstimmen, die sonst immer das Gemach erfüllt. Pater Felician trat an die Leiche heran und besah sich das junge Gesicht. In die Stirne war eine tiefe, zornige Furche eingegraben, um die Mundwinkel lag eine trostlose Müdigkeit, und der Mund war fest geschlossen.

Sie mußte die Zähne fest zusammengebissen haben, damit ihr nicht etwa in der letzten Not ein Hilferuf sich entreiße. Offen stand das Auge und starr; das tat Pa-

ter Felician fast weh. Gänzlich unversöhnt und grimmigen Herzens war sie aus der Welt gegangen. Ein ehrliches Mitleiden mit der Unseligen zog ihm um die Brust unter solchen Erwägungen; aber — er wußte da nichts zu beginnen. Seine Pflicht sprach zu klar. Und so schlug er denn ein Kreuz über die Leiche, und mit einem „Es hilft nun nichts" schickte er sich zum Gehen an.

„Es muß helfen," kam es geraunt an ihm herauf. „Seht sie Euch nur an, Hochwürden, gut an."

Erst jetzt sah er zur Alten nieder; die Aehnlichkeit beider fiel ihm auf und beklemmte ihn. „Sie erbarmt mich," sagte er sehr leise, „aber ich kann nicht gegen meine Pflicht. Sie starb in ihren Sünden!"

„Sie starb, weil sie nicht sündigen wollte," antwortete die Mutter, und: „Dieselbe Stimme!" mußte er denken. „Ihr müßt sie einsegnen, Hochwürden, Ihr müßt!"

„Ich muß? Und warum? Ich darf nicht!"

„Muß ist ein strengerer Herr, als ich darf. Ihr müßt — sie ist um Euch gestorben."

„Um mich?" Er taumelte . . .

„Ja! ich weiß es. Ich habe sie heute zu Nacht reden und jammern gehört, daß mir das Herz mitschrie. Aber — wer denkt gleich das Aergste? Freilich, bei ihr hätt' man's müssen. Aber so: Wein' dich aus, Margareth, wein' dich aus, hab' ich mir gedacht. Du wirst schon wissen, warum daß du's tust. Und dann war's schon geschehen. Aber nicht wahr, das werdet Ihr nicht wollen, daß sie mein Mädel, das Euch lieb gehabt hat, einscharren ohne Segen, ohne Weihe und hinter der Mauer."

Das Geflüster begann ihn zu verstören. Aber es wurde dabei auch klarer in ihm. Nun verstand er ihren Besuch im Pfarrhofe, nun ihre letzte Beichte. Eine starke Erschütterung war in ihm, eine leise Reue, die allerdings nur erst der zu großen Strenge, seinem Hasten von gestern galt. Ein gutes Wort — und sie lebte vielleicht noch. Und, mit sich kämpfend, erwiderte er: „Ich allein und ohne Erlaubnis darf es nicht tun. Aber ich will einen Eilboten nach Olmütz senden, ob mir's der Bischof erlaube."

„Geht selbst, Hochwürden, geht selbst! Euch wird er's nicht verweigern . . ."

„Ich werde!"

„Gott segne und vergelte Euch. Wenn er's aber doch nicht gestattet?"

„Dann . . ."

„Sprecht nicht! Noch nicht!" Sie stürzte vor ihm nieder.

Eine Tagesfahrt ist von Klein-Krasna nach Olmütz mit guten Pferden. Bei anbrechender Nacht saß Pater Felician in dem Wagen, am Morgen stand er vor dem Oberhirten der Diözese. Ihm wurde kein günstiger Empfang. Im Gegenteile, man ließ ihn hart an, daß er mit solch einer Sache behellige. Umsonst legte er klar, daß dieser Fall vielleicht eine mildere Auffassung zulässig erscheinen lasse; umsonst erinnerte er daran, daß unzeitige und rücksichtslose Härte vielleicht das Werk gefährde, an dem er so lange und nicht ohne Frucht gearbeitet. Man fühlte sich im völligen Besitze der Macht und hielt also jede Milde für nicht mehr nötig. Umsonst versuchte er, sich den Einfluß dritter zu gewinnen; er

war vergessen worden in der kurzen Zeit, die er ferne gewesen, und auch das tat ihm weh. Und wie er so den ganzen Tag mit fruchtlosen Gängen mit Harren und Bitten vertrödeln mußte, da erwachte eine Empfindung von Ohnmacht und Beschämung in ihm.

Es ist ein übles Reisen durch die schweigende Nacht und mit beschwertem Herzen zu Trostbedürftigen, denen man keinerlei Trost bringen kann, so gerne man es täte. Denn zuvörderst fraß ein wirklicher Zorn an Pater Felician. Er hatte Verdienste um Kirche und Glauben und wußte das; ihm hätte man eine Bitte, nicht ohne triftige Gründe gestellt, so rund und schroff nicht abschlagen müssen. In seiner einsamen Pfarre hatte er beinahe vergessen, daß er noch Obere über sich habe; fast nur wie eine Formsache war ihm die Anfrage beim Bischof erschienen, und nur um freudig und hilfreich überraschen zu können, hatte er die bestimmte Zusage bei der alten Pelar gespart. Nun aber war ihm klar gemacht worden, wie wenig das Fürwort eines seinesgleichen galt, wie tief unten er stand, und er fühlte sich fast so beschämt, als hätte er sich in der Tat durch eine unbedingte Verheißung bloßgestellt. Und hatte er denn nicht stillschweigend eine solche gemacht? Lag nicht schon eine Demütigung und eine Gefährdung seines priesterlichen Ansehens darin, daß er unverrichteter Dinge heimkehrte?

Dazu war es die erste Nacht seines Lebens, die Pater Felician wachend und im Freien zubrachte. Es war eine seltsame Helle in der Welt; man sah viel, und man ahnte mehr. Das eintönige Getrappel der Pferdehufe schläferte ein; die Abspannung vom Vortage machte

sich merklich. Die Gedanken in ihm aber hielten ihn munter und trieben ein seltsames, spukhaftes Spiel mit ihm, gegen das er sich anfangs wehrte, um sich ihm bald mit einer geheimen Lust hinzugeben. Warum hatte er gestern den Schlummer gefunden, der sich ihm heute weigerte? Darüber grübelte er. Dazu die Nachtgeräusche, die sich vernehmlich machten: einer Eule gezogener und jammernder Schrei, der seltsam dem Hilferufe eines Menschen ähnelte. Wer mochte nur so in der letzten Not geschrien haben? Aber nein — sie war ja schweigend gestorben. Oder ein fernes Hundekläffen, das fast schreckhaft klang, oder das jähe und tiefe Schnauben eines der Rosse. Der Wind strich vernehmlich über die brachen Felder und rumorte kläglich in den Weiden am Flußufer, deren schlanke und kahle Ruten manchmal knackend aneinander schlugen. Längs des Wassers ging der Fahrweg hin; er mußte auf die schnellen, schwatzenden, geisterhaft schimmernden Wellchen blicken. Und plötzlich, mit einem starken Rucke fuhr er auf: das war ja die Betschwa! Wer hatte nur weiter oben in denselben Fluten Zuflucht und Rettung gesucht vor sich selber? Und das Bild der toten Margareth erstand ihm jählings . . .

Es ist ein Eigenes um das Bewußtsein, von einem Weibe recht und stark geliebt worden zu sein. Pater Felician hatte es nie gekannt. Nun, angesichts des rastlos murmelnden und eintönig harmonischen Klagens der Wogen überkam's ihn. Nun sah er die Margareth vor sich: nicht wie sie im Leben gewesen, nein, wie sie ein schrecklicher Tod entstellt und doch wieder geweiht hatte. Ihm bangte vor der Heimkehr; die Freude an seiner

Singschule war ihm verleidet, nun sie nicht mehr darinnen ihre süße und wohllautende Stimme erheben konnte; ihm graute vor dem Pfarrhofe, aus dem sie seine Härte fortgetrieben, vor der Kirche, in der er ihre letzte Beichte gehört, ohne zu ahnen, was sich in dieser Stunde alles in ihrer Brust begeben und zusammengekrampft hatte. Selbst ihre Leiden meinte er in dieser schweigenden Zeit zu verstehen, nun sie ausgelitten. Aber — alle diese Erkenntnis, was hätte sie ihm früher auch genützt? Er lernte viel begreifen in kürzester Weile, und plötzlich fiel ihm bei, daß er sie niemals auch nur lächeln gesehen. Er konnte sich garnicht vorstellen, wie ihr das gelassen hätte, und der heiße und törichte Wunsch überfiel ihn, sie möchte leben und ihn anschauen mit lachendem Munde und mit fröhlichen Augen .... In aller Größe aber begriff er den Schmerz ihrer Eltern, denen das Kind, das im Leben so viel duldend in sich verschlossen, nun auch noch im Tode nicht die gebührende Weihe und keinerlei Ehrung empfangen sollte. Und warum nicht? Nur, weil sie das nicht zu ertragen vermocht, was über ihre Kräfte gegangen? Wie ein Unrecht erschien ihm das, dem er nach bestem Können steuern müsse, an dem er schon durchaus nicht mithelfen dürfe. Aber: wie dem vorbeugen und steuern? Er sann darüber nach, bis ihm in Kopf und Brust ein dumpfer Schmerz einzog, und merkte selber nicht einmal, was sich in solchem Grübeln mit ihm begab; aber die tote Margareth und ihre unverstandene Neigung gewann es so langsam, sacht und sicher dem Lebenden ab ..

Es wehte kühl herauf. Von den Feldern stieg ein Dampfen auf und wölkte sich den Wolken zu. Ihn

fröstelte es bis ins Mark. Die Pferde hielten, und der mürrische Knecht stieg wortlos ab. „Sind wir schon zu Hause?" fragte Pater Felician erstaunt, als er sich in einer ganz fremden Gegend sah. „Nein, wir sind im Ungarischen," brummte der Pavel, „das liebe Vieh will auch seine Ruh haben. Nun ja, zwei Nächt' in einem Trab durchfahren, wie soll es das aushalten?" „Aber wie kommen wir nach Ungarn?" Der Pavel schlug die Hände zusammen: „Hochwürden! Wie sollen denn die müden Rösser über den Berg vor Klein-Krasna? Das muß Hochwürden doch begreifen, daß man sie rein herübertragen müßte. Das möcht' doch zu schwere Arbeit werden, und da bleibt nichts übrig, als umfahren," und ruhig fütterte er die Tiere und versorgte sich selbst mit dem Nötigen.

Das Dorf sah freundlich, sauber und wohlhabend aus. An die Kirche stieß der Pfarrhof, und Pater Felician sah in das Vorgärtchen. Es war um die achte Morgenstunde; der Umweg und die Erschöpfung der Pferde hatten die Rückfahrt um vieles verlängert. Ein dünnes Glöcklein erhob ein zitterndes Gebimmel. Daraufhin kam ein Mann im Priestergewande aus dem Wohnhause; ein junges, blühendes Weib gab ihm das Geleite. An der Hand führte die Mutter ein Mädchen, und der Priester nahm herzlich und innig Abschied von beiden. Pater Felician sah das verwundert und dennoch mit geheimem Neid. „Wer ist das? Kennst du dich da aus?" forschte er. — „Gewiß; der Pastor von da ist's. Ich kenne mich ganz gut aus, es sind doch keine zwei Stunden von zu Haus bis hieher." — „Und wer sind die anderen?" — „Das ist die Schwester von

der Schmied-Barbara; sein Weib halt, und die Kleine ist sein Mädel." — „Ja, ist er denn verheiratet?" — „Aber Hochwürden, bei den Evangelischen!" — „Und die Leute haben dennoch Respekt vor ihm?" — „Soviel ich weiß, schon, und ich müßte doch was gehört haben, wenn es anders wäre. Oft genug war ich schon da, und er war früher Kaplan bei uns." — „Und sie leben gut miteinander?" Der Knecht wurde ungeduldig über das viele Fragen, das ihm gänzlich nutzlos erscheinen mußte, und die häufige Störung in seinem Frühstück: „Ich denke; Hochwürden hat ja selber gesehen, wie sie von einander gegangen sind. Mir scheint, wie zwei, die sich recht lieb haben. Und daß es ihnen sonst schlecht sollte gehen? Aber sie schauen mir gar nicht danach aus. Warum? Zu leben haben sie!" Pater Felician aber richtete kein Wort mehr an ihn. Also es ruhte kein Fluch auf der Ehe eines abtrünnigen Priesters des Herrn! Er selber hatte sich mit eigenen Augen davon überzeugt.

So kam er heim. Es war ein heller und sonnenfroher Tag auf die schwere Nacht gefolgt. Er las eine stille Messe; danach stärkte er sich und ruhte ein wenig. Dann legte er die Alba um und ging mit dem kreuztragenden Knaben zu den alten Pelars. „Mir ist nicht willfahrt worden," sprach er. „Ihr aber bekümmert euch nicht darum. Ich will dennoch an ihr tun, was meines Amtes ist." Bevor sie aber noch den Sarg schlossen, trat er noch einmal zu ihr und sah ihr lange und ernst ins Gesicht, und ein häufiges Zucken durchfuhr dabei seine Brust und schmerzte ihn. Danach segnete er sie ein; unter ungeheurem Wehklagen setzte sich

der Zug in Bewegung, und jede Träne, die vergossen wurde, fiel ihm hart in die Seele. Er schritt vorauf. Wo sie durch das Dorf wanderten, dorten schlossen sich ihnen viele an; die aus Neugier, die aus Mitgefühl, manche aus beiden Gründen. Alle Webstühle ruhten; aber die Glocken schwiegen, und dennoch hatte die stille Margareth ein größeres Grabgefolge, als es selbst die Reichste gehabt.

So, immer anschwellend, bewegte sich die Menge durch ganz Klein-Krasna. Im Walde machten sie Halt; auf einer Blöße, die junge, schlanke Birken, mit weißen, zierlichen Leibern und grünweißlich schimmernden Buchen umstanden, während von ferneher das starke Rotbraun zerklüfteter Föhrenborke herüberleuchtete. Er weihte die Erde nach allen Gebräuchen, wie sie die Kirche vorschreibt. Rüstige und willige Hände griffen zu, und in kürzester Weile war ein Grab gegraben, tief und geräumig genug, daß kein Laut des Lebens sie mehr erreichen konnte, die sich davor hierher geflüchtet hatte. Mit zitternder Stimme hielt er eine kurze Predigt; in ihrem Verlaufe gewann er seine Ruhe wieder, und als er von der Liebe sprach, die stärker sei als der Tod und über die nicht die Pforten des Grabes noch der Hölle etwas vermöchten, die diese beseelt habe und die ihr vergeben werde, da klangen seine Worte mächtig und ergreifend durch das feierliche Schweigen, das nur manchmal ein Schluchzen oder ein kurzer Wehlaut unterbrach. Er selber aber sah so blaß und müde dabei aus, daß es allen auffiel. Noch ein kurzes, stilles Gebet, in das die Baumeswipfel sangen und melodisch brausten. Dann knarrten die Seile: die stille Margareth stieg nieder zu

ihrer Ruhe. Hörbar und dumpf kollerten die Schollen auf den Sarg; ein Hügel wölbte sich empor, und Pater Felician sank davor in die Kniee und schluchzte laut auf. Eine Weile blieb er noch, bis sich die Menge verlaufen hatte, dann, einsam und gedankenvoll, kehrte er in den Pfarrhof zurück. Dort tat er sein Priestergewand ab für immer. Er selber hat nach Olmütz Bericht darüber erstattet, daß und wie er sich gegen die Vorschriften vergangen, die man ihm eingeschärft. Ueber die Gründe aber fügte er kein Wort hinzu. Wozu auch?

Tags darauf verließ er Klein-Krasna für immer, nachdem er noch die Eltern der stillen Margareth reichlich beschenkt und ein Kreuz auf ihren Hügel gestiftet. Niemand hat fortab eine sichere Kunde von ihm erhalten. Einige wollen wissen, er habe sich nach Chropin zu seinem Vater begeben; tat er so, dann geschah es nur, um Abschied zu nehmen; in der Heimat gelitten hat es ihn nicht mehr. Andere aber berichten, er habe sich nach Deutschland, nach Wittenberg gewendet und sei in hohen Jahren als Diener am Wort in einem Dorfe in der Nähe von Magdeburg gestorben, ein unbeweibter, stiller und bei aller Milde trüber Mann, der nicht vergessen noch verwinden konnte. Sein Andenken aber blieb dort, wo er in seiner Jugend gelehrt und gewirkt, lange noch in Ehren und unvergessen; selbst dann, als sich unter seinem harten und zornigen Nachfolger die Leute von Klein-Krasna fast sämtlich der neuen Lehre zugewendet.

---

# Ein Poet?

Es war zu Mitte Februar, und es ging auf Mitternacht.

In den stolzen Zeitungspalast nah der Wiener Ringstraße war endlich für kurze Weile ein Schweigen eingekehrt. Das rastlose Leben verstummte, das ihn sonst stoßweise doch heftig bewegt. Aus den Fenstern des zweiten Stockwerkes, in dem sich die Redaktion befindet, brach noch ein einsames Lampenlicht in die Nebel und auf die öde Straße. Auch das erlosch. Die elektrischen Bogenlampen über der Einfahrt gossen ihr weißes, fast schrilles Licht über ein harrendes Zweigespann aus. Auf dem Bocke saß der Kutscher mit nickendem Kopfe und bis zur Unkenntlichkeit eingemummelt, um sich vor dem rastlosen Winde zu schützen, der taumelnd und irre über der Großstadt dahinfuhr. Das Haustor stand offen, aber nur selten huschte jemand hinein oder trat daraus. Wer dieses mußte, der verhielt ein Weilchen schaudernd und kurzatmig, eh' er in die Winternacht mit ihrem wehenden, formlosen und frostigen Brodem sich wagte. Wenige Schritte, und ihn hatte das Dunkel verschlungen.

In der Nachtredaktion selbst brannten noch alle Lampen. Eben war der Metteur mit einem Stück Ma-

nuskript fortgegangen; nun stand das Blatt, und die Maschinen feierten, der letzten Nachrichten gewärtig, die ein spätes Telegramm oder ein säumiger Bote noch bringen konnten. In dem ziemlich großen Raume roch es muffig: nach Firniß, nach Oel und nach Druckerschwärze. Nur noch drei Personen waren darin anwesend. Der Nachtredakteur spielte zerstreut mit einer großen Schere; an einem Pulte saß im Frack ein Berichterstatter und feilte an seinem Ballbericht, den er offenbar gar nicht schön und farbig genug herausbekommen konnte. Endlich stand noch ein Mann, zum Fortgehen fertig, an einem Tischchen und überflog die jüngsten Depeschen, welche die Stunde gebracht hatte. Er sah dabei überlegt und überlegen aus, wie er so jedes Wort nach Wert und nach Gewichtigkeit abschätzte. Er war auch mit der letzten zu Ende gekommen; sorgfältig legte er das Blatt nieder und wandte sich zum Gehen. Da pochte es an die Türe: kräftig und dennoch ungleich, wie ängstlich. Der Schreibende sah auf; der Nachtredakteur klappte seine Schere hart zu. Die beiden blickten einander an, lächelten und sprachen in einem Atem: „Also — der Bernhofer“ . . .

Der Eintretende, Josef Bernhofer, blieb an der Schwelle stehen und sah ein Weilchen wie geblendet in das helle Licht. Ein Ausdruck von rührendem Behagen glitt vor der Wärme über sein verhärmtes Gesicht. Er war offenbar sehr kurzsichtig; und wie er so mit blinzelnden Augen säumte und dabei mit den Fingern an den Gläsern seiner verbogenen Brille herumwischte, schaute er verträumt und ärmlich aus, trotz der Sauberkeit seines Anzuges, der dennoch, bis auf die lichten

Beinkleider, der Jahreszeit gemäß war. Er hielt sich schlecht, mit vornübergezogenen Schultern; sein Haar war unordentlich, in förmlichen Büscheln ergraut. Den linken Fuß schleppte er ein wenig, aber so, daß es mehr die Folge einer lässigen Angewöhnung, als eines körperlichen Gebrechens erschien. Eine gewisse höfliche Schüchternheit lag über allem, was er begann; man findet sie nicht selten bei Menschen, die nur mit Leuten verkehrt haben, die über ihnen stehen, und die den Umgang mit Höheren doch nicht recht gewöhnen können — etwa bei von Natur bescheidenen Erziehern in adligen Häusern also. Und so näherte er sich dem Nachtredakteur und langte aus der Brusttasche seines Winterrocks sauber gelegt ein blau beschriebenes Blatt Papier: „Ich bin so frei, noch einen Bericht zu bringen. Hoffentlich paßt es. Es ist ein Brand, Herr Doktor."

„Ein Brand? Steht's jetzt noch dafür? Und hat ihn noch niemand gebracht?"

„Ich hoffe nicht. Es war vor kaum einer Stunde und ein ganz ansehnliches Feuer. Sie mußten mit der Dampfspritze ausrücken, und ein Löschmann wurde nicht unerheblich verletzt. Ich habe mich sehr beeilt, gerade auf dem Heimwege war ich, als die Flammen aufschlugen, und ich habe im Kaffeehause alles aufs gewissenhafteste notiert. Hierher," er versuchte ein bescheidenes Lächeln, „kam ich allerdings nicht sofort. Ich wußte, daß die Herren hier am längsten offen haben." Und damit legte er seinen Bericht auf das Pult und machte seine Verbeugung, um sich zu empfehlen.

„Sie, Herr Bernhofer," hörte er sich plötzlich anrufen.

Er zuckte zusammen, blieb nicht ohne eine gewisse Aengstlichkeit stehen. Der Dritte — Dr. Ferdinand Wortmann seines Namens und erster Leitartikler des Blattes von Beruf — hatte den Bericht aufgenommen, und trat nun damit in der Hand auf Bernhofer zu. Er war ein kleiner Mann, fast einen Kopf kleiner als der andere; aber man begriff in diesem Augenblicke die Scheu Bernhofers vor ihm. Bewußte Kraft stand gegen Müdigkeit. Er sah ungemein klug und sehr heftig aus. Die Brille hatte er hoch auf die Stirne geschoben, und die tiefen Streifen, welche das Gestänge längs der Schläfen eingegraben hatte, leuchteten ganz rot. Seine raschen Augen funkelten, und die sehr schöne und bis auf den Ehering völlig schmucklose Hand fuhr über das kurzgeschorene Haupthaar und glättete am spitzgehaltenen Bart. „Sie, Herr Bernhofer!" rief er dabei noch einmal, und seine Stimme hatte einen hellen und nicht unangenehmen Ton. Die beiden andern aber stießen sich an: „Es gibt etwas . . ." und lächelten dabei.

„Herr Doktor wünschen?" fragte Bernhofer befangen.

„Sie haben da einen Bericht geliefert, Herr Bernhofer," es lag eine gänzlich vernichtende Höflichkeit in jeder Silbe, „der ja soweit ganz vortrefflich sein mag. Er geht mich auch eigentlich nichts an, und ich warf nur aus Neugierde und weil ich zufällig da war, einen Blick hinein; das Lokale," er schüttelte es mit einer entschiedenen Bewegung von seinen Schultern, „das Lokale ist sonst durchaus nicht mein Ressort. Aber — auf eine Kleinigkeit haben Sie in Ihrer, sonst, wie bemerkt,

vielleicht vortrefflichen Notiz vergessen — bitte: wo hat's gebrannt, Herr Bernhofer?"

„Aber steht das nicht darin?" stammelte Bernhofer ganz verdutzt . . . „Bei der Augartenbrücke, natürlich!"

„Erlauben Sie mir die Bemerkung: es ist gar nicht natürlich, daß es just bei der Augartenbrücke gebrannt hat. Und bei allem Scharfsinn, den Sie unseren Redakteuren zuzutrauen das Recht haben — und es ist dessen in der Tat ziemlich viel — Sie dürfen doch nicht verlangen, daß sie das erraten. Also: bei der Augartenbrücke. Gestatten Sie, daß ich das vermerke und Sie an die erste journalistische Regel erinnere: Wo, wann, wie — so geht's in der Welt, wenn's beliebt."

„Es ist unglaublich, Herr Doktor! Erlauben Sie . ." stotterte der andere.

Sein Widersacher winkte mit einer Handbewegung ab: „Nicht wahr, jetzt finden Sie es selber unglaublich. Sie schildern da den Brand, sehr schön, will ich Ihnen zugeben, sehr poetisch und in einer Novelle auch wirklich wirksam. Aber, Herr! Unserem Publikum haben Sie keine Novellen zu erzählen — vorläufig wenigstens nicht, und die zu beurteilen wäre wieder nicht meine Sache. Unsere Leser wünschen alles zu wissen, was sich in der Welt begibt; aber nur die Tatsachen, Herr, merken Sie sich das, nichts als die Tatsachen!"

„Ich will mir's merken," entgegnete Bernhofer demütig, „und man war auch bisher immer mit meinen Leistungen zufrieden, wie ich denn in Zeiten drängender Arbeit auch von der Redaktion aus verwendet wurde."

„Man war!" unterbrach ihn Dr. Wortmann fast heftig; „ich weiß nicht, ob man's war. Und was heißt

das überhaupt? Das heißt: man hat Ihre Notizen gedruckt, wenn sie brauchbar waren, und, wenn sie nichts taugten, hat man sie fortgeworfen. Gedruckt und mehr oder weniger redigiert; ich will in Ihrem Interesse hoffen, weniger. Aber gibt Ihnen das irgend ein Recht oder einen Anspruch? Durchaus nicht. Bei einer Zeitung gibt es kein: war; da gibt es nur ein: ist! In ihrem eigensten Interesse muß sie das so halten. Verstehen Sie das? Wir leben vom Augenblicke, heißt das, und nur wer ihm auch im Augenblicke gut dienen kann, der darf mit uns leben und ist unser Mann: nur der!"

„Ich verstehe," antwortete Bernhofer ganz leise. Ein starkes Rot flammte dabei auf seinem Gesichte, und er atmete ruckweise und in Beschämung.

Dr. Wortmann setzte sich und sah langsam und prüfend an ihm auf: „Nicht wahr, Sie machen Verse oder Sie haben doch welche gemacht?"

„Ja!" hauchte der Reporter.

Ein vergnügliches Lächeln lag um den Mund des anderen; man sah, wie sehr er sich seiner Klugheit freute: „Ich habe nur den einen Bericht von Ihnen gelesen, und ich wußt' es sofort. Und nicht wahr: Sie sind verheiratet und zwar schon seit ziemlich langem?"

„Ja!" flüsterte der also Verhörte, „aber woher wissen Herr Doktor ..."

Ein seelenvergnügtes Händereiben: „Man hat seine Augen, und man hat seinen Verstand. Eines will ich Ihnen sagen: Sie sind ein unpraktischer Mensch; also machen Sie Verse, und also sind Sie höchst wahrscheinlich verheiratet, und zwar, weil Sie arm sind. Ich weiß auch jetzt schon: Sie möchten mich in diesem Augenblicke

am liebsten niederschlagen, und auch ich bin über Sie, den ich kaum kenne, eigentlich zornig. Sie hassen mich, weil ich Ihnen weh tue. Aber ich tu's nur, weil ich's mit Ihnen gut meine; weil Sie mir leid tun in Ihrer Dummheit. Ja wohl, in Ihrer Dummheit!" Er dehnte die Worte, er kostete jede Silbe aus. „Sie haben ein Weib zu Hause in Not und denken an das und vergessen darüber das Wichtigste. Und Sie haben's nicht im Kopfe — und nur dort darf's bei einem Journalisten sitzen. — Sie haben's vielleicht im Herzen. Und das taugt nichts, Herr! Verstehen Sie mich wohl, das taugt nichts, gar nichts!"

Er war in seiner Erregung aufgesprungen, er deutete mit den Händen, seine Stimme überschlug sich und gellte. Und dennoch wirkte er nicht einen Augenblick lang komisch. Dazu war ihm offenbar die Sache zu ernst, die er hier vertreten zu müssen meinte: sein Blatt und sein Beruf; dafür war die Empörung zu ehrlich, die er offenbar vor dieser wie jeder Torheit empfand, die irgendwer auf dieser närrischen Welt beging. Er stellte keine an; gewiß: er hatte nichts in seinem Leben begangen, was er ungeschehen wünschen mußte. Ihm ging's gut, weil er klug war; und weil er dabei doch jedem das Beste gönnte, ereiferte er sich über allen Widersinn. Josef Bernhofer empfand das genau; und vor dieser Erkenntnis schwand ihm der kurze männliche Zorn, der sich in ihm zu heben begonnen; die Röte auf seinen Wangen wich, und er stand völlig fahl und farblos vor dem Zürnenden. Der bemerkte das und wurde weicher:

„Ich sagte Ihnen schon: ich mein' es gut mit Ihnen.

Und darum rate ich Ihnen, Herr — nehmen Sie sich zusammen! Oder noch besser: geben Sie das Geschäft auf, wenn Sie können. Sie sind ein gebildeter Mann; beginnen Sie etwas anderes! Sie können sich auch anders forthelfen, besser, menschenwürdiger. Eines, bei dem Sie sich nicht von jedem heruntermachen lassen müssen. Eines, bei dem Sie nur einen Herrn haben. Und nun," er brach hastig und ruckweise ab, „gute Nacht, meine Herren!" und behende und mit für seine Kleinheit großen Schritten wischte er aus der Stube. Man hörte die Türe zufallen; dann Stille.

Josef Bernhofer stand immer noch auf demselben Flecke und starrte ins Leere. Er war so gänzlich niedergedonnert, daß der Spaß, den die anderen anfangs mit der Geschichte gehabt, bald einem tiefen und ehrlichen Mitleiden wich. Der Nachtredakteur nahm das also schlecht gemachte Blatt, in das Dr. Wortmanns Feder die nötigen Aenderungen gemalt, an sich und gab es in recht nachdrücklicher Weise einem Setzerjungen, mit dem Ballbericht, der endlich doch fertig geworden war. Sein „Gute Nacht" klang warm und fast tröstend; bis zur Türe ging er mit Bernhofer und drückte ihm dort noch einmal die Hand. Der Berichterstatter aber nahm rasch seinen Winterrock um und eilte dem Mißhandelten nach. „Er hat's heute auch gar zu arg mit ihm getrieben," flüsterte er. „Es geht aber auch wirklich zu schlecht mit dem Bernhofer. Er ist ein guter Mensch, er schreibt ein anständiges Deutsch, und er hat früher oft ganz schöne Sachen gehabt, so daß man sehen konnte, wie viel Mühe er sich gibt. Aber er vergißt jetzt immer irgend etwas." „Ich weiß nicht, was das mit ihm geworden

ist," wurde ihm zur Antwort. „Ich will ihm nach. Ich habe mich heute beinahe vor dem Wortmann gefürchtet. Wie erst er? Und wir wohnen nicht gar weit von einander; ich will also mit ihm gehen." Der Nachtredakteur nickte und nahm nachdenklicher als sonst seine gewohnte Beschäftigung wieder auf.

Wenige Schritte vom Hause — noch warf das elektrische Licht seinen ungewissen Schein bis dahin — holte Fritz Grätzer seinen alten Schulbekannten ein. Er legte ihm die Hand auf die Schulter, und Bernhofer sah sich verstört und mit ängstlichem Mißtrauen um. Grätzer aber schob halb herablassend und halb gönnerhaft seinen Arm unter den des anderen: „Ich gehe noch ins Kaffeehaus; du kommst doch mit?" Bernhofer schüttelte verneinend den Kopf und hatte doch nicht die Kraft, ihm entschieden zu widersprechen; ärgerte sich über seine Schwäche und hatte hinwider eine geheime Freude über die Einladung. So kamen sie zum Ring, der ganz ausgestorben dalag; nur ein letzter Pferdebahnwagen rollte heimwärts. Das Geklingel seiner Schellen läutete tröstlich durch die Stille, und die blaue Laterne leuchtete hell und freundlich, ehe sie langsam davonzog und verblich. Es roch nach dumpfem Rauch in der Welt, und die Brust war beklemmt davon. So wallend zogen die Schwaden, daß man die gegenüberliegende Häuserreihe kaum mehr sah. Die Gasflammen brannten traurig, summend und mit rötlichem Licht. Man fühlte sich unsicher und ängstlich selbst für die wenigen Schritte. Gespenstig tauchte ab und zu ein rascher Fiaker auf; und so waren sie froh, als sie endlich das Lokal erreicht hatten. Die Helle und die Wärme taten wohl, und

Grätzer freute sich seiner Klugheit, daß er den Verstörten nicht allein und nicht unmittelbar hatte heimgehen lassen.

Die gastlichen Räume waren ziemlich gefüllt, aber nicht so stark besucht, daß es unangenehm geworden wäre. Der schwarze Frack und das Ballkleid überwogen; man sah so den Fasching und die Nähe eines beliebten Ballsaales. Es wurde viel und hell gelacht, viel und laut gesprochen. Die beiden nahmen an einem Tischchen in einer Fensternische Platz; Grätzer nicht, ohne zuvor einen prüfenden Blick in einen der Spiegel geworfen zu haben. Er war mit sich zufrieden, und er konnte es sein: ein stattlicher Mann, mehr als mittelgroß, mit so kurz gehaltenem Bart, daß die rosige Haut der Wangen durch das tiefe Schwarz durchleuchtete, wohlgenährt und tadellos gekleidet. Es ging ihm offenbar gut, so gut, daß er beinahe das Recht hatte, es für eine Beleidigung zu halten, wenn jemand die übliche Frage nach seinem Befinden an ihn stellte. Darüber mußte doch schon der erste Blick Aufschluß geben! Ihm schlug alles an; ihm gedieh's. Er durfte sich sogar schon den Luxus gönnen, irgend einen armen Teufel zu bemitleiden. Das war sein einziger, und den leistete er sich gerne und häufig und auch dem gegenüber, der vor ihm saß und im vollen Lichte erst in seiner ganzen Dürftigkeit erschien. Vor ihm stand ein Glas Punsch; er umschloß es mit beiden Händen, um sie zu wärmen, und man sah so das mannigfache Netzwerk von Adern, die sich darauf verzweigten und so auf höhere Jahre hindeuteten, als Bernhofer eigentlich zählen konnte. Und seufzend rührte er dann mit einem Löffelchen das rötliche, stark und kräftig duftende Getränk um, seufzend hob er's an seine

Lippen und tat einen schwachen Schluck „Es ist eine unbillig große Ausgave," sprach er leise. „Ich gönne mir sie auch nicht oft. Heute sollt' ich's schon gar nicht. Aber, ich weiß nicht: ich hatte so sehr das Bedürfnis nach etwas Starkem, ich war so müde . . ."

Fritz Grätzer kostete gerade feinschmeckerisch den Kognak, den man ihm gebracht. Er nickte wohlwollend und befriedigt. „Du hast dir die Geschichte mit dem Wortmann zu sehr zu Herzen genommen. Eigentlich geht es ihn ja gar nichts an, was du bringst. Das ist Sache anderer."

Bernhofer schüttelte den Kopf. „Er hat mir sehr weh getan. Aber — vielleicht am meisten dadurch, weil er so ganz recht hat. Ja wohl, ich tauge nicht für das Geschäft; ich weiß es. Aber ich habe kein anderes, bei Gott! und ich möchte gerne eines. In ein Amt oder sonst wohin. Nur nehmen sie mich nirgends; und ich bin bald auch schon in Besorgnis, ich tauge in keines mehr. Ich bin das stille Sitzen nicht mehr gewöhnt, noch die regelmäßige Arbeit. Das lernt sich schwer wieder von neuem."

„Ja, aber zusammennehmen könntest du dich doch, Mensch!" rief der andere und saß dabei da, wie die gehaltene Kraft und das selbstbewußte Streben in Person. Bernhofer sah ihn an; irgend eine alte Erinnerung mußte ihm dabei durch den Kopf geschossen sein. Er lächelte fein, beinahe spöttisch und sah dabei wirklich klug und fast geistreich aus. Aber dies verirrte Licht schwand bald aus seinem Antlitz. Er langte in die Tasche und nahm ein fast völlig aufgebrauchtes Päckchen schlechten Tabaks heraus. Zerkrümelter Tabak, mehr

schon Staub, bildete den Inhalt; er drehte sich davon eine Zigarette, verwahrte den Rest wiederum und sprach bekümmert:

„Ich weiß das: ich sollte mich zusammennehmen. Und ich gebe mir auch Mühe genug; das sieht Gott. Aber ich kann nicht! Es ist so eigen,“ er dämpfte seine Stimme, „es ist so eigen! Und der Dr. Wortmann hat's bei aller seiner Klugheit nicht recht begriffen. Ich sehe nicht zu wenig; ich sehe zu viel, und ich denke mir dabei zu viel. Zum Beispiel: es ist ein Brand; und da steigen dir erst die Garben Funken aus dem Schornstein, und dann kömmt der Rauch, dick, ungefüg und so . . . so . . . qualmend, und dadurch kömmt's erst rötlich, dann gelb — noch im Rauch — und endlich kömmt's dir fast weiß. Und dann: die Feuerwehr, das Signal — du hörst es durch alles Lärmen der Straße: mächtig, gebietend und so — so gewissermaßen beruhigend. Oder, es springt einer ins Wasser. Was hat ihn hineingetrieben? Und die Leute stehen am Ufer, schwatzen, kreischen durcheinander, laufen ihm nach. Endlich — die Rettungsgesellschaft: erst das schrille, jammernde Pfeifchen, der rasende, grüne Wagen. Und das alles möcht' ich in den Bericht bringen, das soll alles darin stehen; und das geht nicht, das geht nicht!“ Er legte seine Zigarette vorsichtig weg und sog wieder andächtig an seinem Glase.

„Aber das kennt ja schon jeder!“ entgegnete Grätzer überlegen.

„Ich kenn's ja auch,“ und er lächelte wieder. „Und dennoch möcht ich's schildern. Und das ist mein eines Unglück. Aber nicht das richtige. Das ist: ich bin so

ganz vergeßlich. Ich hab' so einen Druck im Kopfe, hinten, ganz hinten, und der schreitet dir langsam vor und preßt dir die Stirne, daß du dich gar nicht mehr besinnen kannst. Mir ist immer, als habe ich noch was zu sagen, oder zu schreiben, oder zu tun, was wichtiger ist als alles sonst, und ich weiß das nicht. Es ist mir aus dem Gedächtnisse fort, fort und für immer weg, und ich such' darnach. Das drückt hernach und wird von Tag zu Tag stärker und ärger." Er fuhr sich mit der Hand durch das Haar und starrte so verloren vor sich hin, daß selbst Grätzer begriff, wie er in diesem Augenblick wieder nach dem wesenlosen Schemen suchte, der ihm so oft durch die Seele rauschte und verstob.

Er legte die Hände ineinander und ließ die Gelenke hart knacken. Und dann, noch immer bedächtig an seiner Zigarette ziehend, fragte er ganz unvermittelt: „Du hast doch Raimund Förster gekannt?"

„Ja!" gab Grätzer äußerst entschieden zur Antwort, und zerstörte damit einen höchst kunstvollen Ring, den er in die Luft geblasen. „Er war ein sehr begabter und tüchtiger Mensch, glaube ich. Was ist aus ihm geworden, und wie kommst du gerade jetzt auf ihn?"

„Ein höchst tüchtiger und begabter Mensch. Ja. Immer der erste durch das ganze Troppauer Gymnasium. Und es ist auch nichts aus ihm geworden — das ‚auch' geht natürlich auf mich," schaltete er begütigend ein. „Er war gar zu arm von Hause und ist vor lauter Hunger nicht zum Studieren gekommen. Aber er war ein närrischer, ein ganz komischer Kerl. Da hatte er einen Dukaten, durch viele Jahre, ich glaube, es war sein Firmgulden oder ein Christgeschenk aus einer

Stunde. Von dem hat er sich nicht getrennt, auch nicht, wenn es ihm noch so schlecht gegangen ist. Und einmal treff' ich ihn am Stefansplatz vor einer Wechselstube, wie er auf und abgeht, ganz nachdenklich, ganz kämpfend und betrübt. Das nimmt mich also Wunder, denn er war ein lustiger Bursch, wenn's ihm nur nicht gar zu schlecht gegangen ist oder wenn er nicht im Herzen das graue Elend gehabt hat, daß sich ihm so gar kein Vorwärtskommen, keine gute Stunde, kein Stipendium bieten wollte und er seinen Kummer vertrank — so billig, wie möglich, natürlich. „Was treibst da, Förster?" frag' ich ihn. Und er: „Meinen Dukaten hab' ich verkauft." „Und warum bist du so traurig?" Da legte er mir die Hand auf die Schulter — du weißt, er war Historiker und im Seminar ein Haupthahn — und gibt mir die Antwort: „Bernhofer — heut hab' ich Napoleon an der Moskwa verstanden. Man opfert nicht so weit von der Heimat seine letzten Reserven," und dreht sich rasch um und verschwindet mir in einem Durchhaus zur alten Universität."

„Und nun? Was hat das mir dir zu schaffen?"

„Das verstehst du nicht?" Er sann eine Weile nach und versuchte dabei, sich eine Zigarette zu drehen. Es ging nicht, soviel er auch auf den Staub hauchte, er wollte sich nicht mehr formen lassen, und das Papier riß immer wieder. „Ich hab's gut gemeint," sprach er endlich, „ich hab' damit nach den Worten der Bibel tun wollen: Staub bist du und zu Asche sollst du werden. Ich muß mir's nämlich einteilen. Acht Kreuzer im Tage darf ich verrauchen. Hast du vielleicht eine Zigarette?" Grätzer hatte keine, aber seinen großmütigen Tag. Auch

war die Neugierde seines Berufes in ihm rege geworden, und so ließ er welche bringen.

„Ich danke. Sie sind gut," fuhr Bernhofer ganz vergnügt nach einer Weile fort, in der er den Rest seines Punsches ausgetrunken. „Aber — es wundert mich —, daß du das nicht begriffen hast, wie sich der meinetwegen schlechte Spaß vom Förster auf mich bezieht. Das ist doch sehr einfach und heißt so viel wie: wir verstehen, so klug wir uns halten mögen, eigentlich doch alles erst, wenn wir's am eigenen Leib erfahren. Dem sein armseliger Dukaten — aber ich rede, als hätt' ich sie nur zu Haufen liegen! — also dem sein Dukaten und die alte Garde Napoleons waren für beide dasselbe. Und so — du weißt, ich war Mathematiker, aber ich habe überall herumgenascht — hab' ich mir viel Nachdenken gemacht über den Kampf zwischen Maschine und Handarbeit . . ."

„Derlei hat mich nie interessiert," rief Grätzer dazwischen.

Wieder das kluge, doch traurige Lächeln. „Du hast es eben nie nötig gehabt, dich um derlei zu kümmern. Du hattest etwas Zuschuß vom Hause, hast rechtzeitig, nach Bismarck, deinen Beruf verfehlt, nahmst dich um nichts an, was dich nicht anging, und es ist dir dabei immer gut gegangen. Anders ich. Und so sag' ich dir: jetzt, seitdem er mir auf die Nägel brennt, versteh' ich den Kampf. Denn ich selber führe ihn. Die Zeitung ist eine Maschine, die Korrespondenzen sind Maschinen. Da arbeiten bei euch viele, alle für dasselbe: Neuigkeiten wollen sie bringen. Und dann hat jede Korrespondenz ihre Reporter, und jeder findet was, und

jeder nimmt mir was weg. Verdien' ich und erfahr' ich in gewöhnlichen Zeiten überhaupt was, dann ist es Zufall und reines Wunder. Das aber ist selten und wird immer seltener; und so läuft man denn Gass' auf und Gass' ab; so hat man keine Ruhe, nicht eine Minute lang, nicht zu Hause oder sonst wo, denn gerade in dem Augenblicke kann etwas geschehen, was sonst niemand weiß und was also viel trägt, und — dann hat man nichts davon, als Kummer und Kränkung." Seine Stimme brach; er schlug heftig an sein Glas: „Ich lasse mir noch einen Punsch bringen?" sagte er fragend.

„Wie du willst," gab Grätzer großmütig zurück.

Sie mußten warten. Eine neue Gesellschaft kam. Eine brach auf. So war ein ziemliches Lärmen vom Schließen der Türen, von den Zurufen der Kellner, die alle um die Ankömmlinge oder um die Scheidenden bemüht waren. Endlich wurde der Punsch gebracht, und Bernhofer trank hastig davon. „Du mußt mich für keinen Lumpen oder Trinker halten," sprach er entschuldigend, „aber ich habe heute fast noch nichts gegessen. Ich bin früh fort vom Hause, und mir war immer, als jagte mich etwas. Jetzt — aber das tut besser!" er rieb sich die Hände.

„Fast noch nichts gegessen?" rief Grätzer, zum erstenmale wirklich bewegt. „Aber, das ist ja schrecklich! Und ist da nicht auch deine unbedachte Ehe daran schuld, wenn es dir, einem Menschen, der doch manches kann, so schlecht geht?"

Bernhofer schüttelte den Kopf: „Meine Ehe war keine unbedachte. Und meine Frau" — ein stilles friedliches Licht lag in seinen Augen — „mein liebes Weib

ist brav und gut und auch zufrieden. Freilich, jetzt nicht mehr so, wie sie's einmal war. Mir kömmt manchmal vor, sie hat sich gegen früher verändert. Aber, das wäre kein Wunder, gar kein Wunder. Nun ja, wenn alles anders wird, wie es war, wenn's immer und immer schlechter wird, warum soll sie allein bleiben, wie sie war? Das wäre zuviel verlangt, und man muß nur gerecht sein — gerecht gegen das Leben und gerecht gegen sich."

„Und wenn du's schon bist — was kömmt dabei heraus?"

„Mehr, als du glaubst, Grätzer. Vor allem: du trägst leichter, was dir zustößt, wenn du dir sagst: addieren und subtrahieren; Böses und Gutes und immer eines vom anderen, darauf kömmt's an. Tu's nur gehörig, und die Rechnung wird stimmen."

Fritz Grätzer fühlte das Bedürfnis, einen Scherz zu machen: „Aber besser ist es doch, man muß sich nicht auf Rechenkünste einlassen," sagte er und lachte gehörig darüber.

Bernhofer lachte mit, aus Höflichkeit. „Es gibt solche, die es nicht müssen. Ich aber hab's lernen gemußt, und obzwar ich vom anderen auch weiß, ich kann dir sagen: ich bin jetzt dreiunddreißig Jahre, und es geht bei mir auf. Vielleicht bleibt noch ein bißchen Gutes für mich übrig, ich weiß es so genau nicht. Aber, ich kann dir's gestehen: ich habe viel Glück im Leben gehabt; viel Glück . . ."

Es zuckte um die Mundwinkel des anderen; aber er hielt an sich. „Und trotzdem geht es dir so schlecht?"

Bernhofer winkte ab: „Ich habe mich ja nicht beklagt. Auch ist das eine lange Geschichte."

„Wir haben ja noch Zeit. Erzähle!"

Der Reporter hob sein Glas. Hinter ihnen war ein Zutrinken und ein Jubeln; und im gleichen Augenblicke, in dem die anderen mit einander anklangen, leerte er seine Neige. Dann fuhr er fort: „Es ist eine lange und eine ganz gewöhnliche Geschichte. Ich will sie knapp abtun und so ehrlich, wie man's nur kann. Ich habe zuviel Glück gehabt. Ich habe meine Eltern lange behalten, so lang, daß ich ihr Stolz war und bleiben konnte, denn ich war immer ein stiller Mensch und habe für mich viel gearbeitet. Ich bin nie auf den Kneipen gelegen, immer nur auf der Bibliothek, und habe gelesen, was mir dort unterkam. Und so haben sich meine Eltern über mich gefreut; und wenn einmal wo ein Gedicht von mir erschienen ist, so waren sie stolz und glücklich und haben geträumt, ich werde einmal mein Denkmal haben. Jedes haben sie ausgeschnitten und sauber auf ein blankes Blatt Papier in ein Büchlein geklebt; so hab' ich's dann gefunden. Was aber sonst mit mir werden will, darum fragten sie nicht. Ich studierte ja immer, und das mußte doch zu etwas führen. Ich glaube auch, sie haben immer etwas mystische Begriffe von meinem künftigen Beruf gehabt. Etwas hab' ich auch immer verdient; ich gab Stunden und hatte so mein Taschengeld. Endlich — ein kleines Vermögen war da; und so hätt' ich denn, meinten sie, mein Leben wohlbehütet fortspinnen können, solange es mir gefiel und mir bestimmt war.

„Nun, sie sind gestorben. Beide ziemlich rasch hin-

tereinander, im gleichen Monat. Ich kann dir garnicht sagen, wie mir da war; aber, ich habe seitdem Mitleid mit jedem verlaufenen Hund, und mit einem Schoßhund gar, und ich füttere ihn, wenn ich kann. Man soll ein Kind nicht zu weich gewöhnen, hat meine Großmutter immer gesagt. Ich war zu weich gewöhnt. Ich wußte mit mir nichts anzufangen. Zum Lehramt taug' ich nicht. Es geht noch mit einem, wie man's in Privatstunden hat; und selbst da muß ich mich sehr zusammennehmen, damit der Junge nicht merkt, daß ich mich eigentlich vor ihm fürchte. Aber — viele Kinder sind mir schrecklich; da — entweder sie haben Angst vor mir, oder sie machen sich lustig über mich. Keines von beiden soll sein. Und mir fehlt das Sichere, daß sie sofort spüren: da gibt's keinen Spaß, da heißt es folgen. Also, ich habe mein Probejahr gemacht und war sehr glücklich, als ich's hinter mir hatte. Aussicht auf eine Anstellung gab es bei meinem Fach so nicht. Und ich wurde und werde leicht verlegen, und mein Gedächtnis ist auch nicht so ganz willig. Auch war ich ja so sehr nicht aufs Verdienen angewiesen. Was mir meine Eltern hinterließen, das war genug für mich, und es hat mich oft gerührt, wenn ich so in ihren Büchern blätterte und sah, wie sie Monat für Monat etwas zurückgelegt haben — für den Einzigen, und wie meine Mutter vorgesorgt hatte für alles nach ihrem besten Können. Ich glaube, ich sehe sie jetzt wieder; gehört hat sie kein Mensch, solange sie lebte. Ihre Tränen hat sie verschluckt, und gelacht hat sie nur ganz heimlich und in sich hinein; aber wer sie dabei sah, dem mußte ganz weich und froh ums Herz werden. Und so schöne Hände

hatte sie und die sauberste Schrift, die man nur denken kann.

„Jetzt aber war es schlimm. Ans Wirtshaus habe ich mich nicht gewöhnen können. Ja, so lange ich manchmal, als Fest, hingekommen bin, da war's schön. Aber jetzt und täglich! Mir war so traurig, und da hat sich keiner darum gekümmert. Sie lärmten und zechten, als wäre nicht einer da, der nicht lustig ist. Und das tut wehe. Verwandte habe ich keine und mit vierundzwanzig Jahren so als Waisenknabe herumlaufen und jedem sein Elend vorweinen, das ist doch komisch.

„Es hat aber im selben Haus, überm Gang, eine Witwe mit einer Tochter gewohnt. Ich habe das Mädchen manchmal gesehen; sie hat so was Helles an sich gehabt, daß es mir gefiel. Wir haben auch verkehrt, wie Nachbarsleute das müssen. Da kann eines den Schlüssel zur Wasserleitung nicht finden oder es braucht den zum Boden, der gerade bei der anderen Partei ist, kurz, es gibt schon immer Anlaß. Meine Mutter hat die beiden ganz gut können leiden und manchmal von ihnen gesprochen, und besonders hat sie das Mädchen gelobt. Und das hieß etwas; sie hat mit Lob sehr gespart. Weil ich aber meine Wohnung nicht beibehalten wollte — sie war mir zu groß und für mich allein auch zu teuer — so steh' ich einmal im Haustor und schau' mir die Zettel an, damit ich nicht aus dem Hause fort muß, in dem ich mich so wohl gefühlt hatte. Und da hängt richtig einer, ganz orthographisch geschrieben, daß ein besserer Herr ein schönes Zimmer, allenfalls mit ganzer Verpflegung, bei gebildeter Familie haben könne. Es waren wirklich meine Nachbarsleute; ich tummele mich wieder hinauf,

und wir machen's in aller Schnelligkeit ab. Sie waren auch in Trauer; der Sohn war ihnen gestorben. Ich habe sein Zimmer übernommen und bald mit ihnen gelebt, ganz wie wenn wir uns nahe stünden.

„Sie waren stille Leute, und sie haben also zu mir gepaßt. Besonders das Mädchen, die Helene; die war wie ein Schrat, wie so ein kleines Hausgeistchen, das alles tut und nur nicht will, daß man's dabei sieht oder darum lobt. Den ganzen Tag hat sie gearbeitet, und es war eine Freude, ihr zuzusehen, wenn sie gestickt hat. Unglaublich schnell war sie dabei; und im Haus ist nichts geblieben. Ich hab's bald heraus gehabt, daß sie die Arbeiten dann verkauft hat. So, und mit dem, was ich gezahlt habe, ist es im Hause ganz schön und glatt zusammen gegangen. Ich wenigstens hätt' mir's nie besser gewünscht, und," er seufzte tief, „ich wollte nur, ich hätt' es noch einmal so gut im Leben, wie ich's damals gehabt. Wenn ich etwas fertig geschrieben hatte und ich las es vor, dann hat sie hübsch und achtsam zugehört. Kurz, ich konnte sie nicht mehr wegdenken aus meinem Leben, und . . ."

„Und so haben sie dich eingefangen," ergänzte Fritz Grätzer roh und rücksichtslos.

Bernhofer sah ihn zornig an. „Eingefangen! Das ist ein häßliches und ich möchte fast sagen ein gemeines Wort. Aber du hast es nicht so gemeint, nicht wahr? Das Glück, das sie mit mir gemacht hat! Ein hübsches Mädchen und gebildet und eine Sparmeisterin — und was war ich? Ich hab' meine Dekrete gehabt und meine Zeugnisse — verhungern können wir damit; nicht den Stempel, der darauf klebt, haben sie mir noch getragen.

Sie hätte leicht einen Besseren finden können. Aber — sie hat mich eben auch gern gehabt."

„Du hast eines vergessen, Bernhofer. Du hattest Vermögen."

Der andere wurde unruhig, begann zu stottern und nach Worten zu suchen: „Vermögen! Sie hat doch auch etwas gehabt! Nicht viel, aber immerhin, die Bettlerin war sie nicht, o nein, das ist sie nicht gewesen, die man vielleicht nur aus Mitleiden heiraten muß. Aber du willst mir weh tun; sonst nichts willst du mir tun, nur weh. Alle Leute haben's auf mich. Warum? Bin ich zuviel auf der Welt? Ich hab' dir nichts getan. Und wenn ich mir jetzt denke: sie sitzt zu Hause und härmt sich und hat vielleicht nichts zum Brot, und ich tue mir da gütlich und schlemme Punsch — dann muß sie sich noch solches nachsagen lassen, dann könnt' ich mich an mir vergreifen. Ja, das könnt' ich!" Und ganz unvermittelt und hart ließ er den Kopf auf die Tischplatte aufschlagen und stöhnte dabei: „Ich fürcht' mich, nach Haus zu gehen; ich fürcht' mich, bei Gott! vorm Nachhausgehen. O! das ist ein Leben!"

„Um Gotteswillen! Du wirst doch keine Szene machen?" flüsterte ihm Grätzer zu.

Bernhofer sah ihn mit roten, schwimmenden Augen an. „Nein," antwortete er und lächelte, „ich weiß auch noch, was sich gehört. Man macht an öffentlichen Orten keine Szenen. Man benimmt sich ordentlich und läßt seine Sorgen und seine Hunde draußen. Aber — gehen wir?"

Mit eigentümlichen und streitenden Empfindungen

hatte Fritz Grätzer der Erzählung des Verkommenden gehorcht. Der tat ihm aufrichtig leid; aber das stieß in ihm die Ueberzeugung nicht um, daß es eigentlich auf der Welt kein Unglück gebe; daß zumeist dasjenige, was man so nennt, nichts als die Folge von Unverstand und Uebereilung sei. Mehr: ihm weckte das Elend des Genossen selbst einen dumpfen und unbestimmten Kitzel; er sah, wie schlimm es einem gehen konnte, und somit auch, wie gut es ihm geworden war, der nun in behaglichen Verhältnissen lebte und eine schöne Zukunft vor sich hatte. Auch war er begierig, noch mehr zu vernehmen; das waren Bruchstücke, und über das Entscheidende, darüber, wie es eigentlich so weit gekommen war, gaben sie keinen Aufschluß. Aber er wollte nicht fragen. Jede Frage schließt eine gewisse Verpflichtung ein, und auf dem Heimwege mochte noch manches aus der gequälten Seele Bernhofers sich losreißen. So zahlte er denn seine Zeche, und Bernhofer schaute ihm neugierig und hoffend zu. Als sich aber Grätzer ruhig anzukleiden begann, da wallte etwas wie Haß in dem armen Teufel auf. Wollte der sich bitten lassen? Nein, die Freude sollte er nicht haben! Und so suchte er denn sein weniges Geld zusammen. Es reichte gerade; und als sich Grätzer umwendete und, wie sich besinnend, sagte: „Die Zigaretten . . .“ da wehrte er mit zitternder Hand und bebenden Lippen ab: „Nein, nein, alles!“

Es ist vielleicht das zur Nachtzeit düsterste Stück der Ringstraße von Wien, dem vorüber die beiden nach Hause schritten. Ihnen zur Rechten lag verworren und schwarz die Fläche des Stadtparkes mit dem gedehnten und eintönigen Gegitter davor; ihnen zur Linken ragten,

nunmehr eine graue und wenig gegliederte Masse, die stolzen Paläste des Parkrings. Ab und zu durchbrach ihre Reihen eine Gasse, um ins Geheime zu verrinnen. Dann am Eingange zum dritten Bezirke vorbei; vom Bahndamm, der dorten die Straße überspannt, klang ein dumpfes Brausen und ein fernes Klirren herüber, so unbestimmt, daß man nicht wußte, war es ein Nachtgeräusch, das der Wind da herantrug, oder wälzte sich wirklich ein Zug ins Weite.

Ab und zu begegnete ihnen ein Nachtschwärmer; dann kam das traurige Exerzierfeld vor der Franz-Josefs-Kaserne, das einen Eindruck ungeheurer Größe machte; dahinter massig und drohend, mit Terrassen, mit Freitreppen, mit Vorsprüngen, in denen sich die Finsternis eingehaust hatte, der riesenhafte Bau selber. Endlich und heller die Aspernbrücke mit den Schild haltenden Löwen davor und dem Strom, der sehr seicht und unruhig dahinfloß und von dessen Fläche Eisschollen weißlich heraufblinkten. Hier blieb Bernhofer stehen und deutete auf das Gewässer: „Hier hab' ich meinen ersten Bericht gefunden. Ich wollte, ich hätt's nie. Aber es war ein schöner Fall, und alle Blätter brachten die Geschichte ganz so, wie ich sie niedergeschrieben, und ich war damals auch glücklich und meinte, nun wär' ich endlich auf etwas gestoßen, wovon ich und mein Weib leben könnten. Zumeist ihretwegen freute ich mich so; ich hätt' es so gern gehabt, wenn ihr endlich bessere Zeiten gekommen wären!"

„Ja, aber wie seid ihr dann so heruntergekommen, wenn ihr doch Vermögen hattet? Schlechte Wirtschaft, was?"

„Wie? Das ist doch ganz einfach! Wenn's so reicht, daß es eben nur so lange ausgeht, als nichts geschieht, dann kann es einmal nicht ausgehen. Denn etwas geschieht immer — das ist ja eben das Leben. Da ist meine Schwiegermutter gestorben; ihre Pension hat aufgehört, ihre Krankheit gekostet, und der erste Gulden, den man vom Kapital nimmt, der reißt den zweiten mit, und so geht's weiter. Dann ist kein Halten mehr. Sie ist auch zur rechten Zeit fort; sie hat uns noch glücklich, so glücklich gesehen, daß ich sagen muß: ich und für mich bereu's keine Stunde, daß ich geheiratet habe. Dann sind Kinder gekommen; sie sind fort, Gottlob, sie sind fort! Aber, was die kosten, was die kosten! Und wenn man sie dann doch nicht behalten kann — das tut doppelt weh! Und die Frau war mir lange krank nach dem zweiten, und ich habe da das Herz nicht, zu sparen, wenn es vielleicht ums Leben geht. Und man sieht so langsam, wie man sich aufißt, ganz unmerklich, und kann berechnen, wie lang das noch vorhalten wird, was man noch besitzt: Monate, Wochen, Tage. Und man sucht nach einer Stellung oder nur nach Stunden und gibt wieder Geld aus: für Inserate, für Vermittler; denn man wird dumm, man verliert den Kopf, wenn man das Elend so kommen sieht, so langsam, so Schritt für Schritt, immer näher, immer näher. Und auf einmal steht's vor einem und starrt einem ins Gesicht: voll, ruhig und mit gläsernen Augen. Ah!" Er schrie auf in Pein.

„Und dann kömmt's, daß man auf der Straße steht. Der Wind pfeift um einen, als wär' man ihn gewöhnt von Jugend auf. Und wenn du dann einen Erwerb

suchst und die Leute merken, daß du darauf anstehst, so tun sie rein, als wenn sie Gnaden austeilten, wenn sie dich überhaupt einen Kreuzer verdienen lassen, und drücken und zwacken dich, daß du schreien möchtest. Und anfangs war ich noch stolz und hatte so mein Gefühl, daß ich immer noch besser sei als die, welche so an mir herumhudelten. Aber — man wird irr an allem, man wird froh mit allem, was sich nur findet, man duckt sich in alles, nur damit einem nicht das Stückchen Brot wieder aus der Hand fällt, das man kaum gefunden hat. O! sie bekommen einen schon klein, man wehre sich, so stark man nur immer will, und wann sie das erst haben, was sie wollten, dann lassen sie's einen schon spüren. Duck' unter, und gib das letzte bißchen Selbstvertrauen auf und leist' besseres als früher, oder laß dich schuhriegeln, wenn du was von uns willst," immer schlug das Erinnern an die Kränkung durch, die er kaum erduldet, „und vergiß, was war und was du wolltest. Aber — vielleicht, wenn ich erst tot bin, wird man doch einsehen, ich hätte es besser verdient und leicht höheres leisten können, als die alle, die auf mich so herabgesehen haben. Vielleicht, vielleicht! Und das drückt auf mich und nimmt mir die Besinnung und macht mich so vergessen und krank, wie ich bin, und wenn ich nichts tauge, ich bin nicht mehr schuld daran."

Es war unbehaglich für Fritz Grätzer, so neben dem verstörten Menschen zu stehen, der unablässig in das Drängen und Treiben der Schollen hinabsah, und er wandte sich ab und schritt schneller. Bernhofer aber ging neben ihm und sprach weiter, Hülle nach Hülle von seiner zerrütteten Seele reißend, im dunkeln, doch über-

mächtigen Gefühl, einem, und sei es auch dem teilnahmlosesten Menschen, müsse er die tiefen und ungezählten Wunden zeigen, aus denen sein Leben Tropfen um Tropfen, sickernd, doch ungehemmt, verrieselte:

„Ohnedies, es geht mir so immer im Kopfe herum: mit einem Selbstmorde habe ich meine Tätigkeit als Journalist eingeleitet. Das hat etwas zu bedeuten. Das war nicht umsonst so. Aber mein Weib! Und ich weiß bestimmt: sie ist noch wach und stickt noch fort, bis ich nach Hause komme, damit sie doch nach ihren Kräften etwas verdient. Und dann lügt sie mir vor: sie kann nicht schlafen, ehe sie mich nicht zu Hause weiß; und sie klagt nicht und sie weint nicht und sie spricht nichts über unser Elend. Und das halt' ich nicht aus und das vertrag' ich nicht; denn das geht gegen die Natur. Obendrein — sie ist noch stolz auf mich; und wie das sein kann, bei so viel Herzeleid, in das ich sie gebracht hab', und wie sie immer noch achtgeben mag auf mich, daß ich nicht gar zu heruntergekommen ausschau', das ist mir wieder ein Rätsel. Und wie das alles endigen wird und was dann wird, das beschäftigt mich immer. Dann sollen mir meine Notizen geraten! Und dann soll ich nicht immer irgend etwas vergessen! Zu viel im Kopf und zu viel im Herzen; und nicht einmal den Mut zu einer Aussprache, wenn die, welche eigentlich noch mehr leidet, als ich, nicht einmal murrt! Tät's sie nur einmal und ich wüßte, was geschehen muß. Wär' ich nur fromm! Sie ist's, und ich glaube, das hilft ihr in vielem. Aber ich bin's nicht; ich war's nie, und wie könnt' ich's jetzt sein?"

Grätzer hatte das Empfinden, etwas sagen zu müs-

sen: „Daß sich doch auch niemand findet, der sich deiner annimmt!"

„Und du? Der du dich immer deiner hohen Verbindungen rühmst und mir gegenüber den alten Freund spielst, tust du's denn? Würdest du denn nur ein Wort für mich sprechen?" schoß es durch Bernhofers Kopf. Aber er war kein Freund von Vorwürfen: „Es tut's eben keiner. Und wozu?" antwortete er einfach und ergeben.

Sie machten Halt. Fritz Grätzer zog die Glocke am Haustor. „Gute Nacht; man muß nicht gleich verzagen," sprach er mit seiner wohlgeölten und etwas näselnden Stimme und verschwand hastig im Flur. Drinnen mäßigte er seine Schritte und stieg langsam die breiten und bequemen Stufen empor, die ins zweite Stockwerk und zu seiner Wohnung führten. Halbwegs oben blieb er stehen und schwankte sogar eine kurze Weile, ob er nicht doch umkehren solle. Ein Gedanke zog ihm durch die Brust: so wie Bernhofer eben zu ihm gesprochen, so redet nur ein Verzweifelnder, einer, der mit dem Leben abgeschlossen hat und es noch einmal überschaut. Aber — er schlug sich das aus dem Sinn. Was konnte er denn, selbst im schlimmsten Falle, noch tun? Wer weiß, wo der schon war, und endlich: in wenigen Stunden mußte man ja näheres erfahren haben. Wozu also sich unnütz aufregen und in Auslagen stürzen? Und so setzte er seinen Weg gemächlich fort.

Auf der Straße aber weilte noch immer Bernhofer. Eine dumpfe Betäubung hatte ihn nach den Aufregungen der letzten Stunden überkommen. Er sah sich um und fand sich in einer fremden Gegend; die Nacht narrte

ihn, und durch ein Winkelwerk von Gassen fühlte er sich beirrt. Und mühsam und suchend strebte er dem Strome zu. Er war weit von seiner Behausung und mußte doch heimkehren, so sehr er sich davor gefürchtet. Mit ungleichen, aber raschen und fördernden Tritten ging er längs des Wassers und sah auf das Eis, das sich manchmal staute. Dann knirschten die Blöcke vernehmlich, rieben sich aneinander, ehe sie sich nach einer Weile wieder mit leisem, mahlendem Geräusche weiter schoben. Ihn zog ihr Spiel übermächtig an. Dazu fielen Lichtstreifen in die dunkle Flut, liefen über die schneebedeckten Böschungen und teilten das Gewässer in schwarze, hellgesäumte Felder; wechselnd leuchteten die Schollen fast farbig auf, wenn sie so ins Licht trieben und abwärts weiter trifteten. Er blieb einmal sogar stehen, um dies Spiel besser zu beschauen. Plötzlich wandte er sich; ihm war ein Schauer durch die Seele gelaufen, zuckend, unwiderstehlich. Ihm fiel der Aberglaube ein: wem das grundlos geschieht, der ist in diesem Augenblicke über sein Grab geschritten. Aber nein — d e n Tod nicht. Ein schwarzer Gedanke, der bis dahin im tiefsten Grunde seiner Seele in sich gekauert gewesen, erhob sich machtvoll und überschattete Bernhofers ganzes Sein . . .

Er sah nach der Uhr — einer wertvollen, altertümlichen Uhr, die er sich bisher erhalten hatte, die das letzte Erbstück seiner Eltern war, das sich noch in seinen Händen fand. Sonderbar; ihm kam's dabei, daß sein Weib sie verkaufen könne, wofern er etwa — er deutete sich's so — unversehens stürbe. Denn es war eigen, und es befremdete ihn, wie sich ihm alle seine Gedanken

plötzlich auf den Tod bezogen. Und inmitten dieser Erwägungen, so unklar, daß sie nur, ein unfaßliches Schattenspiel, durch sein vom Punsch und von Erinnerungen an seine Leiden erhitztes Gehirn huschten, kam ihm ein Zorn über sich selbst, daß er seine Seele und sein Grämen vor solch einem windigen Gesellen ausgeschüttet hatte, den er nicht mochte, noch je gemocht. Warum nur? Er betraf sich plötzlich auf einem Grunde, der seine Wangen mit starker Schamröte färbte. Nein, das war doch nicht möglich . . . Er konnte nicht so tief gesunken sein, sein Geheimstes einem ihm widerwärtigen Menschen zu offenbaren, nur damit ihn der — zechfrei halte. Es war widersinnig, toll; und dennoch preßte er die Stirne in beide Hände, als könne er so das Hämmern in seinen Schläfen niederzwingen, dennoch keuchte er und rang nach Luft. Und ein Haß gegen jenen, vor dem er sich nutzlos so ungeheuerlich erniedrigt, und gegen sich selbst wachte in ihm auf. Dazu aber schnob ein herber Wind, der sich kaum aufgemacht, stromabwärts und stetig ihm entgegen. Der fegte die Nebel fort; man sah weithin die lichterhellen Bogen der Brücken über die finstere Donau gespannt; er sah Dirnen, die aus einem Bezirke in den anderen wechselten, — ihm fiel, er wußte nicht wie, das Jägerwort ein. Eine davon trat ihm hart und frech in den Weg, schaute ihm unter den Hut, lachte und wendete sich mit einem kurzen Pfiff. Sonst war ihm eine solche Begegnung immer ein Ekel gewesen; an jenem Tage war er weich und wehleidig. Immer den Fluß aufwärts ging er; noch an zwei Brücken vorbei; einer anderen Kaserne vorüber, deren roter Ziegelbau mit seinen Zinnen und Türmchen

phantastisch in das Dunkel stach. Die hohen Häuser jenseits des Donaukanals waren verschwunden, man sah fast kein Gebäude mehr. Dann kamen Holzplätze nach Holzplatz; ihr scharfer Geruch füllte die Luft. Endlich war er zu Hause; er trat, bevor er die Stiege erklomm, in den Hofraum und lugte aufwärts. Turmhoch überm Pflaster wachte noch ein Licht. Er sah dazu auf und seufzte.

Müde, aber ohne Spur von Schläfrigkeit kam er oben an. Im Vorzimmer legt er vorsichtig die Schuhe ab, um die Leute nicht zu wecken, von denen sie ein Zimmer zur Untermiete hatten. Sein Weib war noch wach; sie kam ihm bis zur Tür entgegen, und sie begrüßte ihn mit einem Kusse, wie ihn Gewohnheit in der Maske der Herzlichkeit gibt und empfängt. Das Bett war aufgemacht und sauber und wohlgehalten; auch ein Ruhebett war schon für die Nacht hergerichtet. Aber die Stube war sehr kahl; man roch den schweren Dunst der Petroleumlampe, die möglichst tief niedergedreht worden war. Der Raum erschien groß, so wenig er eigentlich für zweie genügen mochte; ein Schönheitssinn, der allenthalben an der Unzulänglichkeit seiner Mittel krankte, hatte an seinen Wänden und an den Fenstern herum geschmückt. Er setzte sich an den Tisch, und sie stellte wortlos einen Teller mit etwas Essen vor ihn hin. Der Stickrahmen mit einer fast fertigen Arbeit lag auf ihrem Schoß; schweigend sah sie ihm zu. Ihm aber war, als glömme ein unruhiges, hungriges Licht in ihren Augen, die sonst sehr schön, still und braun waren. Sie hatte sich's schon zur Nachtruhe bequem gemacht; in allem, wie sie sich benahm, war Ruhe, eine

gewisse Sicherheit und Anmut, aber auch eine lasse Müdigkeit, die schlecht zu ihren gewellten, glänzenden und eigenwilligen Haaren und der unversieglichen Lebenslust paßte, die auf dem Grunde ihrer Augen schlief und träumte. Er schob mit einer fast heftigen Geberde den Teller von sich. „Ich mag nicht mehr. Hast du schon gegessen?"

Sie lächelte unmerklich und wurde viel hübscher dabei, gewann einen Abglanz ihrer Jugend wieder: „Natürlich! Ich konnte doch nicht warten! Weiß ich denn, wann du in die Wolfsaugasse kömmst?"

„Und du hast bis jetzt gestickt?"

„Nicht immer. Ich muß freilich dazusehen, daß ich etwas verdiene. Aber dazwischen hab' ich gelesen. Auch in deinen Sachen, Josef!"

„Nun, haben sie dir gefallen?"

Sie sah ihn ruhig und schlicht an: „Du weißt ja — ich hab' sie lieb. Und es ist etwas darin, was mir so ans Herz greift. So ein Dämmern, so ein Klingen; ich hab's gern. Mich ergreift's, es ist mir so, wie der Zug der Wolken; jetzt haben sie Form und, sieht man zu, so haben sie wieder keine. Und ich weiß auch: Dein Herz hängt an den Sachen und ist in ihnen. Dein gutes Herz, das sich ausklagt."

„Ausklagt — und kein Ohr hört darauf," stöhnte er tonlos.

„Man wird's schon noch. Nur Geduld!"

„Das glaubst du selber nicht mehr," kam's jäh zurück.

Sie zuckte zusammen, blinzelte zu ihm hinüber, und Tränen schossen ihr in die Augen: „Aber, Josef!"

„Ja, du glaubst es nicht mehr. Ich glaub's nicht mehr. Aber — wir belügen uns. Es geht uns so schlecht, daß wir Komödie mit uns spielen, damit wir nicht gar zu sehr haltlos sind und nicht völlig an einander verzagen. Aber das hilft nichts, und es geht nicht mehr. Wir haben kein Vertrauen mehr . . ."

Sie sah ihn entsetzt an: „Aber das wäre ja schrecklich. Du hast wieder nichts gefunden heute? Es ist dir wieder schlecht gegangen?"

„Wie immer," antwortete er bitter, „und so wird's fortgehen. Bis zum Ende . . ."

„Aber, Josef . . . Man muß . . . Man muß doch . ."

Ihm gefiel seine Unerbittlichkeit. „Man muß wahr sein und die Augen offen halten . . ."

Sie fuhr sich mit dem Handrücken über die Stirne: „Man muß auch an Gott denken. Freilich, mir kömmt vor, er hat uns vergessen oder ich bin ihm unleidlich geworden, weil ich gar zu oft und gar zu inständig komme. Aber ich kann's kaum mehr erwarten, daß es besser wird, ich kann nicht, ich kann nicht!"

Da war's! Die Klage, die er zu hören gewünscht, da quoll sie heiß und ungestüm aus ihrem Tiefsten! Sie aber fuhr fort:

„Und bekämst du nur eine Stelle! Und wär's die kleinste, nur als Schreiber! Ich hätte nie gedacht, daß ich so etwas wünschen müßte, niemals! Ich war zu stolz auf dich . . ."

„Du warst?"

„Ach, ich weiß nicht, was ich rede. Aber ich bin's noch. Wie wollt' ich sparen! Wie alles zu Rat halten! Ich war nie leichtsinnig, und ich möchte weiter sticken

und so auch beisteuern. Und du bliebest auch nicht so klein, wie du anfangen möchtest; ein Mann der so viel gelernt hat! Nur daß man etwas Gewisses hätte; daß man nicht so leben müßte: fällt wer vom Dach, wenn du vorbeigehst, oder hörst du's zuerst, wenn sonst wo ein Unglück geschieht? Es ist so schrecklich, eigentlich nur vom Schlechten leben zu sollen, was auf der Welt geschieht. Und es ist so traurig, immer rückwärts gehen, ohne vorwärts zu kommen, auch nur einmal, auch nur einen Schritt. Ich sterbe daran, Josef, ich hab' den Tod davon. Ich werde wahnsinnig vor solchen Gedanken! Und ich bin so gar viel allein; und ich mag die Leute nicht, bei denen wir wohnen, daß ich bei ihnen meine Ansprache hätte."

„Und du hast noch vorhin anders gesprochen . . ."

„Weil ich nicht denken will, das soll immer so sein. Ich will nicht. Eher . . ."

Er stand auf und trat zum Fenster: „So nahe dem Himmel, und man sieht keinen Stern!" raunte er.

Sie stellte sich neben ihn. „Worüber denkst du nach?" Sie sprachen ganz leise, und es lag etwas furchtbar Verstörendes und Aufreizendes in diesem Austausch von Worten, so hingehaucht und abgerissen, als graute den beiden vor sich selber und vor den Gedanken, denen sie Laut gaben.

„Ueber das Letzte."

„Und was ist das Letzte?"

Er bog sich zu ihr, sein heißer Atem hauchte ihr ins Ohr: „Der Tod . . ."

„Um Jesus und alle Barmherzigkeit! Josef!"

Seine Hand lag an ihrer Hüfte: „Ja! Wir können nicht zusammen leben. Mein Revolver hat sechs Schüsse. Willst du mit mir sterben, Leni?“

Sie taumelte von ihm fort; mit weitaufgerissenen Augen. Auf das Bett setzte sie sich und faltete ganz rührend die Hände: „Nein, nein, Josef ...“

„Und warum nicht? Ist's nicht besser?“

„Nein, nein! Ich tu's nicht. Ich will nicht noch ums andere Leben kommen, nachdem ich um das gekommen bin.“

„Durch mich, Leni?“

„Hab' ich so was gesagt? Nein, nein, ich tu's nicht. Ich bin zu jung dazu. Und bin ich denn so verloren? Es kann besser werden. Ich könnt' mich schon noch fortbringen, allein. Ich könnt' am End' in Dienst gehn. Und ich kann ja manches. Nur etwas Geld, wenn ich's hätte. Nur so viel, daß ich den Zins für eine Zeit hätte und mir eine gute Nähmaschine kaufen könnte, und nicht aufs Abzahlen, daß man sich nicht erholen kann. Und da soll ich sterben? Nein, nein, ich tu's nicht!“

So sehr verstörte sie der Gedanke an den Tod durch eigene Hand, daß sie fast schrie. Er fühlte, wie sie sich nach zehnjähriger Gemeinschaft von ihm loslöste und trennte in diesem entscheidenden Augenblick. Er kniete vor ihr nieder und umschlang sie fast leidenschaftlich: „Gute Nacht, Leni!“ Sie streichelte ihm den Kopf, der in ihrem Schoße lag, fuhr ihm durch das Haar: „Nicht wahr, Pepi, nein, nein!“

Die Lampe war erloschen. Nur von den beschneiten Dächern drang noch ein fahles Blinklicht in die Stube.

Auf seinem Ruhebette lag Josef Bernhofer und starrte in das Dunkel und nach seinem Weibe hinüber. Das konnte offenbar keinen rechten Schlaf finden, kehrte sich häufig um und flüsterte im halben Schlummer. Er verhielt sich ganz regungslos und dachte viel und verworren. Manchmal nickte er ein: dann schrak er nach einem Weilchen immer wieder in jähem Entsetzen auf, das noch lange in ihm nachzitterte, bis ihn eine Müdigkeit übermannte für Augenblicke. So verging der Rest der Nacht. In der ersten, bangen Frühe erhob er sich. Sein Weib hörte ihn im Zimmer herumrumoren, dann einen Stuhl an den Tisch rücken. Er wollte also arbeiten, und sie war längst gewöhnt, sich dabei ganz still zu verhalten; auch konnte sie sich vor Uebermüdung kaum regen. Dann fühlte sie einen Kuß auf ihrer Stirne und hörte die Türe gehen. Es schien ihr, als bleibe er zu lange fort, der sonst niemals vor dem Frühstück ausgegangen war, und sie erhob sich und sah sich um. Auf dem Tische fanden sich einige Briefe, schon in ihren Umschlägen und mit der Aufschrift versehen. Sie sprang auf, Verstörung im Blick und in der Seele. Da sah sie seine Uhr, von der er sich noch nie getrennt, auf ihrem Platze hängen. Ihr Herzschlag setzte aus; sie stieß einen gellenden Schrei aus und stürzte in Ohnmacht zu Boden . . .

Es war um die zweite Stunde nach Mittag. Dr. Wortmann hatte eben seine Arbeit für das Abendblatt vollendet und freute sich nun der hellen Sonne, die über dem Ring lag und die einen angenehmen Spaziergang vor Tische verhieß. Da brachte ihm der Diener einen Brief. Eine fremde Frau, die sehr verweint, aber sonst

noch jung und hübsch aussehe, habe ihn abgegeben. Er öffnete ihn mißtrauisch, ein loses Blatt fiel heraus. Und nun las er:

„Hochverehrter Herr Doktor!

Es ist meine Absicht nicht bei weitem, Euer Wohlgeboren Zeit lange und in unnützlicher Weise in Anspruch zu nehmen. Es ist nur mein Wille, Ihnen meinen besten und ehrlichsten Dank für den großen Dienst, den Sie mir gestern zu Nacht erwiesen, geziemend abzutragen. Ich war ein verzagter Mensch geworden; so sehr, daß ich nicht einmal den Mut mehr aufzubringen vermochte, den Kelch der Leiden mit einem kräftigen Zug zu leeren, sondern ihn Tropfen um Tropfen leerte. Nun und durch verschiedene Umstände fand ich ihn; ich klammere mich nicht mehr an ein trauriges, man könnte fast sagen, an ein gänzlich zerstörtes Leben, nicht mehr an einen Beruf, für den ich keinerlei Begabung zu besitzen fürchten muß. Heute schließe ich ab, und zur Stunde, wenn dies vor Ihre Augen kommt, bin ich nicht mehr, und mein Weib ist eine gänzlich verlassene und aller Mittel entblößte Waise. Ich habe, wie Sie in Ihrem Scharfsinn, obzwar ich meinen Ehering als verkauft nicht mehr trug, dennoch richtig erkannten, ein solches besessen. Ich habe das Vertrauen, sie werde sich allein leichter in der Welt fortbringen als mit mir, und hoffe nun von Euer Wohlgeboren Güte, daß Sie ihr entweder durch Ihre vielvermögende Empfehlung bei der Konkordia, oder vielleicht im Wege einer Sammlung unter Euer Wohlgeboren Kollegen und durch Ueberwei-

sung dessen, was mir noch an Honorar zusteht, einigermaßen dazu behilflich sein werden, daß sie sich eine Nähmaschine kaufen könne, mit der sie sich das Notwendigste, etwa nur die Notdurft des Lebens erwerben zu können hofft. Wer streng ist, ist auch gut. Dies ist meine Hoffnung, und mit diesem Troste verharrt und stirbt

Ihr unglücklich gewesener

Josef Bernhofer."

In starker Bewegung hatte Dr. Wortmann diese Zeilen gelesen. Nun nahm er die zweite Zuschrift auf. In aller Form einer Notiz stand darauf:

„(Selbstmord.) Heute morgen wurde im Prater nächst der Krieau der Leichnam eines etwa vierzigjährigen Mannes gefunden. Der Unglückliche, der sich durch einen Revolverschuß in die rechte Schläfe getötet hatte, wurde durch die bei ihm vorgefundenen Papiere als der Dr. phil. J o s e f B e r n h o f e r, der zuletzt ab und zu als Berichterstatter bei hiesigen Journalen Verwendung gefunden hatte, agnosziert. Nahrungssorgen und die Furcht vor der Zukunft mögen den verheirateten Mann in den Tod getrieben haben."

Mit dem Rotstift in der Hand durchflog er diesen Bericht, der so klar war, wie der Brief verworren gewesen. Dann warf er ihn fast zornig hin: „Es ist schrecklich — jetzt, wo der Mensch schreiben kann, jetzt erschießt er sich," nahm einen Bogen Papier und schrieb überlegend: „Für die Witwe des" — er strich das „des",

„für die Frau von" — auch das gefiel ihm nicht, endlich: „für die Witwe unseres armen Kollegen Josef Bernhofer," und zeichnete sich als erster und mit einem ansehnlichen Betrage ein.

---

# Ein Regentag

## Drama in drei Aufzügen

## Frau Marie Weyr zugeeignet.

Werte Freundin!

Im Sommer 1894 habe ich in Gmunden dies Stück geschrieben, das ich nun in die Welt hinaussende. Es regnete damals unablässig; und so sah ich mich denn zu einem Fleiß und einer Beharrlichkeit genötigt, die sonst eben meine Sache nicht sind. Und was ich tagsüber vor mich gebracht, das las ich zu Abend dem kleinen Kreise vor, der sich im gastlichen Hause um den Tisch der Natter-Villa zu versammeln pflegte. So gedieh denn die Arbeit mit einer Schnelligkeit, die mich selber befremdete.

Ich hatte die Freude, zu sehen, daß bei manchen Bedenken die Sache doch rein aufgenommen und verstanden wurde, wie ich sie begriffen haben wollte. Das gab mir einiges Vertrauen in mein Werkchen. Denn, Ihnen darf ich's gestehen: ich bedarf des Anstoßes, der Ermunterung. Ich bin nämlich im Grunde meiner Seele ein Zweifler und so entschieden und kräftig ich nach meinen Stoffen zu langen gewohnt bin, so sehr ich mich mit ihnen freue, insolange ich sie in mir trage, so sehr übermüdet, peinigt, verwirrt mich hernach die Ausführung, bis ich vor dem Fertigen stehe ohne alle Ahnung, wie's geriet.

Dazu kam hier noch etwas: wie alle meine Arbeiten, so wunderlich ich sie manchmal vermummen und in der Zeit schieben mag, so entstammt auch diese einem persönlichsten Erlebnis. Eigener war mir kaum eine in meinem Leben geworden. Durch Jahre trug ich's in mir: die Gestalt der „Kitty", die mir vordem so vertraut gewesen, die ich in ihrer wunderlichen Wirtschaft so

genau, so lange, so ungeschminkt hatte beobachten können, wurde mir immer wichtiger. Ich mußte mich ihrer abtun in irgend einer Form und keine andere bot sich mir als möglich, als die dramatische. Nur so, selbstsprechend, immer in Bewegung, konnte ich hoffen, dies nervöse, sich in sich selbst abzappelnde Weltkind, dessen Schwingen gerade stark genug sind, um es nur eben nicht in dem Sumpfe versinken zu lassen, über dem es flattert, nicht mehr kräftig genug, ums in reinere Höhen zu heben, so wirksam zu machen, wie ich's geschaut und empfunden.

Einer Bühnenaufführung stellten sich nicht die mindesten Schwierigkeiten entgegen. Ans Burgtheater war allerdings nicht wohl zu denken. Dafür fand ich im „Deutschen Volkstheater" das bereiteste Entgegenkommen. Sein Direktor, wie Oscar Blumenthal, wie noch mancher Praktiker, glaubten an die Gewißheit eines literarischen, an die Wahrscheinlichkeit eines kräftigen Bühnenerfolges.

Am 12. Oktober 1894 fand die Erstaufführung statt, und die Praktiker behielten unrecht. Der erste Akt gefiel, und es sah nach einem entschiedenen Sieg aus. Der zweite Akt aber litt unter einem Streit im Parterre: einen Augenblick schien es zu einer Panik kommen zu müssen, und damit war an jene Stimmung nicht mehr zu denken, deren diese Arbeit bedarf. Es war ein Durchfall; was man in Wien sagt: „Eine Generals-Leich'", und die fast demonstrativ-freundliche Aufnahme am zweiten Abend konnte nichts ändern am Schicksal des Stückes. Es erlebte seine vier Respekt-Aufführungen und verschwand dann in der Versenkung. Diese und jene Kritik blieb mir zu persönlichem Troste, zur Freude sogar als Erinnerung an einen Unglücksabend.

Aber ich möchte nicht, daß dies Werk nicht einmal jenes Scheinleben führe, das einem Buchdrama überhaupt verhängt ist. Ich möcht's in dieser Form setzen, als einen Versuch setzen, der vielleicht nicht vollends glückte, der aber kaum gänzlich mißriet. Ich will auch nicht mit dem Publikum polemisieren. Es hatte das Recht, abzulehnen, was ihm mißfiel und woran es sich ärgerte. Auf Widerspruch war ich immer gefaßt gewesen. Denn ich glaubte selber, daß ich an manche fressende und schwärende Wunde des Wiener Lebens mit nicht sehr milden Fingern gerührt.

Rein zur Ergötzlichkeit war das Ding nicht gedacht: vielleicht litt es schon darunter, daß man mit Vorstellungen in die Vorstellung ging, die ich nicht befriedigen konnte. Es ist nicht unmöglich, daß ich noch einmal zu dem Stoffe zurückkehre, den liegen zu lassen, den nicht vollkommen zu gewältigen mich gereuen müßte. Und darum möcht' ich mein Eigentumsrecht darauf erweisen. Vielleicht gewinnt „Ein Regentag" sich beim Lesen mehr Neigung als auf der Bühne. Ich muß es daraufhin wagen.

Sie aber bitt' ich, sich's gefallen zu lassen, daß dies Buch Ihren Namen trägt. Denn ich hoffe, der Erfolg vermag über Ihr Urteil nichts.

Wien, im April 1896.

J. J. David.

**Personen:**

Ludwig Baron Stöber auf Stöberbach und Glocksdorf, Assekuranz-Beamter

| | |
|---|---|
| Kitty Baronesse Herterich<br>Lizzi " " | seine Enkelinnen |

Kathi, Dienstmädchen bei Stöber

Dr. Karl van Bauer, Gutsbesitzer

Helene von Bauer, seine Mutter

Olga von Neugebauer, ihre Enkelin

| | |
|---|---|
| Marie, Dienstmädchen<br>Dolansky, Gärtner | bei Bauers |

Ein Dienstmann.

---

Ort der Handlung: 1. Akt Stöbers Wohnung in Wien. Die folgenden Akte Schloß Glocksdorf in Mähren. — Zeit: Gegenwart.

# Erster Akt

(Zimmer reich, doch unzusammengehörig möbliert. Ein großer Schreibtisch mit vielen Photographien. Rohrstühle zierlich, damenmäßig; Geflecht und Lehnen vergoldet. Ein Bett. Ein Schlafdivan. Davor ein Tisch mit handgestickter Decke. Eine japanische Papierampel hängt darüber. Ein großer Spiegel mit vielem Toilettenzugehör. Eine Tür, die sich nach innen öffnet, rechts. Das Ganze überfüllt, so daß man sieht, wie sich der Luxus in die ursprüngliche Aermlichkeit drängte. Zeit nach zehn Uhr morgens. Ende September.)

## Erste Szene.

(Lizzi allein. Doch geht während der ganzen folgenden Szene Kathi ab und zu.)

Lizzi

(ordnet an Bouquetten, die überall herumliegen; sie tut sie in Vasen, befestigt die Devisen daran, gruppiert sie auf Tisch und Schreibtisch).

Sie könnte diesmal schon zufrieden sein. So viel Blumen! Alle Fronleichnamsmadeln könnte man damit aufputzen! Ja, sie versteht's, mein Schwesterchen, wie sie sich so gerne unterschreibt. Zuckersüß kann sie's ja! Mich wundert's eh' nur, daß sie vom Briefschreiben allein schon genug hat. Wenn man's einmal so gut kann, sollte man doch weiter hinaus wollen und nicht

gar so bescheiden sein. Freilich — sonst ist sie in nichts bescheiden, und sonst hat sie in nichts genug. Mit dem schon gar nicht. Wie viel Brüder der auf der Welt nur herumlaufen! Ich kenn' sie nicht einmal alle. Und es kommt doch ein hübsches Bandel zu uns ins Haus! (Kathi bringt Briefe.) Na, also! Wieder Briefe! Einmal möcht' ich's doch zusammenrechnen, Kathi, was bei uns im Jahr allein für Briefmarken darauf gehen tut. Aber ich bin immer schwach im Rechnen gewesen.

Kathi. Nein, was Sie aber für Einfälle haben, gnä' Baroneß!

Lizzi. Ja, wir sind ja allemal eine patriotische Familie gewesen. Geschieht was fürs Posterträgnis. (Kathi ab.) Und dann sitzt sie auf dem Kreuzer, wo man's am nötigsten hätt', und das Schwesterlein spricht von den schlechten Zeiten, und daß man endlich anfangen müßte zu sparen, und daß der Großpapa immer weniger verdient und immer mehr braucht. Er braucht auch hübsch viel für ein' alten Herrn, und mir scheint, er könnt' schon etwas mehr an uns denken. Aber die Fiaker und Einspänner für Kitty müssen sich auch hübsch zusammenschießen ins Geld. Ach was! Die ist gescheit! Die weiß eh', was sie tut!

Kathi (bringt Bouquet).

Lizzi (liest). Kurt von Biegelow! Den möcht' ich nicht geschenkt. Langweilig, knauserig, so a Preuß! Daß sich der das Bouquet spendiert hat! Höchst wahrscheinlich selber hergetragen, um sich den Dienstmann

zu ersparen, und Ihnen dann ein Sechserl gegeben, Kathi?

Kathi. Gnä' Baroneß, wie Sie aber Ihre Leut' kennen!

Lizzi. So Leut' stieren mir grimmig, was alleweil von reiner Sehnsucht reden und die innigen Hochgefühle — na, die bleiben halt alleweil drinnen und heißen darum innig. — Alfred Baron Langmann! Das ist der Leutnant, der die Kaution heiraten möcht'! Na, der irrt sich gründlich bei uns! Wenn eine die Kaution hätt', so wüßt' sie ganz bestimmt was besseres! Du mein Gott, aber ein hübscher Mensch ist es darum doch! Wenn ihm das ewige Schwesterspielen einmal zu fad wird — na, (heftig) es macht ein' nichts so schlecht, wie zuschauen müssen, wie's andere besser haben, und nur weil man eine Schwester hat, was hübscher ist, hat man nichts — die nichts an einen kommen läßt, gar nichts, die alles nimmt, ob's ihr paßt oder nicht, nur weil man's einmal brauchen könnt'. So schaut's an ihrem Geburtstag aus, und bei meinem? Man muß schlecht werden dabei. Und das Pädagogium, und die schöne Aussicht auf den ehrenvollen Beruf einer Lehrerin! Ich les' so nichts mehr, keinen Roman, nur die Nekrologe in die Lehrerzeitungen, damit ich ernster werde — und es nutzt nichts, was man um einen Kreuzer kaufen kann, und es kommt kein Schwung und keine Begeisterung in die Sache. — Doktor Karl von Bauer! Den kenne ich nicht, das ist (trällert) das Neueste, was mir eben erst kriegt haben. — Oder kenn' ich ihn doch? Nein, nein, aber an die Doktoren hätten wir eigentlich genug.

## Zweite Szene.

(Lizzi. Kathi.)

Kathi (bringt noch ein Bouquet). Noch ein Bouquet is kommen. Aber manen's nit, gnä' Fräul'n, für heut' wär's g'nug an die Bouquetter?

Lizzi (stellt es auf, reißt die Karte ab, für sich). Könnt' der Kitty unlieb sein, von wem daß es ist. Wenn's überhaupt nur da ist. (Leicht.) Und was geht denn das Sie an?

Kathi. Wen denn? Wer hat denn die Schlepperei damit und nachher das Zusammenräumen, und man möchte ja nichts reden, wenn man davor nur was haben tät', und das gnä' Fräul'n steht ewig nicht auf, und mer wird mit derer Arbeit ewig nicht fertig. Nachher bin ich die Schlamperte.

Lizzi. Ich meine, Sie bekommen Trinkgelder genug bei uns — die Spielabende und auch sonst — es fällt genug für Sie ab.

Kathi (sehr gutmütig). Hielt' mer's denn sonst aus? Den Sack hat's noch keim zerrissen. Und überhaupt, wenn ich nicht ein ordentlicher Dienstbot' wär', der was auf sein Büchel hält, daß es nicht gar zu verschmiert ausschaut, und der immer allweil zu den Herrenleuten steht, ich wär' auf die längst nicht mehr da. Ich habe so immer nur in feine Häuser gedient, und ich bin auch eine feine Behandlung gewöhnt.

Lizzi. Und kein Mensch kümmert sich darum, wann's nach Hause kommen. Man ist doch bei Nacht ohne jede Hilfe.

Kathi. Geschieht nichts in derer Nacht. Wir leben Gottlob in einer recht soliden Stadt. Schlafen's halt in derer Nacht, gnä' Fräul'n, und dem alten Herrn wird's a gut tun. Der Hausmeister will a leben. Freilich, von uns kriegt er bald so viel, wie von die übrigen Parteien zusammengenommen. Aber er hat auch danach einen Respekt vor uns. Der alte Herr kommt ja täglich nicht gar zeitlich, und die gnä' Fräul'n alle beide, so oft sie können. Und hernach bin ich a noch da. Aber ich möchte doch, ich könnt' mich ausschlafen hernach. Na, weil ma nur jung ist, und weil's halt noch lustig ist. (Es klingelt.) Schon wieder wer! (Im Abgehen.) Und ist das nichts wert, gnä' Fräul'n, wenn man einen Dienstboten hat, der so zu die Herrenleut' hält wie ich und schweigen kann? (Es klingelt wieder.) Hat's der aber gnädig! Du wirst schon noch eine Weil' warten können! Ist so wieder niemand rechter — mit einem ellenlangen Titel vorn und hinten mit gar nichts. Wir kennen uns schon aus, was, Fräulein? (Es klingelt.) Aber so hol' dich ja doch . . .

Lizzi (mit dem Fuße stampfend). Unerträglich! Manchmal mag man sie, redet mit ihr, und dann übernimmt sie sich, und das muß dann ich alles fressen, und es kommt immer just auf mich. Vor der Kitty hat sie doch noch eher einen Respekt.

## Dritte Szene.

(Vorige. Herr von Stöber.)

Stöber. Kitty ist noch immer nicht wach?

Lizzi. Nein, Großpapa.

Stöber. Ich hätte sie gern gesprochen, ehe ich fort muß.

Lizzi. Sie wissen doch, Großpapa, wie besorgt sie um ihre Gesundheit ist, und sie sagt ja alleweil, das zu lange Aufbleiben schadet nichts, aber's frühe Aufstehen danach, das bringt die Leute um.

Stöber. So ist sie gestern wieder spät nach Hause gekommen?

Lizzi. Das könnten Sie doch genauer wissen, als wie ich, Großpapa. Ich bin ja ganz zu Hause geblieben. Wenn man schon einmal fleißig sein will! Sie hätten ja doch den Hausmeister fragen können, wie Sie aus der Ressource nach Hause gekommen sind.

Stöber. Fehlte mir noch! Nein, nein, ich bin nicht mehr neugierig. Das habt ihr mir abgewöhnt. Wo war sie denn gestern wieder? Mir sagt sie ja gar nie ein Wort.

Lizzi. Weil's gescheit ist. Ein Wort gibt's andere, und die ewigen Streitereien machen's am Ende doch nicht anders, als wie's einmal ist. So haben wenigstens alle ihre Ruh, und im Haus gibt's einen Frieden.

Stöber. Ich möchte es aber doch wissen. Aber vertragen tut's euch untereinander keine Minuten lang; wie's aber gegen mich geht, gleich seid ihr im Bandel.

Lizzi. Da könnt' der Großpapa schon wieder recht haben. Und warum denn nicht? Schwestern sind wir denn doch am Ende.

Stöber. Mädel! Jetzt möcht' ich aber doch eine Antwort!

Lizzi. Sagen tut sie mir doch auch nur soviel, was sie just will; höchstens also so viel, daß man neidig wird auf sie. Daß sie in die Oper ist, weiß ich; denn der Dienstmann hat die Karte gebracht, wie ich gerade auf einen Sprung fort war; daß ein Wagen auf sie gewartet hat, weiß ich auch, weil sonst doch vor dem Hause gar nie ein Fiaker erlebt wird, wenn er sie nicht bringen oder holen tut. Sie fährt im Fiaker, und ich darf zu Fuß ins Pädagogium wimmeln, oder mir tragt's höchstens einen zweispännigen Tramwaywagen. Das sollt' nicht sein dürfen unter leibliche Schwestern. Das macht Gift und Galle und neidisch.

Stöber. Möchtest du mich mit deinen psychologischen Bemerkungen verschonen, Lizzi? Ich wünsche nur noch zu erfahren, wann sie nach Hause gekommen ist.

Lizzi. Und wann ist denn der Großpapa nach Hause gekommen?

Stöber (etwas verlegen). Nach der Sperre.

L i z z i. Dann wird's schon stimmen. Und wenn der Großpapa, der doch am Ende ein alter Herr ist, das täglich tut, warum soll ein junges frisches Mädel wie die Kitty es anders machen? Ich wollte nur, sie möchte mich mitnehmen. Aber so — keine Menschenseele erbarmt sich über mich. Ich bin halt das ewige Waisenkind, (singt) verlassen, verlassen, verlassen bin ich.

S t ö b e r. Schnabel, der du bist! Ihr wachst mir über den Kopf alle zwei, ich bin zu gut und zu schwach für euch, und ungezogen seid's.

L i z z i. Da hat der Großpapa aber einmal recht. Ungezogen sind wir, das steht. Wer hätte uns denn auch ziehen sollen? Zu Haus bei die Eltern? Ich denk's nicht mehr so recht, aber Kitty meint, das beste Beispiel hätte man da nicht vor seiner gehabt. Und der Großpapa ist das ganze Jahr auf der Reise oder in der Ressource oder in der Visite — ich möchte doch nur wissen, wer sich um uns umschaut. Und das ewige Zuhausesitzen — mir ist's längst zu fad! Aber ich kann mir nicht helfen wie die Kitty; die ist gescheit, und ein Narr wäre sie, profitierte sie nicht davon.

S t ö b e r. Du weißt gut, daß ich nicht zum Vergnügen reise. Das bringt nun einmal mein Beruf als Inspektor einer Lebensversicherungsgesellschaft mit sich, und ich muß viel verdienen, weil wir viel brauchen.

L i z z i. Und wir brauchen viel, weil der Großpapa reist. Und den Salon müssen wir haben für die Spielabende vom Großpapa und weil die Kitty nicht

einen jeden in dem Zimmer da empfangen kann. Ui! Ich mein', ich könnt' die Litanei schon von vorne nach rückwärts und von rückwärts nach vorne hersagen. Und schäbig darf's bei uns nicht ausschauen, weil wir sonst ewig keine rechte Partie machen, nicht wahr, Großpapa? Und die Leute sind leider Gottes nicht mehr so dumm, wie einmal, und eine arme Baroneß ist gerade so ein armer Hascher, wie eine arme Nichtbaroneß. 's ist alles eins, alles eins! Wenn die Großmama noch leben tät, so wüßt' man wenigstens, was an dem allen schuld ist, nämlich (näselnd) „weil's gar keine Religion mehr auf der Welt gibt". Jesus, Großpapa, ist das ein Leben, was wir führen auf der Welt!

Stöber. Ihr habt es besser, als ihr's verdient. Ich könnte ganz gut meine Ruhe brauchen und hätte genug, um sie zu haben, kostetet ihr nicht so viel. Erst habe ich zwei Familien ganz erhalten müssen, weil euer Vater . . .

Lizzi. Großpapa, meinst nicht, ich hätte das schon oft genug gehört? Ich kann's besser auswendig, wie die Lektion, die ich heute hätte im Pädagogium hersagen sollen. Und wenn wir's schon besser haben, als wir's verdienen — so wie wir's haben möchten, so haben wir's doch ewig nicht.

Stöber. Richtig — und warum bist du heute nicht in deiner Schule!

Lizzi. Weil einem's Lernen manchmal auch zu fad wird. Man vertranscht eh' nur die beste Zeit damit. (Es klingelt.) Da kommt wieder wer.

Stöber. Ich mag niemand von den Leuten sehen. Wenn du nur wissen möchtest, was ich mich manchmal für euch schäme. (Im Abgehen.) Und ich hoffte, ihr würdet das Haus wieder aufrichten!

## Vierte Szene.

(Lizzi.)

Lizzi (ruft ihm nach). Geht nicht, ist für zwei schwache Mädeln zu viel Arbeit. Hätten die Männer halt dazuschauen sollen. — (Allein.) Na, was mir das zuwider ist, wenn einer raunzt und raunzt und kann sich nicht helfen. Dann sollt' er doch wenigstens still sein können. Aber freilich, ganz gut hat er's nicht mit uns. Die Kitty treibt's freilich bös, aber was will er tun? Uns herausschmeißen — das könnt' hernach gar lieb werden. Und ein armes Mädel muß sich umschauen, will's einen Mann, der was ist, und darf nicht gar so heiklig sein. Weil's nur gescheit ist. Und gescheit ist sie. Ich gönnte ihr's ja auch, nur mittun lassen sollte sie mich. (Stellt sich vor den Spiegel.) Ich bin schiach, ich bin schiach! Eine Wienerin und schiach, das ist ein trauriges Naturspiel, das es nicht geben dürfen sollt'! Freilich nur neben ihr bin ich's, sonst möcht' ich schon ganz gut passieren. Und dann soll man an eine göttliche Gerechtigkeit glauben! Wer nur die kennt — gar so hübsch, und was weiß ich, was sie ihr noch alles nachsagen! Aber ich? Wer sieht denn auf mich? Und man soll nicht schlecht werden und man soll nicht schlecht sein!

## Fünfte Szene.

(Vorige. Kathi.)

Kathi. Gnä' Fräul'n, a Dienstmann wart' im Salon.

Lizzi. Sie hätten auch früher kommen können, einem das zu sagen.

Kathi. Ich hätt' gar so viel gern gewußt, was er will. Nicht, weil ich neugierig bin, aber es gibt doch Posten a, von die man lieber nix weiß.

Lizzi. Haben's was erfahren?

Kathi. Na, er red't nichts. Einen Etui hat er bei sich.

Lizzi. So rufen's ihn.

Kathi. Er will aber seinen Auftrag nur bei der gnä' Fräul'n Kitty bestellen, sagt er.

Lizzi. Wenn er für so lang gezahlt ist, soll er halt warten. Aber schicken Sie ihn mir nur herein. Und Sie, gehen Sie mir endlich in Ihre Küche und stehen Sie einem nicht den ganzen Vormittag müßig im Wege.

Kathi (öffnet die Türe). Dienstmann! (Bleibt während der folgenden Szene, macht sich an den Blumen zu tun, wischt ab.)

## Sechste Szene.

(Vorige. Dienstmann.)

Dienstmann. Die gnä' Baroneß Herterich?

Lizzi. Die bin ich.

Dienstmann (buchstabiert an einem Billet). Kitty Baroneß Herterich?

Lizzi. Nein, die ist nicht zu Hause.

Dienstmann. Zeit hätt' ich. Das Telephon und die pneumatischen Briefe! A Dienstmann wird bald nimmer recht wissen, wozu ihn der liebe Herrgott erschaffen hat. So wird man halt warten müssen.

Kathi. Vorläufig wird man halt warten können.

Lizzi (zornig). Möchten's nicht einmal schweigen? Meine Schwester Baroneß Kitty ist nicht zu Hause. Wir wissen nicht, wann sie heimkömmt. Ich bin berechtigt, für sie alles in Empfang zu nehmen.

Dienstmann. Geht net. Ich hab's zu scharf verboten bekommen. Und 's Ding ist teuer, gar teuer, sag' ich Ihnen. Ich därf net.

Lizzi. Aber herzeigen dürfen's doch? Meine Schwester liebt keine Ueberraschungen. So bereite ich sie vor. Da haben's was fürs Warten.

Dienstmann. Herzagen? Dös hat ma mir net verboten. Zum Anschaun ist's ja am End'!

Lizzi (öffnet das Etui). Ah! Und von wem ist das Armband?

Kathi (über ihre Schulter, a tempo). Ah, ist das schön!

Lizzi (sehr erregt) Jetzt schaun Sie endlich doch einmal in Ihre Küche! (Kathi ab, aber nur in den Hintergrund.) Und kennen Sie den Herrn, von dem das Armband kommt?

Dienstmann. Ich därf nix sag'n, gnä' Fräul'n Baroneß. Ah — na! A Dienstmann waß schon den G'hört sich, und wos net san därf — o na, dös waß er schon!

Lizzi (gibt ihm). Aber ich bin doch die Schwester! Ich erfahr's so!

Dienstmann. Ich dank schön, aber na, na! Wo käme man denn da hin. Dischkretion ist Ehrensache. „Geheimnis ist Bürgschaft des Erfolges", hat der Benedek allweil gesagt. Und dann, gnä' Fräul'n .

Lizzi. Nun, nun?

Dienstmann. Und dann, ich därf nix sagen, so gern als ich's tät'.

Lizzi. Ja, warum denn nicht?

Dienstmann. Weil ich nichts weiß. Ich hab' den Herrn mein Lebtag noch mit keinem Aug' net g'sehn.

Lizzi. Wann's ein' noch frozzeln! . . .

## Siebente Szene.

(Vorige. Kitty.)

Kitty (hat die Türe hastig aufgerissen). Guten Morgen, Schwesterchen! Ah, die vielen Blumen! Was das

schön ist, was das schön ist, und gar an einem so grauen Morgen!

Lizzi. Na, so gar morgens ist's nicht mehr, und der Dienstmann da wartet schon eine ziemliche Weile.

Kitty. So? Was haben Sie denn? (Nimmt das Briefchen, liest, zerpflückt es gleichgültig, nimmt das Etui, betrachtet das Armband, stellt das Etui auf den Tisch.) Sie können gehn.

Dienstmann. Der Herr hat aber g'mant, wann er epper a Antwort bekömmt?

Kitty. Ist keine notwendig.

Dienstmann (ab).

Kitty (zu Kathi, sehr bestimmt). Haben Sie nichts in der Küche zu tun? Bei mir wäre auch noch zusammenzuräumen. Und dann rufen Sie mir den Großpapa. (Kathi ab.) Er ist doch noch zu Hause?

Lizzi. Er wollte ins Bureau, aber danach hat er gemeint, er hätte noch dringend mit dir zu reden.

Kitty. Der gute Großpapa! Ich kann mir ja denken, was er von mir will. Und er hat ja recht in allem. Aber das ist nun einmal so, wie es ist! Vielleicht . . . Ah!

Lizzi. An recht gute Hamur hast heut', noch dazu an deinem Geburtstag!

Kitty. An meinem Geburtstag? Eben darum! Man wird alt, Lizzi.

Lizzi. Sechsundzwanzig Jahre, das ist doch noch kein Alter. Da ist man doch noch jung.

Kitty (gereizt). Sei so gut! Dreiundzwanzig Jahre, wenn du erlaubst. Und das „noch"! Es gibt kein so zuwideres Wort mehr auf der Welt. Noch jung! Noch schön! Noch reich! Ich möcht' nur wissen, wer auf das Wort kommen ist. 's ist ekelhaft!

Lizzi. Mindestens hast du deine Jugend doch genossen. Ja, klug bist. Mich hast für die Schullehrerin und die Sittsamkeit bestimmt — und du . . .

Kitty. Laß das. Das verstehst du nicht. Nennst du das genießen? Ah!

Lizzi. Und wie einen Fratzen behandelst du mich immer.

Kitty. Suche heute keinen Streit. Ich sorge für dich und für mich — nach den Verhältnissen und nach Möglichkeit für eine jede. Ich möchte meine Erfahrungen nicht umsonst gemacht haben.

Lizzi. Ich bitte dich! So großartig! Da soll ich wohl einen Respekt bekommen, gelten's, was?

Kitty. Es wäre dir ganz gesund, wenn du vor wem einen Respekt bekämest. Ueberhaupt, liebe Lizzi, liebes Schwesterchen, laß mich, ich sorge mich genug, was mit uns wird, wenn Großpapa einmal stirbt. Vermögen haben wir gar keines, erspart wird nichts; ich möchte, ich wäre zum Theater gegangen, wie ich damals wollte, aber das hat sich ja für eine Baroneß Her-

terich durchaus nicht geschickt. Das hat doch Großpapa durchaus nicht zulassen wollen.

Lizzi. Freilich, freilich. Und die Leute haben auch gemeint, du hättest gar kein Talent dafür, nur deine Schönheit.

Kitty. Lizzi, liebe Lizzi, ich bitte dich, ärgere mich nicht.

Lizzi. So zärtlich? Schau, schau! Und wir sein doch allein, und's hört's doch niemand. Sonst ist ja bei uns alles für die Leut', die Kleider für die Leut', die Wohnung für die Leut', sogar die Taufnamen haben wir für die Leut'. Ich hab' mein Lebtag Julie geheißen, ich hab' die noble Lizzi satt. Merk' dir's, Katherl!

Kitty. Ein Fratz bist, ein unausstehlicher Fratz.

Lizzi. Katherl! Kathinka! Kathi!

### Achte Szene.

(Vorige. Kathi).

Kathi. Gnä' Fräul'n befehlen?

Kitty. Nichts! Gehen Sie an Ihre Arbeit. (Kathi ab.) (Zu Lizzi.) Man kann mit dir nicht leben — unmöglich!

### Neunte Szene.

(Vorige. Herr von Stöber).

Stöber. Zankt ihr schon wieder, Kinder?

Kitty. Ach, Großpapa, Lizzi wird immer unerträglicher. Tausendmal hab' ich mir schon vorgenommen, ich rede nichts mehr mit ihr, und dann fange ich wieder mit ihr an, weil ich ein guter Narr bin, und das freche Geschöpf beleidigt mich immer wieder. Es ist nicht zum Aushalten!

Lizzi. Weil ich kein Süßholz mag. Das ist nicht mein Gusto! Jetzt ist sie zärtlich mit mir, und gleich dahinter — schau sie nur an, Großpapa! — ob sie mir nicht die Augen auskratzen möcht'.

Kitty. Du bist eh' häßlich genug.

Lizzi. Da hören Sie's, Großpapa, die süße Schwester!

Stöber. Um Gotteswillen, Kinder, seid doch einmal vernünftig. Was wollt's nur mit der ewigen Zänkerei? Wem nützt's was? Für immer werdet ihr ja doch nicht zusammenbleiben. Ich bitte dich, Kitty, du bist die Aeltere!

Lizzi. Und ganz gehörig auch noch.

Kitty. Kreatur, gehässige!

Stöber. Lizzi, ich bitte dich, sei du die Klügere. Bedenke, wir sind im Niedergang seit langen Jahren. Nicht einmal Glocksdorf haben wir uns erhalten können, den Stammsitz unseres Hauses. Auch das ist in fremden Händen. Andere Leute werden dort reich, wo wir zugrunde gegangen sind. Es ist wirklich traurig, was ich alles mit ansehen mußte, schlimm genug, daß ich

meine Bekanntschaften aus früheren, guten Tagen nun so fürs Geschäft nutzen muß, daß ich in meinen Jahren reisen, schwatzen, Komödien spielen muß, um für euch zu verdienen. Ich hätte nie geglaubt, daß ich meinen angesehenen Namen und meine Verbindungen verkaufen müßte . . .

Lizzi. Da meint er den vergnügten Künigelhasen . . .

Stöber. Was ist das für eine neue Ungezogenheit; ich bin beim „Pelikan".

Lizzi. Das Vieh kenn' ich nur aus die Fabelbücher. A Künigelhas ist es, und vergnügt ist er, weil er, wie's in die Prospekte so schön heißt, seine zahlreiche Nachkommenschaft bei euch so glücklich und unter so günstigen Bedingungen versichert hat.

Kitty. Geschieht Ihnen recht, Großpapa, warum lassen Sie sich mit ihr ein und sich alles von ihr gefallen.

Lizzi. Huß, huß, das Katzerl!

Stöber. Lizzi, zum letztenmal! Aber nun zu dir, Kitty. Nun wäre es doch Zeit, daß du Ernst machtest. Es hat dir niemals an Bewerbern gefehlt. Mach' mit einem ernst!

Lizzi. Wenn nur einer von ihnen ernst machen wollte!

Kitty. Großpapa, Sie sehen, ich antworte ihr nicht einmal. Schützen Sie mich vor der Person!

Lizzi. Nein, was die heut' für einen erhabenen Tag hat! Es ist doch schade, daß sie nicht zum Theater gegangen ist!

Stöber. Lizzi, hörst du ewig nicht auf? Hinaus mit dir! (Lizzi geht ab.)

Stöber. Es ist wirklich traurig; ich hätte dringend mit dem Generaldirektor zu sprechen, und ich bleibe bei euch, weil ich mich mit euch ausreden möchte. Lizzi ist am Ende versorgt, sie ist begabt genug, sie wird doch ihre Prüfung machen, und ich habe noch Verbindungen genug übrig, um ihr bald eine leidliche Anstellung verschaffen zu können. Es ist nicht das, was sich für uns gehörte, denn wir sind alter und guter Adel und haben dem Staat in den höchsten Stellungen gedient. Aber besser ist es immer wie nichts. Aber du — von dir hätte ich mir das Meiste erhofft, und nun! Und wie soll's mich zu Hause freuen, wenn ihr nichts tut, nur zanken und streiten?

Kitty. Man soll nicht zum Tischler laufen um einen Sarg, ehe der Kranke nicht wirklich tot ist, Großpapa! Er könnte sich und einem zum Trotz erst recht am Leben bleiben!

Stöber. Steht's so, Kitty, wirklich?

Kitty. Ich darf noch nicht sprechen, Großpapa, ich könnte mir's verschreien. Aber glauben Sie mir, lieber Großpapa, ich wäre sehr froh, wenn's diesmal was werden möchte. Ich bin nicht einmal auf die Lizzi bös, sie ist keck, aber hat sie's denn, wie sie's

möchte? Hat's denn eines von uns, wie's haben sollte? Käm' ich heraus! Ich wäre froh, und nach Mariazell möchte ich zur Mutter Gottes, und für Lizzi möchte ich sorgen, und ich könnt' es dann auch. Wie vielen hab' ich zeigen müssen: „So komm doch nur um mich, ich wart' auf einen jeden!" Und das macht einen nicht besser, Großpapa, wenn das so seit sechs Jahren fortgeht. Hätt' ich nur etwas Rechtes gelernt! Aber's Stillsitzen, das war niemals bei uns in der Familie. Gelten's, Großpapa! Ich hab's nicht vom Vater, ich hab's nicht von der Mutter, von mir aus hab' ich's nicht, und gelernt hab' ich's auch nicht. Aber ich bin das Ganze müde, Großpapa, und wenn ich rechne (sie nimmt das Haushaltungsbuch) ich seh': so viel, so viel aufs Ueberflüssige und so wenig fürs Notwendige, und Sie müssen sich so schinden um alles, und es geht nun sein Lebtag nicht anders und nicht zusammen — dann tut mir's Herz weh. Käm' ich nur heraus, käm' ich nur heraus!

Stöber. Mein armes Kind!

## Zehnte Szene.

(Kathi. Vorige).

Kathi (meldet). Dr. Karl von Bauer.

Kitty. Ach also! Bleib zu Hause, Großpapa, bleib zu Hause! Er soll kommen.

Kathi. Im Salon?

Kitty. Nein, hier. (Kathi ab.) Großpapa, blei-

ben's zu Hause, warten's! (Stöber küßt sie.) Heilige Mutter Gottes, einen silbernen Rahmen kriegst — ganz von Silber!

Stöber (ab, in der Türe begegnet er dem Gast. Fremde Verneigung).

## Elfte Szene.

(Kitty. Dr. Karl von Bauer).

Doktor. Guten Morgen, Baroneß; stört man?

Kitty. Wenn ich Sie doch eingeladen hab'! Es ist nur schön, daß Sie gekommen sind!

Doktor. Ich sagte mich doch an; da ist es doch selbstverständlich.

Kitty. Kann sein, daß es selbstverständlich ist. Aber wienerisch ist's nicht.

Doktor. Ich bin doch auch kein Wiener. Die vielen Blumen!

Kitty. Weil heut' mein Geburtstag ist. Da kriegt man halt so Sachen. Ich dacht', Sie wissen davon. Es ist doch auch von Ihnen ein Bouquet dabei.

Doktor. Das ist Zufall. Da erwarten Sie wohl noch Besuch? Es ist übrigens hübsch von Ihnen, daß Sie mein Bouquet bemerkt haben. Störe ich? Ich hätte gerne noch ein Weilchen mit Ihnen geplaudert. Mit Ihnen allein.

Kitty. Man sieht doch nach, von wem etwas kömmt, und Sie stören nicht. Es kommt niemand. Ich

habe mir's schon zur Zeit verbeten. Das konnte ich mir schon ausdenken, daß Sie nicht gern in einen Trubel hineinkämen.

Doktor. Ich danke Ihnen; das war lieb von Ihnen, Baroneß. Gar nach so kurzer Bekanntschaft. Ich muß dem hübschen Zufall noch dankbar sein, der mich Sie bei Forstners finden, wiederfinden und näher kennen lernen ließ! Ich muß es und bin es auch wirklich, Baroneß!

Kitty. Ich bitt' Ihnen, reden's mir nicht so! Ich gebe nicht viel auf Komplimente, die hör' ich so genug. Und Sie sollten sich überhaupt zu so was gar nicht hergeben!

Doktor (setzt sich und spielt mit seinem Stock). Warum denn just ich nicht?

Kitty. Weil's zu gut sind dafür. Sie machen so einen vertraulichen Eindruck, so wie ein fester Mensch, auf den man sich wirklich und immer verlassen kann.

Doktor. Das bin ich auch, Baroneß; nur daß ich auf dem Dorfe allein, und ohne andere Umgebung als Eltern und Erzieher aufwuchs. Dann als Student bin ich eben auch nicht viel in Gesellschaft gekommen; ich mußte auf den Tag fertig werden. Danach mußte ich reisen: nach England, nach Amerika. Manchen schließt die Fremde auf, manchen verschließt sie. Mich hat sie verschlossen. Ich habe viel studiert; ich kenne die Farmen Englands, die Bonanzawirtschaft der

Union; ich weiß, wie in aller Welt mein Handwerk getrieben wird. Nun, und auf eigenem Grunde, den sich meine Eltern erarbeitet haben, will ich es selber üben. Und gerade auf dem Uebergange vom Erlernen zum Betätigen begegne ich Ihnen. Das ist doch ein hübscher Zufall. Sie sehen, ich mache keine Komplimente.

Kitty. Sprechen Sie nicht so! Sie soll'n es nicht. Ich habe es Ihnen schon gesagt. Von Ihnen erwartet man sich anderes, Besseres, Gescheiteres. Ich habe nicht bald zu jemandem so schnell ein Vertrauen gehabt. Und ich habe nicht leicht mehr eines, weil . . .

Doktor. Warum nicht, Baroneß? Oder geht Ihr Vertrauen zu mir noch nicht so weit, mir auch das schon zu sagen?

Kitty. Wenn Sie's gerade wissen wollen. Aber erlauben's. (Sie nimmt ihm den Stock, mit dem er gespielt hat.) Wissen's, das macht mich nervös. Also, wenn's just wollen: Ich hab' doch schon meine Erfahrungen mit meine dreiundzwanzig Jahr'.

Doktor. Und in welchem Sinne, Baroneß?

Kitty. Sind Sie aber heut' neugierig.

Doktor. Vielleicht mehr teilnehmend.

Kitty. Das könnte bei Ihnen schon sein. Und am Ende, Sie werden's bei Forstner so schon gehört haben; meine Freund' sind's, aber ausrichten tun's mich wegen dem doch, und ein Mädel, das sie ewig nicht anbringen, haben's auch. Also, ich bin arm und schön,

und alleweil hat's geheißen: Dein Glück wirst machen, Kitty, es wird schon noch kommen. Und wie's ewig nicht kommen ist, bin ich ihm halt ein Schritterl entgegengegangen (trällert): und das darf halt nicht sein.

Doktor. Sie singen auch, Baroneß?

Kitty. Ja, a bissel, wie ich alles a bissel kann. Aber, daß ich Ihnen weiter erzähl'! Ich hab' mir mein Lebtag nichts aus die Leut' gemacht, nicht um einen halben Kreuzer, und sie wissen's alle. Wir haben nichts zum Leben, wenn der Großpapa heut' oder morgen stirbt, und da sollte ich halt danach sein. Aber was geht's mich an, was morgen ist? Ich leb' derweil, und ich will leben. Soll ich mir die Augen ausweinen dafür? Wär' nur schad' darum.

Doktor (hat einen Ring vom Finger gezogen, spielt damit). Da haben Sie recht, das wäre sehr schade.

Kitty. Ach, nicht so, ich bin froh, daß ich einmal mit einem vernünftigen Menschen plauschen kann. Und redt's sich denn nicht ganz gut mit mir?

Doktor. Gewiß, Baroneß.

Kitty. Sehn's, das glaub' ich Ihnen. Aber Sie erlauben schon wieder! (Nimmt ihm den Ring.)

Doktor. Wissen Sie, was Sie da in der Hand halten?

Kitty. A Ringerl. A ganz hübsches! Aber Schmuck hätt' ich so genug und tragen könnt' ich's höchstens als Bracelet.

D o k t o r. Es ist der Verlobungsring meines Vaters. Möchten Sie ihn behalten bis auf weiteres? Es war eine lange und glückliche Ehe.

K i t t y. Ich bitt' Ihnen, reden's nicht so, ich bitt' Ihnen, das kann doch niemals Ihr Ernst sein.

D o k t o r. Sie sagten doch selber, Sie trauten mir keinen Scherz zu. Wenn's also mein Ernst wär'?

K i t t y. Ihr Ernst?

D o k t o r. Was würden Sie dazu sagen?

K i t t y. Ihr Ernst? (Nach einer Pause): Aber ein arms und verwöhntes Mädel — so ein Luxus!

D o k t o r. Sie waren offen gegen mich — ich will's auch gegen Sie sein. Es ist ein einödiges Leben, das wir immer geführt haben. Wir sind reich geworden dabei, aber was Genuß, was Fröhlichkeit heißt, das hat niemand von uns gekannt. Aber ich will's kennen lernen, und Sie scheinen mir die rechte Lehrmeisterin dafür. Es mag das ein Luxus sein, aber meine Mittel gestatten mir ihn. Was hier mit Ihnen war oder auch nur gesprochen wurde — denn man hat mir wirklich manches erzählt — das geht mich nichts an, dem will ich nicht nachfragen, das gilt bei uns nicht.

K i t t y. Wie reden Sie zu mir? Solche Worte hat noch niemand zu mir gesprochen!

D o k t o r. Weil es die der Wahrheit sind. Aber Sie müssen mich weiter hören. Ich bin einziges Kind.

Meine Mutter hat mich sehr lieb. Sie hat mich erzogen, als mein Vater vor der Zeit unter der Arbeit zusammenbrach. Sie war mir noch nie und in nichts entgegen. Worüber ich mich hinaussetze, das besteht auch für sie nicht. Aber gegen ihren Willen tue ich auch nichts. Sie haßt die Bahn, noch niemals ist sie mit ihr gefahren, noch niemals hat sie ihren engsten Umkreis verlassen. Und sie ist eine alte Frau. Ich kann ihr die weite Reise nach Wien nicht zumuten. Wollen Sie zu uns nach Glocksdorf — vorläufig mein Gast?

Kitty. Nach Glocksdorf? So, Glocksdorf gehört Ihnen? Ja, und meinen Sie, ich könnte der alten Frau gefallen?

Doktor. Lüde ich Sie sonst ein?

Kitty. Und sein's nicht bös, wenn ich Sie frag'. Aber was ist sie für eine Frau?

Doktor. O, eine herrliche. Sie ist klug, wie der Tag. Niemals mischt sie sich in etwas, was nicht ganz ihres Amtes ist. Die Leute meinen, sie sei hart, aber das können nur Menschen glauben, die sie nicht kennen. Was zu ihr gehört, das hat sie lieb für immer. Und Sie wollen doch zu uns gehören, Baroneß? (Steht auf.)

Kitty. Wollen, ja wollen möcht' ich schon — aber ob ich's können werd'!

Doktor. Sie werden ihr gefallen. Sie ist doch auch einsam, niemand ist um sie, nur eine Enkelin, das Kind einer Schwester, die früh gestorben ist und die sie nun bei sich hat und sehr, sehr liebt. Da ist man emp-

fänglich und dankbar für Jugend und Frische. Sie sollen sie uns bringen, und ich möchte Sie so gern erlösen von allen Sorgen, allem Niedrigen, allem Leid!

Kitty. Ihnen glaub' ich's, glaub' ich alles, und ich komm'. Und wann kommt man denn am besten?

Doktor. Am besten, wenn man bald kommt.

Kitty. Ich komme, komme bald.

Doktor. Also auf Wiedersehen in Glocksdorf! Die Herbstjagd beginnt bald.

Kitty. Auf Wiedersehen in Glocksdorf! Leben's derweil wohl, tausendmal wohl! (Doktor ab.) Mutter Gottes, Deinen silbernen Rahmen kriegst; schwer wird er, schön wird er, nur diesmal hilf mir! Großpapa, Großpapa! Lizzi!

## Zwölfte Szene.

(Herr von Stöber. Kitty. Lizzi.)

Stöber (eilig). Was gibt's, Kitty?

Kitty. Ich bin verlobt mit Herrn Doktor Karl von Bauer, dem Besitzer von Glocksdorf — so gut wie verlobt.

Stöber. Gott segne dich, mein Kind, mein liebes Kind. Du ahnst gar nicht, wie glücklich du mich machst.

Kitty. Lizzi, Lizzi! Wo bleibt die nur wieder?

Lizzi. Was gibt's schon wieder, wenn man endlich einmal lernen möchte?

Kitty. Ich habe mich verlobt, denk' dir, ich habe mich verlobt!

Lizzi. Was, schon wieder?

(Der Vorhang fällt.)

---

# Zweiter Akt.

(Park von Glocksdorf, sacht zum Hintergrund ansteigend. Viele Laubbäume mit fahlem Laub. Ein Rondell, von dem aus einige Stufen zum Schlosse führen. Ein sonniger Tag, etwa zu Anfang Oktober. Morgenstimmung.)

## Erste Szene.

(Gärtner. Marie.)

Gärtner (hat ein Bouquet fertig, übergibt es der Marie.) So, das stelle Sie jetzt dem Fräulein aufs Zimmer, und wenn die, wie bei ihr anzunehmen, Geschmack hat, so muß es ihr nach etwas gleichsehen, und wenn sie dann fragt: „Wer hat das gebunden?" so antwortet Sie ihr: „Der Gärtner Dolanskij läßt sich der gnädigen Baroneß empfehlen und ihr die Hand küssen." Was meint Sie, wird Sie sich das merken können, Marie?

Marie. So dumm bin ich lang nicht, wie sich der Herr Gärtner einzureden beliebt. Der Herr Gärtner ist ein bißchen sehr eingebildet auf seine Gärtnerei.

Gärtner. Weils auch ein Kunst ist, und ich bin ein Künstler in dieser Kunst. Blumen ziehen ist nicht so leicht, wie sogar feine Wäsche bügeln, Blumen binden schwerer, wie zusammenräumen. Damit ist Ihre Weisheit fertig. Ich aber kann beides zusammen.

Marie. Ja, der Herr Gärtner kann's, und er kann noch eine Kunst. Nämlich — so sagt die alte Frau — er kann so stehlen, daß man ihn niemals dabei erwischen kann.

Gärtner. Beschränkte Person!

Marie. Wen meint der Herr Gärtner? Meint er die alte Frau?

Gärtner. Nein, Sie, Marie! Denn daß die alte Frau das nicht versteht, ist am Ende kein Wunder. Herrschaft werden ist keine Kunst; wenn man nur das Geld hat, so trifft's ein jeder. Aber was sich alles zum Herrschaftsein gehört, das begreift schon wieder nicht ein jeder. Die alte Frau ist's noch nicht so lange, daß sie schon alles wissen müßte; und bei Herrschaften von gestern müssen wir Dienstleute wissen und aufpassen darauf, was sich gehört. Sie also, Marie, was Sie doch ein feines Stubenmädel vorstellen will, sollte das begreifen: „Jeder Herrschaftsgärtner hat über seinen Gehalt Emolumente." Merke Sie sich das Wort: „Emolumente", von denen nichts gesprochen wird. Das heißen die gewöhnlichen Leute dann bei ihm stehlen. Aber es gebührt ihm von rechtswegen — versteht Sie das?

Marie. Das ist also wie bei die Müller?

Gärtner. Just so. Und wer's anders macht, der ist kein richtiger Gärtner oder Müller. Ich aber bin ein gelernter und geschickter Gärtner — versteht Sie das? Und jetzt mache Sie aufs Zimmer. Die Baroneß kann mit dem Herrn gleich da sein. Die wird's schon verstehen, was sich gehört. Die hat's in sich, daß sie herrschaftlich leben begreift oder bald gewöhnt. Da hat man schon sein Auge dafür, Marie.

## Zweite Szene.

(Vorige. Olga. Helene von Bauer.)

Helenens Stimme. Marie! Gärtner!

Beide. Gnä' Frau befehlen? (Helene und Olga treten auf.)

Helene. Lassen Sie sehen!

Marie. Hier, gnä' Frau.

Helene (betrachtet das Bouquet). Es ist ganz schön. Du kannst gehn, Marie. Gärtner, die feinen Spaliertrauben sind mir heuer etwas gar zu schütter geraten.

Gärtner. Es sind eben nicht mehr geworden, gnä' Frau.

Helene. Das Jahr war nicht darnach. Sie haben wunderschön abgeblüht. Der Sommer war warm, wie nicht oft bei uns. Netze waren übergezogen, damit kein Vogel dazukommen konnte. Der Herbst war schön und warm. Es mußten unbedingt mehr da sein. Ich kenne mich schon aus.

G ä r t n e r. Wenn's aber doch nicht mehr geworden sind, gnä' Frau! Ich kann nicht heren.

H e l e n e. Nicht frech sein, oder mit der Gärtnerei hat's ein End'! Sie können gehen, Jakob! (Gärtner ab. Zu Olga). Aerger, nichts als Aerger, hat man mit dem Gute, das heißt mit den Leuten!

O l g a. Du nimmst die Sache auch vielleicht zu ernst, Großmutter.

H e l e n e. Zu ernst? Alles auf der Welt ist ernst! Wer e i n Ding leicht nimmt, der nimmt ein jedes leicht, und der kommt zu nichts. Ernst nehmen und schwer nehmen — das ist freilich wieder ein anderes Ding!

O l g a. Nun, Großmutter, du wirst's ja jetzt bald leichter haben, wenn Karl heiratet und seine junge Frau kommt ins Schloß. Weißt, ich kann dir gar nicht sagen, wie schön ich mir das denke. Eigentlich ist's doch immer recht öde und traurig gewesen. Du wolltest ja niemals hineinziehen.

H e l e n e. Ich hab's erlebt, wie man aus dem Bauernhause ins Schloß zieht; den Umzug möcht' ich nicht mehr mitmachen. Da bleib' ich, wo's sicher ist, im Bauernhause. Ich bin kein Freund von der Wanderei. Da sind meine Füße zu alt dazu. (Setzt sich.) Setz' dich auch! Ich habe dich gern neben mir; man spürt's ordentlich, wie jung du noch bist und wie das noch alles lebt in dir. Das tut mir gut. Und du hast dir nie gedacht, wie sich's leben möcht' auf Schloß Glocksdorf?

O l g a. Nein. Weißt du, wem's so gut geht wie

mir bei dir, der wünscht sich nirgends hin fort; es ist recht schlecht eigentlich von mir, aber mir haben meine Eltern noch niemals gefehlt.

Helene. Weil du sie nie recht gekannt hast. Es ist doch ein kurioser Geschmack — bei einer alten Frau! Was hast denn von deinem jungen Leben? Du lernst arbeiten. Ich hab' mein Lebtag nichts anderes gekannt, und ein Roß, das das Ackern gewohnt ist und die Robot, träumt am Ende gar davon. Aber du bist reich.

Olga. Großmutter, liebe Großmutter, sprich mir nicht so! Wenn ich reich bin, so danke ich es zunächst dir — und dann werde ich schon einmal, zu seiner Zeit, etwas davon haben. Ich kann's schon noch erwarten. Was kann sich der Mensch mehr verlangen, als alles, was er will, und das habe ich doch immer gehabt.

Helene. Weil du bescheiden bist. Die gestern gekommen ist, begehrt sich schon mehr.

Olga. Großmutter, sie darf's.

Helene. So, und warum denn?

Olga. Ach, sie ist so reizend. Wie sie gestern zu Abend hereingekommen ist zu dir in die Stube — es war, wie wenn die Lampe heller brennen möchte und wie wenn sich die Zimmerdecke höbe! Und wie sie sich kleidet und wie sie redet, so warm, so herzlich, und die Achtung vor dir! So möcht' ich gern sein, wie sie.

Helene. Ja, das Schöntun versteht sie, und sie weiß auch ganz gut, warum.

Olga. Großmutter, du tust ihr unrecht; das ist sonst nicht deine Sitte.

Helene. Und warum? Unrecht tu' ich ihr keines, und manchmal hab' ich mir in der Zeit, wie ich zuerst davon gehört hab', bis sie gekommen ist, gedacht: Es ist gut so, er nimmt sie. Denn das Gut hat ihren Leuten gehört, noch ehe sie auf der Welt war. Sie haben es gehabt, Gott weiß, seit wann. Aber sie waren Zehrer, und wir waren Sparer, und wir haben darauf, und auf den richtigen Augenblick gepaßt. Und Unrecht haben wir ihnen keines getan. Aber na — überzahlt haben wir es auch nicht, und käm's so wieder an die — denn jetzt müßt' es ihr gehören — so hätt' ich gar nichts dagegen. Aber jetzt hat's zwei Haken.

Olga. Großmutter, ob du nicht zu streng bist gegen sie?

Helene. Ich darf's sein. Ich hab' damit alleweil bei mir angefangen, Kind. Aber das eine hat mit der Strenge nichts zu tun. Unser Herrgott hat wollen, daß sie — ihre Leute nämlich — hier abhausen, und unser Herrgott ist immer noch gescheiter als ich, das weißt du. Und will er's, daß sie wieder heraufkommen und just da, wo sie heruntergekommen sind, so werde ich ihm nichts dawider tun, denn er weiß, warum er's so will. Zeit wär's am Ende auch, daß ein bissel ein leichteres Blut käme in unsere Familie. Denn wir sind schwerlebige Menschen. Aber ob das nicht wieder zu leicht ist? Wie fragt man beim lieben Vieh danach! und beim Menschen soll man sich nicht darum kümmern?

Olga. Und warum denkst du so über sie — du hast doch gar keinen Grund dazu?

Helene. Wär' sie nur nicht allein gekommen — das gehört sich in Ewigkeit nicht.

Olga. Sie kam doch zu seiner Mutter!

Helene. Es gehört sich aber doch nicht.

Olga. Also, wenn sich Karl erklärt, wirst du ihm entgegen sein?

Helene. Nein, merk' dir das, was ich dir jetzt sage: ich war meinem Manne in nichts entgegen, solange wir beisammen waren, und darum haben wir sein Lebtag keinen Streit gehabt. Er hat gemacht, was er hat wollen: darnach, wenn er sich einmal gehörig angerannt hat, ist er schon gekommen: „Komm, hilf mir, Lenerl!"

Olga. Lenerl hat er dir gesagt?

Helene Ich war nicht immer so, wie ich jetzt bin. Hör' mich zu Ende. Es steht schon dafür. War's einmal so, so hab' ich nicht gemault, sondern geraten und geholfen, so gut's noch gegangen ist. So was merkt man sich schon, und so halt' ich es jetzt mit dem Karl. Man muß ein Kind zu ziehen wissen — das ist die eine Kunst, danach, jetzt, wo er gezogen ist, muß man wieder wissen, wann man mit dem Ziehen aufhört — das ist die andere und schwerere Kunst.

Olga. Und wenn du glaubst, er würde mit ihr unglücklich?

Helene. Ich schweige. Er soll mir nicht einmal die Ohren vollraunzen: „Mutter, wärst du damals meinem Glück nicht im Wege gestanden, es wäre alles anders." Der Mensch muß selbst ausprobieren, wie ihm gedeiht, was immer er tut im Leben. Ich will meine Ruhe haben auf meine letzten Tage. Und noch eins merk' dir, Olga, mein Herzerl: Ich lebe lange, aber soviel ich habe sehen können, so geschieht nichts auf der Welt, was nicht geschehen muß. Merk' dir beides, du wirst beides schon noch brauchen.

Olga. Das versteh' ich nicht.

Helene. Man muß wachsen, ehe man so hoch greifen kann. Kinder, die immer über sich greifen, werden nicht groß.

Olga. Großmutter, so möcht' ich werden wie du!

Helene. Erst möcht'st sein, wie die Baroneß, nachher wie ich. Das reimt sich nicht, in Ewigkeit nicht. Aber komm, wir wollen heute im Schlosse essen. Und sie soll merken, daß wir Bauersleute auch wissen, was sich gehört. Komm, Olga, du mußt doch bei allem dabei sein.

Olga. Ich weiß nicht, Großmutter, ich höre sie kommen, ich möcht' doch lieber . . .

Helene. Wenn's dich freut — ist ein billiges Vergnügen (ab).

## Dritte Szene.

Olga. Doktor. Kitty.

Kitty. Guten Morgen, so spät wach?

Olga. O nein, wo denken Sie nur hin, Baroneß? Ich war mit der Großmutter. Wir sind spazieren gewesen.

Doktor. Spazieren und inspizieren?

Olga (lacht). Du kennst ja die Großmutter. Sie kann keinen Augenblick müßig sein. Sie sieht auf einen Blick mehr, wie andere in einem Tag. Ich begreif's, wenn die Bauern von ihr sagen: Sie braucht einen Acker nur anzuschauen, und sie weiß, was darauf wachsen kann, und was nicht. Könnte man ihr das nur ablernen! Aber ich glaube, ich bin ewig zu dumm dafür.

Kitty. Es wird schon anders auch gehen. Ich kann's gewiß nicht. Na, und es hat mir bis heute just auch nicht so sehr gefehlt.

Olga. Ja Sie, Baroneß, Sie sind nicht dafür auf der Welt. Aber wir sind gewöhnliche Menschen, und wir müssen froh sein, wenn wir die Pflichten, die wir einmal übernahmen, auch nur leidlich erfüllen. Und Pflichten bleiben keinem erspart, sagt Großmutter.

Doktor. Kitty wird auch ihre Pflichten haben und sie erfüllen, wenn es einmal an der Zeit ist. Nicht wahr, Baroneß?

Kitty. Es wird schon so sein. Aber denken tut man doch just nicht gar zu gern daran.

Olga. Nicht? Und mich freut die Arbeit. Nun, und daran hat es bei uns auch noch keinem gefehlt.

Kitty. Ja, ja, ich weiß: Arbeit macht das Leben süß. Ich bin aber kein Freund von die süßen Sachen. Aber reden wir von etwas Gescheiterem. Doktor, es war doch hübsch heut' früh.

Doktor. Hat Ihnen der Ritt eine Freude gemacht? Ich muß Ihnen übrigens doch wieder ein Kompliment machen. Sie reiten brillant, Baroneß.

Kitty. Ach, das Reiten! Das ist ja das höhere Tanzen! Und wie schön das war! Wissen's, so ein — wie sagt man nur gleich — so ein rechter, rechter Sonntag. Die Felder und die Sonn'! Ich hab' mein Lebtag noch keine solche Sonn' gesehen, so geglitzert hat alles, und die weißen Spinnweben auf die braunen Aecker — man sollt' nit meinen, was das schön sein kann. Und so still war's. Nur etwas hat so geklopft im Walde, und ich hab' nicht einmal gewußt, daß das ein Specht ist. Jesus, wie dumm man doch ist! Und das viele, viele rote Laub, und der Wind, der einem um die Ohren pfeift: „Komm mit, komm mit, wer ist geschwinder?" und das Eichkatzerl, wie das den weißen Baum hinauf ist mit seinem roten Pelzerl wie ein Stückerl roter Blitz, und wie's dann hinuntergeguckt hat auf uns — ich wär' ihm am liebsten nach und hätt' ihm ein Busserl geben auf sein komisches Goscherl! Aber das hätt' sich doch wieder nicht gehört. Du mein lieber Jesus, es ist doch allweil das Beste auf der Welt, was sich nicht schicken tut auf ihr!

Olga. Wie Sie nur erzählen, Baroneß! Man sieht alles und staunt, was Sie alles sehen.

Kitty. Wissen's, Fräulein Olga, weil's mir neu ist, und weil's mich freuen tut. Und ein schönes Leben ist das da hier und auch ein gesundes Leben. Aber mir scheint, man muß selber gesund sein dafür. Und Sie sind's, scheint mir, und so ein lieber Schneck sind Sie! Ich muß heute noch mein Extra-Vergnügen haben, ganz für mich: Sagen wir Du zueinander! Willst, Olga?

Olga. Baroneß, wenn Sie erlauben! Wie gern.

Kitty. Also, es gilt; und wer sich irrt, der zahlt ein Sechserl für die Armen, das heißt also für mich. Gilt's Olga?

Olga. Es gilt, Kitty. Wie ich deinen Namen gehört habe, da hab' ich mir gleich gedacht: So darf nicht eine jede heißen. Die muß auch danach sein. (Helene ist auf der Treppe erschienen, ruft: Olga!) Großmutter ruft! (Man sieht beide miteinander sprechen, dann im Hause verschwinden).

## Vierte Szene.

(Doktor. Kitty).

Kitty. Behüt dich Gott derweil, Olga! So ein lieber Kerl! Wissen's, Doktor, das wär' einmal ein famoses Frauerl für Ihnen.

Doktor. Ich glaube, meine Mutter hatte auch einmal solche Wünsche. Ich habe nie daran gedacht, und jetzt, seitdem ich Sie kenne, schon gar nicht. Jetzt weiß ich, wessen ich bedarf. Es war übrigens hübsch

von Ihnen, daß Sie sich mit ihr so gut gestellt haben. Sie schwärmt für Sie.

Kitty. Hübsch war es? Sein's so gut! Ist sie denn nicht herzig zum Fressen? Ein bissel modernisieren könnte man sie leicht. Es ist übrigens kurios: Ein Kleid modernisieren ist das billigste, einen Menschen modernisieren ist das teuerste, was man damit nur anfangen kann.

Doktor. Nun, es war aber auch klug von Ihnen. Denn sie ist eine dankbare Seele, und die Mutter gibt viel auf sie und sieht es gern, wenn man ihr freundlich begegnet. Ich glaube, sie hat Sie bald lieber als mich.

Kitty. Sehr liebenswürdig. Da hat sie just kein' schlechten Gusto; und sehn's, daß das klug sein sollte, daran hab' ich kein' Augenblick gedacht. Ich tue immer, was mir im Kopf ist, ob's gescheit ist oder dumm. Aber von Ihnen war's lieb, daß Sie mich hergeladen haben. Kommt nach, was da will: hübsch war es, und der Tag gefreut mich, und ich will mir ihn merken.

Doktor. Ich hoffe, er ist der Vorläufer vieler schöner. Es läßt sich leben bei uns, es läßt sich leben mit uns. Freilich, es gibt viel Arbeit, die auf den Schultern der Frau lastet, die einmal hier zu Hause und Herrin sein wird. Das geht nun einmal nicht anders, läßt sich keiner ganz ersparen. Jede muß sich ihr unterziehen. Und wer könnte besser Frohsinn in die Betätigung der Pflicht bringen, als Sie, Baroneß, mit Ihrem Verstande, mit Ihrem glücklichen Naturell. Wüßten

Sie nur, wie Sie mir gefallen! Ich bin doch sonst ein nüchterner Mensch. Aber Sie gefallen mir hier besser, viel besser noch als in der Stadt. Und wüßten Sie nur, wie gerne ich Sie hier behielte — nicht als Gast, für immer, immer, Kitty.

Kitty. Und wüßten Sie erst, wie gern ich dableiben tät'! Mir ist's die ganze Zeit, als wäre ich da zu Hause und dürfte nimmer fort, als könnte ich dafür alles tun, was man von mir verlangen könnte, als wären die in Wien gar nicht meine rechten Leut' und das Leben wäre dort kein rechtes Leben.

Doktor. Kitty, liebe Kitty, was bin ich froh!

Kitty. Ich glaub's Ihnen. Und wissen's, lieber Doktor, wie's wird, kann man niemals nicht vorher wissen, aber ein guter Kerl bin ich und gut bleiben wir miteinander; ich hab's Ihnen früher auch nicht sagen wollen, aber Sie gefallen mir da heraußen anders als wie in der Stadt. Erst hab' ich mich gewundert, wenn's überhaupt was angeschafft haben: Ja, darf's sich denn der trauen? Jetzt seh' ich: Sie haben's in sich, daß man Ihnen folgen muß. Sicher sind's, ein Mann sind's. Macht das auch das Land?

Doktor. Weil ich hier Herr bin von Jugend auf, weil ich alles verstehe und kenne, dieses ganz eigentümliche Leben, diese ganze Arbeit, die einen ganzen Mann fordert.

Kitty. Ja, und das sind Sie.

Doktor. Kitty, liebe Kitty, einen Kuß!

Kitty. So verwöhnt man sich die Leut'. Jetzt sollt' ich mich zieren, aber das ist wieder nicht meine Sache. Also, weil ich ein guter Kerl bin. (Küßt ihn).

Doktor. Kitty, liebe Kitty! (Küßt sie nochmals.)

## Fünfte Szene.

Vorige.

Stimme des Gärtners. Herr Doktor, Herr Doktor!

Doktor (sehr heftig). Was gibt's, zum Teufel? (Kitty fährt zusammen.)

Gärtner. Herr Doktor, Sie möchten in den Stall kommen, läßt der Reitknecht bitten. Der Braune lahmt. (Auf der Treppe erscheinen Helene und Olga.)

Doktor. Was hat der Lümmel von einem Reitknecht wieder angerichtet? Ich werde dem Kerl schon noch einmal zeigen, wie man Pferde behandelt. Der Alir hat nichts gefehlt, wie ich sie geritten habe. So ein Pech! Ich komme gleich. Sagen Sie's ihm.

Kitty. So heftig, Doktor? Da könnte man sich beinahe fürchten.

Doktor. Ach, man muß wohl zornig werden. Eine gute Stunde hat man in Tagen und freut sich mit ihr — sie bleibt einem nicht unvergällt. Verdruß, nichts wie Verdruß; Schaden, nichts wie Schaden! Sowie man einmal nicht überall dahinter ist! Mein bestes Pferd, und mein liebstes Pferd überdies! Bengel nichtsnutziger, wenn du mir etwas angestellt hast! Leben Sie

mir indessen wohl, Kitty. Sobald ich nur weiß, was dem Tiere fehlt, bin ich wieder da. Wissen Sie, man muß in allen Sätteln gerecht sein, sogar ein wenig Tierarzt spielen muß man können, will man hier seinen Platz vollkommen ausfüllen.

Kitty. Leben's wohl! In der Stadt hätt' ich nicht geglaubt, daß man sich fürchten könnt' vor Ihnen. (Geht den Frauen entgegen.)

## Sechste Szene.

Helene. Olga. Kitty.

Kitty. Frau von Bauer, Ihnen habe ich noch nicht guten Morgen sagen können. Ihrer Enkelin schon, und so gut sind wir mit einander geworden!

Helene. Etwas schnell ist das allerdings gegangen.

Kitty. Wissen's, Frau von Bauer, bei mir geht alles entweder gar nicht oder schnell. Ich mag keine Brodlerei nicht.

Helene. Olga hat mir schon alles erzählt. Es war übrigens recht hübsch von Ihnen, Baroneß, und ich habe nicht einmal Angst dabei; eitel machen Sie mir das Kind nicht. Und sie kann sich Ihnen mehr widmen, als ich es könnte, sie hat immerhin noch mehr freie Zeit.

Kitty. Das kann ich mir denken. Sie sehen ja aus, gnädige Frau, wie eine, die sich lieber selber plagt, nur damit andere sich halt nicht so plagen müssen.

Helene. Keinen Schritt tue ich mehr, als ich muß. Gibt gerade genug für jeden Tag, wenn man darin nichts versäumen will, und in der Nacht schläft man dann ein Stück Leben weg. Und dann — ich habe sie noch nie gelobt, wenn sie dabei war, aber die Olga ist ein tüchtiges Mädel.

Kitty. Nit rot werden, Olga, Tschapperl, kannst ja nichts dafür. Nit rot werden! (Hebt ihr das Köpfchen in die Höh'.) Aber hübsch bist dabei, hübsch. Wie kann man nur so gar hübsch sein!

Olga. Baroneß!

Kitty. Kostet ein Zehnerl! Ist eh' das erste, was ich heut' verdien'. Ich möcht' schön darum gebeten haben; ein armes Waisenkind tät' recht schön bitten um ein Sechserl oder ein Busserl. (Küßt sie.) Olga reißt sich los. Rasch ab.) Nein, Frau von Bauer, wie kann man nur so jung sein!

## Siebente Szene.

(Kitty. Helene.)

Helene. Nun, so gar alt sind Sie doch auch nicht, Baroneß!

Kitty. Na, für ein Großmütterl könnt' ich freilich noch nicht passieren, außer es ist aber schon sehr finster. Und heute bin ich auch lustig, fidel, wie schon lange nicht. Ich glaube, wenn mich wer streichelt, so fang' ich zum spinnen an wie eine Katz'. Und ich mag

die Katzen nicht. Es sein falsche Dinger. Aber wollen Sie's vielleicht probieren, Frau von Bauer?

Helene. Ich danke, Baroneß, nein; aber was stimmt Sie so vergnügt?

Kitty. Ich weiß nicht, garnichts oder alles. Der Garten, das Schloß. Oder sollte man glauben, daß man jetzt schon im Oktober ist? Der Himmel! Und dann, ich hätte mir nie gedacht, es könnte mir an einem fremden Orte so gut gefallen, wie da. Na, eigentlich ist's schon für uns kein fremder Ort. Wie schön das alles ist! Und wie sauber! Und wie solid! Da ist nichts fürs Auge. Man darf schon klopfen überall. Es ist doch was Schönes ums Haben!

Helene. Ja, es ist etwas Schönes darin, Baroneß. Und ich habe geholfen miterwerben durch mein Lebenlang. Ahnen Sie auch nur, was das heißt, ein Vermögen, wie das unsrige, erwerben? Und was die Frau da alles dazu tun muß! Da hat man keine Zeit für sich; wie erst für Fremde? Und wer Ihnen sagt, an dem, was die Bauers haben, ist auch nur ein unrechter Kreuzer, der lügt in die Seele hinein. Das sage ich Ihnen.

Kitty. Ich glaub's Ihnen auch, Frau von Bauer. Wissen's, wie Sie da vor mir sitzen, da seh' ich schon, was Sie reden, ist wahr und steht. Und Sie haben kein Wort geredet, was nicht wahr ist und stehen kann, seitdem daß Sie überhaupt reden.

Helene. Das kann kein Mensch von sich behaupten — ich auch nicht. Wer sagt, er habe nie gelogen,

der spricht in derselben Minute die größte Lüge, die man sich überhaupt ausdenken kann. Aber das meine ich nicht, und davon wollen wir nicht reden. Sondern, ich möchte doch nicht erleben, wie das wieder vertan wird, was wir in sauerer und langer Arbeit zusammengebracht haben. Vertan ist leicht.

Kitty. Ich weiß es, die Kunst haben wir alleweil verstanden!

Helene. Ich bin über niemanden Richter, und in dem Sinne habe ich meine Worte nicht gebraucht.

Kitty. Reden's nur fort, gnädige Frau, und kümmern's Ihnen nicht um mich närrisches Ding. Sie können's sich gar nicht ausdenken, wie mir ist, wenn ich Sie reden hör', und was ich mir denke dabei.

Helene (kühl). Nun, und was denken Sie sich dabei?

Kitty. Darf's ich sagen, wirklich sagen?

Helene. Wenn es Sie freut.

Kitty. Aber Sie dürfen nichts dahinter suchen, ich mein's so, wie ich reden tu' — hier und immer so.

Helene. Das glaube ich wieder unbedingt Ihnen.

Kitty. Das ist lieb von Ihnen. Also, ich wollt', ich wär' Ihre Tochter!

Helene. Ich hab' an meinem Buben genug!

Kitty (springt auf). Heraus muß es! Ich wollt' also, man hätt' mit mir gesprochen, wie ich klein war,

wie Sie reden mit der Olga; ich hätte Sie oder so was Aehnliches vor Augen haben können! In jeder Stunde! Nicht damit man mir gepredigt hätt' — ich glaub' allweil, der Pfarrer, der am längsten red't, dem schlafen nur die meisten Leut' ein in der Kirchen — nein, so daß man sieht, das gehört sich und das darf nicht sein, und daß man's erlernt, man weiß gar nicht wie.

Helene. Sie hatten doch eine Mutter?

Kitty. Die! So ein armer Narr! Wissen's, der Vater hat niemals nicht viel getaugt, aber fesch war er, und er hat tun dürfen, was er hat wollen, so war er der Herrgott — alles nur, weil er fesch war, und weil er famos hat tanzen können. Und ich war nicht dumm, und ich hab' schon als ganz Kleines gesehen, wohin wir kommen mit der ewigen Tanzerei. Aber ich hab' nicht gesehen, was ich hätt' tun können. Ich bin keine Raunzerin. Hab' ich halt mitgetanzt. Und wem's Tanzen einmal so gewohnt ist, dem schmeckt's Gehen nicht mehr. Aber glauben Sie mir, Frau von Bauer, allweil war mir nicht tanzerig dabei. Allweil nicht!

Helene. Es hat eben jeder sein Kreuz.

Kitty. Heraus muß es, und auf der Stelle. Und wenn mir's so recht war, wie einem verlaufenen Pinscherl, was sein Maulkörbel vergessen hat, und die Marke haben's ihm noch nicht gekauft — wen hab' ich gehabt? Meinen Großvater — der hat mit sich zu tun; und wenn mir's zum Weinen war, so hab' ich mir gedacht: „Schenkt dir niemand einen Kreuzer für dein

Weinen. Und die Augen verdirbst dir damit, und schön mußt sein, sonst ist's gar mit dir, gar ist's und geschehen ist's!" Und so bin ich, wie mich die Leute gemacht haben. Und weil ich mir oft bei mir denke: „Wärst du anders, so wärst du besser," darum hab' ich's gesagt: „Ich wollt, Sie wären mein Mutterl." — Aber ich hab' alleweil „Mama" und „Sie" sagen müssen. Das Alter hätten's doch dazu, das kann Ihnen doch nicht beleidigt haben, und wie ich meiner Mutter die Hand geküßt hab', so tät' ich's Ihnen gern. Erlauben's, gnä' Frau? So, ich danke Ihnen!

### Achte Szene.

(Vorige. Olga.)

Olga (kommt mit einer Teerose). Fürs Mittagessen, Kitty; es ist die letzte im Freien.

Kitty. Ich danke dir, recht herzlich danke ich dir. Aber ich verplausche mich. Ich muß mich doch umziehn fürs Mittagsmahl. Ich steh' noch allweil da im Reitkleid; gleich bin ich fertig. Darf ich dann wieder zu Ihnen kommen, gnä' Frau? Komm' ich nicht ungelegen?

Helene. Wenn's Ihnen darum zu tun ist?

Kitty. Nicht so! Darf ich's?

Helene. Sie dürfen! (Zu Olga.) Man soll die schwere Silbergarnitur auflegen!

Olga. Wart', Kitty, ich komm' mit! (Beide ab.)

## Neunte Szene.

(Helene. Doktor.)

Doktor. Mutter, wo ist sie?

Helene. Ins Schloß, sie muß sich umziehen.

Doktor. Und nun, Mutter, was sagst du zu ihr?

Helene. Ich bin nicht flink, das geht so geschwind nicht bei mir.

Doktor. Aber nicht wahr, liebe Mutter, sie ist reizend?

Helene. Das bestreit' ich nicht. Sie ist sogar mehr, sie ist gut, ganz gut!

Doktor. Für das Wort danke ich dir!

Helene. Du? Wie kommst du dazu?

Doktor. Du kannst dir's doch denken! Aber bitte, liebste Mutter, spiele heute nicht Verstecken mit mir. Du weißt, du hast uns nicht ans Reden gewöhnt, wir haben's immer in uns und mit uns abmachen, vieles verschweigen müssen!

Helene. Weil jeder mit sich allein selber fertig werden muß. Wer das nicht trifft, wer immer erst einen Berater und Beichtiger braucht, der wird mit gar nichts fertig im Leben.

Doktor. Ja, Mutter. Ich habe das ja auch begriffen. Aber ich habe das Mädchen so gern. Es ist so ein eigenes, so ein liebenswürdiges Mädchen. Ich sehe

seine Fehler ja auch. Aber ich meine, es ist keiner darunter, den ein rechter Mann nicht bessern, nicht mit Eifer und Liebe sogar heilen könnte. Laß mir den Glauben, ich sei der rechte Mann. Ich meine, ich werde mich genug zu plagen haben, nun bald alles auf mir ruht. Denn der Besitz wächst, man wird fortrackern müssen, damit man ihn nutzen kann. Aller meiner Kenntnisse werde ich bedürfen, aller meiner Kraft und Tätigkeit.

Helene. Karl, rede dir darauf nichts ein. Das hat dein Vater selig auch getan, und hat's schwerer gehabt, im Anfang, aber gesprochen hat er nichts darüber. Das macht den Unterschied.

Doktor. Du hast recht, Mutter, wie immer recht. Aber starb er nicht auch in jungen Jahren mit daran? Und, siehst du, wir sind alle strenge Menschen, und komme ich vom Tagewerk nach Hause, so ist's wieder der Ernst und die Pflicht, die mich erwarten. Wie sie heut' neben mir geritten ist, es war alles anders wie sonst. Und wenn ich mir denke, sie wäre immer da mit ihren tausend Einfällen, mit ihrer raschen und fröhlichen Art — ach, Mutter, wir sind alle trocken und Rechner; sie ist's so gar nicht. Ich lasse sie nicht, du darfst mir sie nicht nehmen, wenn sie mich nicht läßt! Was kann man ihr bieten, das sie nicht verdiente, das sie nicht tausendfach vergölte? Es wäre ein ewiger Sonntag mit ihr!

Helene. Ein ewiger Sonntag? Du kannst mehr recht haben, als du glaubst. Uebrigens bin ich dir auch

nicht entgegen. Aber das Schlüsselbund, das muß sie tragen lernen, und das hat sein Gewicht, sonst gehst du zugrunde auf Glocksdorf. Wird's ihr nicht zu schwer sein, wird's ihr passen, zu ihren Kleidern passen? Und wir dürfen nicht herrschaftlich hausen, noch lange nicht, so reich wir immer sind, Karl. Wir müssen noch schaffen, rechnen.

Doktor. Ich weiß es. Aber wenn sie's könnte, hättest du was gegen sie, Mutter?

Helene. Ich hab' dir's schon gesagt. Ich bin dir nicht entgegen, und hab' in dieser Sache auch kein Recht dazu. Ich hab' auch ein Herz, und gönnen möcht' ich ihr's, daß sie sich bei uns zurecht findet und eingewöhnt. Sie hat's offenbar nicht so gut zu Hause. Und erst einmal später . . .

Doktor. Ich danke dir nochmals, liebe Mutter, ich hab' also freie Hand, und du wirst auch sehen, es ist das Richtige.

Helene. Geschieht's überhaupt, so ist's sicher das Richtige. Nichts geschieht auf der Welt, was nicht geschehen muß. Aber schweig! Sie kommt. Worüber wir reden, kann sie sich an den Fingern abzählen, und das muß schlimm sein für einen Menschen, wenn er weiß: „Jetzt verhandeln sie über dich." (Doktor tut Kitty einige Schritte entgegen.) Viel Schmuck hat sie auf sich, zu viel für das, was sie hat. Das hat man ja am Ende auch, aber das legt man in den Kasten, aber das trägt man doch nicht!

## Zehnte Szene.

(Vorige. Kitty.)

Kitty. Nun, gnädige Frau, war ich nicht geschickt?

Helene. Ja, flink sind Sie gewesen, ich wundere mich darüber.

Kitty. Wissen's, Frau von Bauer, man hat schon so seine Prax. Man muß sich da manchen Tag manchmal umziehen. Wissen's, man hat vielleicht Gäste bei sich, und nachher muß man in die Visite und dann noch ins Theater, und die Leute passen auf einen, wie man angezogen ist und möchten einem gern a Klamperl anhängen, wenn's geht. (Lacht.) Ist noch keinem geraten bei mir, und die Langweilerei hab' ich mein Lebtag nicht leiden können.

Helene. Sie sind also viel in Gesellschaft?

Kitty. Na, es läppert sich. Meine Leut' kennt man schon in der Stadt, und mich kennen auch viele, und sie haben mich gerne. Ich bin doch die meiste Zeit lustig und ich lache gern, und die Leute sagen, man muß mitlachen mit mir.

Helene. Und Ihre Schwester? Was ist inzwischen mit der?

Kitty. Die? Die ist noch ein Schulmädel und soll zu ihren Theken und in ihr Pädagogium. Ich hab' sie gerne, sehr gerne, aber manchmal ist sie gar ein gräßlicher Fratz. Um mich haben sie sich allweil ge-

rissen, und mir haben sie allweil zugeredet, ich soll doch zum Theater. Die Stimme hätt' ich, und fesch und lustig wär' ich auch genug dafür.

Helene. So? Und schönen Schmuck haben Sie, Baroneß.

Kitty (gleichgiltig). Die paar Sachen da? Nun ja, das hab' ich so mitgenommen, damit man doch was zum Anlegen hat und vor die Dienstboten nach was gleichsieht. Das muß man ja haben, sonst zucken sie die Achseln über einen und sagen: „Ui, wie notig!" und das soll man der Kitty Herterich ewig nicht nachsagen. Zu Hause hab' ich so noch mehr, schwerere und schönere Sachen. Aber man will doch nicht herumrennen, wie es wohl bei uns gibt, die sich mit die ganzen Dinger von Ahn und Aehnel her behängen, bis daß sie klingeln wie ein Tramwayroß oder ausschauen, als wären s' von einem Juwelier gemietet worden, weil die Auslagefenster am Graben teuer sind und die Zeiten schlecht.

Helene (muß lachen). Sie haben eine scharfe Zunge, Baroneß. Aber wenn Sie so Gesellschaft gewöhnt sind, — es ist doch manchmal recht einsam in Glocksdorf.

Kitty. Probiert man halt, ob man's aushält.

Helene. Baroneß, da gibt's kein Probieren!

Kitty. Gnä' Frau, ich bitt' Ihnen, nit gar so ernst! Das vertrag' ich nicht zweimal in einem Tag. Es tut mir kein gut. Glauben Sie mir, ich kenne meine Natur, und glauben Sie mir, man kann schon mit mir

auskommen. Ich tu' keinem Menschen nichts, wenn er mir nichts tut, und alle haben mich gern.

Helene. Ihr Großvater scheint Sie vornehmlich sehr gern zu haben?

Kitty. Der Großpapa? Das schon. Das glaub' ich selber beinah'. Aber warum kommen's just auf den?

Helene. Der Schmuck ist doch wohl von ihm?

Kitty. Allweil der Schmuck! Soviel ist er gar nicht wert, als was wir schon darüber gesprochen haben, Frau von Bauer. Etwas ist schon von ihm. Wenn er ein gutes Geschäft macht, so kauft er mir was. Etwas ist halt nach der Mutter geblieben und das meiste — na, man kriegt doch auch manches geschenkt!

Helene. So geschenkt kriegt man manches!

Doktor. Mutter, meinst du nicht, vorläufig wäre es genug? Die Baroneß muß müde und hungrig sein.

Helene. Hast wieder mehr recht, als du vorläufig glaubst, Karl. Es muß gleich angerichtet sein. Bei uns geht alles nach der Minute.

Kitty. Das könnt' ich wieder von mir nicht behaupten. Aber angerichtet haben Sie! Sehn's, ich hab' schweres Silber just so viel gern, alles seh' ich gern, was blinken und glänzen tut auf der Welt. Aber warum sind Sie so ernst? Hab' ich vielleicht etwas daher gered't, was ich nicht hätt' sollen? Nehmen's das nicht zu streng bei mir.

Helene. Ich nehm' alles, wie es ist und kommt. Es ist gut so.

## Elfte Szene.

(Vorige. Auf der Treppe Olga.)

Olga. Zu Tisch, meine Herrschaften, zu Tisch!

Helene. Olga, komm zu mir!

Doktor. Ihren Arm, Baroneß! (Leise.) Kitty, liebe Kitty, Braut!

Kitty. Wie gern, Doktor. (Sie gehen voraus.)

Helene (zu Olga). Wart' noch ein bißchen! (Die anderen sind schon auf der Treppe.) So, jetzt komm!

Olga. Ach, Großmutter, warum bist du so grüblerisch?

Helene. Bin ich's, dann wird's schon seinen Grund haben!

Olga. Und ich wollte nur, sie nähme Karl. Sie muß sogar noch in besseren Verhältnissen sein, als man glaubte. So schöner Schmuck!

Helene. Meinst!

Olga. Und ich hätt' sie so lieb, wie nur eine liebe Schwester. Weißt du, die hat mir doch oft gefehlt. Wie ich ihr beim Anziehen geholfen hab', was hat sie nicht alles erzählt, was könnte ich nicht alles von ihr lernen, Großmutter!

Helene. Meinst! Nur nicht zu viel, Olga, mein Herzerl, nur nicht zu viel! (Verschwinden im Schloß.)

Zwölfte Szene.

Gärtner (geht über die Bühne). Deckt die Beete ein! Das Wetter will umschlagen.

(Der Vorhang fällt.)

---

# Dritter Akt.

(Ein Raum im Schlosse, reich möbliert, doch klein und unbehaglich, wie eben ein wenig benutzter Raum aussieht. Man sieht durch ein anderes Zimmer in den Speisesaal, wo eine schön beschickte Tafel aufgestellt ist. Ein runder Tisch. Ein Bouquet, in welchem Astern und Georginen überwiegen, steht davor. Aufgerissene Briefe liegen unordentlich verstreut darüber. Man hört den Regen und fühlt den heftigen Oktobersturm, der um das Schloß saust.)

Erste Szene.

(Um den Tisch Olga, Kitty, Helene.)

Helene (liest vor, glättet den Brief). Baron Pettau läßt sich gleichfalls entschuldigen. Die Wege sind vollkommen grundlos, und er hat noch mit der Rübe zu tun.

Olga (sehr herzlich). Nun, so sind wir wieder allein und ganz unter uns. Uns ist's so recht, und Kitty wird's sicherlich auch recht sein. Gelt, Kitty?

Kitty. Es muß schon. Eigentlich kann man's niemanden verdenken, wenn er sich bei so einem Wetter nicht aus der Stuben traut. Wie das schüttet! Aber lieber wär's mir doch gewesen, wenn wenigstens der Pettau kommen wär'. Er soll unterhaltlich sein. Wir haben untereinander Bekannte. Er kommt auch öfter zu die Rennen nach Wien. Hätt's doch eine Unterhaltung gegeben.

Helene. Petersdorf gilt auch für sehr verschuldet. Er unterhält sich, und die Verwalter machen, was sie wollen.

Kitty. Recht haben's. Er unterhält sich. Und so wir vier in dem Saal, man könnte sich fürchten. Na, was soll man da tun? Kannst halt nichts machen. Aber, sagen's, Frau von Bauer, hält sich das liebe Wetter länger bei Ihnen?

Helene. Es ist jetzt wenig Aussicht, daß es vor Winteranfang besser wird. Und die Felder können's brauchen! Jetzt regnet's für uns Gold.

Kitty. Kann sein. Aber recht lieb kann's auch werden, und was fängt man dann mit sich an?

Olga. Es gibt doch immer was zu tun im Hause, und glaub' mir's, liebe Kitty, der Winter ist herum, man weiß nicht wie. Ich bin doch immer hier, und ich habe mich noch nie gelangweilt, und wenn's im Schloß unbehaglich ist — aber das wird jetzt niemals mehr der Fall sein — so sitzt man unten bei der Großmutter warm, und spricht von dem, was war, und von dem,

was man getan, und was etwa noch zu tun ist. Oder Karl liest vor, oder man hat Besuche, und nun wird's ja wohl bald überhaupt lebendiger werden. Daß ich dir auch einmal was sagen kann!

Kitty. Kann sein, es ist ganz schön!

## Zweite Szene.

Helene (schellt, nimmt eine Handarbeit vor, Olga desgleichen. Zur eintretenden Marie). Abdecken soll man und eine andere Garnitur nehmen! Das Tischzeug von gestern kommt auf den Tisch. Ordentlich zusammenlegen! (Man sieht Marie im Nebenzimmer arbeiten.)

Kitty. Um Jesu Christi willen, so red't's doch was! Es ist so grauslich, und der Wind pfeift was zusammen! Woher der nur den Atem dazu hernimmt?

Olga. Man denkt doch wenigstens manchmal auch gern nach, liebe Kitty.

Kitty. Ich tu's nicht gern. Es kommt nichts Gescheites heraus dabei, bei mir. Ich weiß, Olga, das sind nur die Leut', die noch nicht viel, oder die schon gar viel erlebt haben, was gern nachdenken. Die sich noch vor nichts fürchten, oder sich vor nichts mehr fürchten müssen. Aber ist das alles, was ihr im Winter tut?

Olga. O, Karl fährt doch täglich nach Olmütz. Er trifft sich dort mit anderen Herren. Man spricht von Geschäften und hat seine Zerstreuung. Die muß er doch haben. Und wenn dort was los ist, so fährt man

eben mit. Das Theater ist dort ganz gut, Bekannte findet man immer, und die Bälle sind immer sehr schön und animiert in Olmütz.

Kitty. Olmütz? Gibt's so was überhaupt auf der Welt? (Helene sieht Kitty mißbilligend an.) Nicht bös sein! Nicht wahr, Frau von Bauer, ich bin heut' unausstehlich. Aber wie's vorgestern angefangen hat zu regnen, da habe ich noch nichts geredet, und hab' mir halt gedacht, der Klügere gibt nach, es wird schon wieder aufhören. Und gestern ist's auch noch gegangen, weil ich mich auf heut' gefreut hab'. Jetzt aber ist's aus mit der Freud', und mir ist, wie wenn der liebe Herrgott mit mir trotzen möcht', daß er mir den einen Spaß verdorben hat, und wenn der mit mir schmollen tut, so geht's mir nicht ein, warum ich's nicht auch sollt' mit die Leut'. Das ist doch klar.

Helene. Klar? Kann sein — aber auch etwas gar zu bequem für Sie!

Kitty. Sie haben ja recht, tausendmal recht, Frau von Bauer, und dann ist noch was dabei. Wissen's, ich hätt' meinem Doktor gern eine kleine Freude gemacht, und wie kann man das bei einem Mann, von dem man weiß, daß er einen gern sieht, besser, als wenn man sich recht schön macht für ihn? Und da hab' ich mir mein schönstes Kleidel hergerichtet für heut' — na, und jetzt ist's damit auch nichts!

Olga. Aber das könntest du ja immer noch anziehen. Weißt du, da kannst du dir gar nicht denken, wie gern ich dich schön, so recht schön sehe.

Kitty. Meinst? Das Richtige ist's freilich nicht, aber man könnte es doch tun, schon damit Zeit vergeht. (Rasch ab. Man hört sie im Nebenzimmer einige Takte am Klavier anschlagen. Helene schüttelt abermals den Kopf.)

## Dritte Szene.

(Olga. Helene.)

Olga. Sie ist nervös, sehr nervös, liebe Großmutter! Schau, man muß die schöne Ruhe bei uns auch erst gewöhnen.

Helene. Wenn sie nur noch kann. Ob sie nicht schon zu alt dafür ist, mein Kind? Aber Karl muß wissen, was er tut.

## Vierte Szene.

(Vorige. Kitty tritt wieder ein.)

Olga. Du bist schon wieder da? Und dein Kleid hast du anbehalten?

Kitty. Ach, es ist ja doch nicht das Richtige, wenn es niemand sieht.

Olga. Sind wir niemand?

Kitty. Nicht streiten! Nicht suchen, was ich nicht gemeint hab'. Ich rede, wie mir ist, und was mir einfällt, das muß halt heraus (Tritt in die Fensternische.) Der Doktor! Ueber den Hof kommt er aufs Haus zu. Wie der ausschaut mit der Kapuzen über den Kopf, und so komisch angespritzt ist er!

Helene. Er hat eben zu tun, und ihn darf kein Wetter kümmern.

Kitty. Ich sag' ja nichts dagegen. Aber komisch ist's doch.

## Fünfte Szene.

(Vorige. Doktor.)

Doktor. Guten Morgen, Kitty, ich konnte es Ihnen nicht früher sagen; Sie schliefen noch, da ich schon fort mußte. Uebel aufgelegt? (Ueberreicht ihr eine Rose.)

Kitty. Ich danke Ihnen schön. Heute bei dem Wetter tut einem was Schönes doppelt gut. (Sie steckt sie an.)

Doktor. Ja, es ist schlimm, und es ist überdies wenig Aussicht, daß es so bald besser wird. Da ist nichts zu tun. Ein Landwirt muß das eben nehmen, wie es kommt, und sein Weib muß sich darein finden können. Es ist so schwer nicht, liebe Kitty, glauben Sie mir!

Helene. Und es lohnt für die Plage und das bißchen Entsagung, ich hab's ausgekostet und darf mitsprechen, Baroneß; mein Leben war lang und viel Mühsal darin, aber so viel Arbeit ich hatte, komme ich nochmals auf die Welt, so wünsche ich mir's nicht besser. Es ist was Schönes darum. Der Grund gehört uns, auf dem wir stehen, und wir wollen ihn halten, und mehr, mehr muß es werden, so schlecht die Zeiten für verzagte, leichtfertige Menschen immer sind. Ich kenne

jedes Stück Vieh darauf, und jedes kennt mich, und keinen Armen gibt's auf meinem Grund, und ich kümmere mich um jeden, daß er zu leben habe. Und die Kinder haben ihre Unterweisung, wie sich's gehört, und nicht eines geht zerrissen, außer es sind die Eltern dumm. Einem Lumpen aber tut man kein gut, je besser man den behandelt. Er muß leiden.

Kitty. Ach, und mir tut ein jeder leid!

Helene (im Aufstehen). Nimm deinen Regenmantel, Olga. Und glauben Sie mir noch eines, Baroneß: Es ist was Schönes darum, niemandem dienstbar zu sein. Ich plage mich — ja! Aber mir war's dafür auch mein Leben lang gleich, wie mich die Leute angeschaut haben. Mich muß ein jeder zuerst grüßen. Ich habe noch nach niemandem gefragt. Meinen Weg bin ich gegangen, und wer was von uns will, der muß eben zu uns kommen. Wir aber haben noch von keinem was wollen. Ist das nichts? und steht das nicht für einige Stunden langer Weile? Und am Ende: was machen Sie denn in Wien bei solchem Wetter?

Kitty. Nicht wahr, Frau von Bauer, Sie wollen mich nur aufziehen? Was man in Wien tut? Herzählen kann ich es Ihnen nicht. Aber wenn's nur auf die Gassen schauen, — wissen's, und ich hab' dafür ein so gar kommodes Fensterl — so vergeht Ihnen die Zeit, und Sie merken's nicht einmal wie? In Wien! Aber da ist's doch just bei so einem Wetter am schönsten! In Wien! In Wien! In meinem lieben, lieben Wien! (Sie wirft sich in einen Stuhl.)

H e l e n e (sehr ernst). Komm, Olga, wir müssen gehen. Es ist Freitag, und die Armen warten! Auf Wiedersehen, Baroneß! (Beide ab.)

### S e c h s t e  S z e n e.

(Doktor. Kitty.)

D o k t o r. Kitty, liebe Kitty!

K i t t y. Ach, Sie haben ja sicherlich wieder recht. Aber tun's mich nicht ausmachen, nicht ausmachen. Ich schäme mich ja vor mir selbst.

D o k t o r. Ich bitte Sie, liebe Kitty, sehn Sie mich an!

K i t t y. Wenn's Ihnen eine Freude macht!

D o k t o r. Nicht so fassungslos, um Gotteswillen, Sie verderben ja sich und uns jede Stimmung!

K i t t y. Hätte sie nur nicht angefangen, von Wien zu reden. Ich kriege Herzweh, wenn ich nur daran denke! Jetzt unterhalten sie sich und freuen sich schon auf den Abend ohne mich, und allen geht die Zeit um wie nichts. Und ich! Man könnte neidisch werden, wenn man sich's ausdenkt! Und das möcht' ich nicht, das ist so ordinär.

D o k t o r. Und ist Ihnen denn die Unterhaltung wirklich alles, liebe Kitty?

K i t t y. Alles? Nein! Aber was habe ich von meinem Gelde, wenn ich nichts davon haben soll? Habe ich recht oder nicht?

Doktor. Das Bewußtsein einer schönen und freien Zukunft, das Gefühl, jeder Sorge für immer enthoben zu sein, die gesicherte Zukunft, wenn Sie sonst — Ihrer eigenen Meinung nach — bangen mußten um den kommenden Tag!

Kitty. Gehn's mir mit der Zukunft! Ich gebe nicht viel darauf, ich bin kein Freund von gewagten Unternehmungen! Was ich gehabt habe, das nimmt mir keiner. Hätt' ich nur die Lizzi da! Wir täten raufen, gewiß! Aber auch das wäre schon eine Unterhaltung.

Doktor. Und ich und die Meinen — sind wir Ihnen nichts?

Kitty. Ich hab' Sie gern, Doktor, und Sie wissen's. Denn wenn's tausendmal ein reicher Mann sind und Sie hätten mir nicht gefallen, so wär' ich doch mein Lebtag nicht hergekommen! Und ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie mir Ihre Mutter — ich hab' zu Hause immer Mama sagen und mit ihr französisch sprechen müssen, damit was für die Bildung geschieht — imponiert. Und die Olga ist doch auch lieb — alle miteinander seid's lieb und brav und gescheit ... ich komm' außer Atem! — aber ...

Doktor. Ich bitte Sie, Kitty!

Kitty. Aber ihr seid's mir zu sehr! Ich allein bin schuld, ich bin zu dumm und zu wenig nutz für euch!

Doktor. Kitty, hören Sie mich, ich habe gewiß ein Einsehen. Noch sind Sie hier unter uns fremd, und

Sie sind andere Umgebung und andere Verhältnisse gewöhnt. Ich bin am Ende nur ein Alltagsmensch, aber ich verstehe, daß Sie anders sind als ich, als meine Mutter, als wir alle. Und ich möchte Sie nicht unterdrücken! Heben und halten möchte ich Sie. Sie sollen nicht das Lastpferd sein! Meine Mutter ist eine alte Frau, zu ihrer Zeit hat's keine anders gehabt, und sie begreift vielleicht nicht einmal, daß es eine anders haben will. Ich aber verstehe das alles, und ich will einmal darnach handeln. Denn ich habe Sie lieb, Kitty, herzlich lieb!

Kitty. Haben Sie das wirklich, so versprechen Sie mir eines: Wir sind jeden Winter in Wien.

Doktor. Das geht nicht, solange meine Mutter lebt. Sie würde mich zu schwer vermissen, und ich habe mich ihr in allen diesen Dingen immer gefügt.

Kitty. So wollen Sie, daß ich auf den Tod von wem wart'? Pfui, wie schlecht kann man doch werden!

Doktor. Kitty!

Kitty. Ich meine auch nicht Sie! Nur mich meine ich! Ich vertrag' halt's Alleinsein nicht! Es macht mich boshaft und schlecht.

Doktor. Sie sollen einmal viel haben! Sie sollen gehalten sein, wie sich's gehört, denn ich möchte Sie nicht lassen, wenn Sie mich nicht dazu zwingen. Sie sollen nichts vermissen, was Ihnen gebührt. Ich will mich in manches finden, Ihnen's so leicht machen

als nur möglich. Denn ich habe Sie lieb, und ich verstehe Sie. Wer beständige Bewegung gewöhnt ist, wer surrende Schmetterlingsflügel in sich fühlt . . .

Kitty. Doktor, fangen Sie mir nicht zu dichten an — ich versteh's nicht!

Doktor (faßt ihre Hand. Also, die taugt nicht zur Arbeit!

Kitty. Doktor, lieber Doktor, was sind Sie für ein prächtiger Mensch! Halten's mich, ich bitt' Ihnen, halten's mich, sonst fall' ich!

Doktor. Das sollen Sie nicht, insolange es ein Mann verhüten kann, und jede Tätigkeit, die Ihnen gemäß ist, und die mit Ihren Anlagen stimmt, die werden Sie mühelos begreifen und üben. Mir ist auch manches schwer geworden, Kitty, ich hab' manches erlernen müssen. Manches möcht' ich einmal freier, heiterer bei uns, denn selbst unsere Feste haben ein finsteres, feierliches Gesicht, dazu sollst du nun mithelfen!

Kitty. Wie gern! Wie gern! Aber lieber Doktor, nicht wahr, wir gehen jedes Jahr nach Wien? Sie wissen gar nicht, wie gern ich dort bin und wie lieb sie mich dort haben. Warten's, bis erst die Hochzeitsgeschenke kommen! . . .

Doktor. Ich verzichte gern darauf! Es geht nicht. Sie müssen das doch auch begreifen!

Kitty. Nur auf a Weilerl, auf a halbes Jahr meinetwegen nur!

Doktor (lachend). Sie haben ziemlich ausgedehnte Begriffe von einer Weile.

Kitty. Nur auf drei Monate. Das ist gewiß das Wenigste, was man sich verlangen kann.

Doktor. Kitty, quälen Sie mich nicht! Sie können viel von mir erreichen, aber so nichts! Freilich, Sie wissen wohl, daß Ihnen das Schmollen gut steht! Aber glauben Sie mir, Ihre Munterkeit kleidet Sie viel besser!

Kitty. So tun's was dazu, daß man vergnügt sein kann. Nur Jänner und Februar!

Doktor (sehr ernst). Mir scheint, wir hätten über das Thema genug gesprochen. Ich muß mich umkleiden. Mutter und Olga müssen gleich da sein. Ich lasse Sie inzwischen allein (ab).

## Siebente Szene.

Kitty (sieht ihm nach). Nicht allein! Jetzt nicht! Springt auf.) Er ist jähzornig. Aber er ist auch streng. Das heißt, er kann streng sein. Und er wird's einmal mit mir sein, und er hat's an sich von seiner Mutter. Man kann den Leuten nichts widersprechen. Sie haben halt allweil recht. Und es ist doch fad, fad da, zum Auswachsen fad! Und ich war heut doch nicht einmal grob, nur ein bisserl viel gebettelt hab' ich, und doch war er so finster mit mir. Wenn der erst einmal dazu Ursach' hätt' — Herrgott, wo denk' ich wieder hin! Was einem alles einfallen kann an so einem Tag! Nimm dich

zusammen, Kitty, nimm dich zusammen! Wenn nur kein solcher Wind gehen wollt'; ich vertrag' den nicht, ich vertrag' den nicht — ich fürcht' mich davor! Und ich darf mich nicht fürchten. (Sie weint). Ich bin doch a armer, armer Narr! Aber ich bleib's nicht mehr lang — und schauen werden's, o ja, schauen werden's, wenn einmal die Karten herumgehen werden: „Kitty von Bauer, geb. Baroneß Herterich", oder sollt man es lieber ganz in der Stille abmachen? Ach, wenn mir nur wer raten könnt'! Aber so — Allweil verschnappt man sich und redet daher wie's Dummerl! (Setzt sich.)

## Achte Szene.

(Kitty. Olga. Helene.)

Helene. Ist Ihnen besser, Baroneß?

Kitty. Na, so hübsch langsam. Wissen's, wenn ich mich zusammennehm', so fällt mir schon was ein, wo ich mich besser unterhalten hab' als heut'. Aber es geht schon und der Tag dauert doch nicht ewig, und man gewöhnt sich überall ein, hab' ich einmal in der Schule gelernt. Ich wollt', ich wäre fleißiger gewesen! Aber wer einmal ein Kreuzköpferl auf sich hat, der lernt nicht gern — no, und für ein Kreuzköpferl haben s' mich allweil gehalten, noch wie ich ganz klein war. Wissen's, so fürs Dummheitenmachen hab' ich halt immer ein Talent gehabt — nicht zum glauben! „Es grenzt ans Geniale," möcht' ein gelernter Geograph sagen, und ich hab' mir nichts ankommen lassen, ewig nichts!

Olga. Daß du nur wieder besser bei Laune bist!

Kitty. Sei so gut, fängst du mich auch zu verderben an! Das ist ja das ewige Unglück bei mir gewesen: Kein Mensch hat das Herz gehabt, streng mit mir zu sein, und ich hab' auch nicht damit anfangen wollen. Dafür hab' ich mich allweil zu lieb gehabt. Aber sag' mir, Olga, kannst singen? Was Fesches, Lautes, Wienerisches?

Olga. Nein, ich kann überhaupt nicht singen, ich habe keine Stimme gehabt! Aber vierhändig spielen können wir miteinander.

Kitty. Klassische Sachen? Na, ich dank' schön! Das hab' ich gerne — aber hübsch eingebunden! Ist das aber dumm! Gerade heute! So ein firmer Ueberschlager, ist das nicht wie ein Sonnenstrahl, und es ist nimmer so finster, wie's war. Wer das nicht versteht!

Olga. Ja verstünde wohl schon — aber ich hab's nie gelernt!

Kitty. Na ja, wie soll man da hier auch was Rechtes lernen! Wie spät kann's denn sein?

Olga. Nicht mehr ganz eine Stunde bis zum Essen.

Kitty. Ja, aber die zieht sich lebhaft in die Länge!

Helene. Möchten Sie nicht vielleicht inzwischen den Ihrigen schreiben?

Kitty. Die wissen so, was sie zu wissen brauchen. Rechtes kann ich ihnen nichts melden, und ich bin nicht

in der Laune danach — soll ich sie ihnen auch verderben und mir? Ich hab' einmal so mehr Briefe geschrieben, als mir gesund war. Wenn man nur alle die zurückkriegen würde! Na! (Schlägt sich vor den Mund.)

Helene. Ich hab' in der Küche zu tun. Man muß nachsehen. Wenn man auf ein Diner gerichtet war, und es bleibt nur ein Familienessen, so ist das notwendig. Es geht sonst zu viel zugrund. (Ab.)

## Neunte Szene.

(Kitty. Olga.)

Kitty. Na ja, was sein muß, das muß sein. Aber nicht wahr, Olga, wir wollen einmal zusammenhalten? Weißt, weil wir zwei jung sind. Vor der Frau von Bauer habe ich bald Furcht. Die ist so fest!

Olga. Furcht vor der Großmutter? Wie ist das nur möglich? Und sie kann dich überdies im Grunde gut, wirklich gut leiden.

Kitty. Meinst? Dann müßte sie's mir aber auch zeigen. Ich glaube nur, was ich sehe.

Olga. Du darfst es mir immer nur glauben. Einmal gefällst du ihr, und wem denn nicht? Dann sieht sie, wie sehr dich Karl lieb hat, und das macht bei ihr unendlich viel aus.

Kitty. Ja, der Doktor! Aus dem werd' ich auch nicht gescheit. Es gefällt mir an ihm manches nicht. Vorhin, da hätte er doch nicht so bespritzt und — nun das Wort gehört sich nicht, aber passen tut's — so ver-

ferkelt zu uns kommen sollen. Das gehört sich nicht bei Damen.

Olga (lacht.) So genau nehmen wir das nicht auf dem Lande! Und wir sind für ihn nicht Damen, wir sind seine Nächsten, und da kommt man wie man eben kommt. Je lieber man sie hat, desto eiliger hat man's doch, bei ihnen zu sein.

Kitty. Kann sein, du hast recht, und du bist es so gewohnt. Ich bin's aber nicht so gewohnt, und daß ihr ewig recht haben sollt, das wird mir auf die Länge auch zu fad. Man möcht' doch nicht allweil da stehen, wie das Madel, das den Topf zerbrochen hat, und jetzt und jetzt kommt die Köchin und macht sie aus.

Olga. Aber so meint es doch niemand mit dir! Nur möcht' es Großmutter freilich gern sehen, du wärst etwas ruhiger — nicht so ganz allerliebste Windsbraut!

Kitty. Wenn die Frau nur wüßte, wie recht daß sie hat!

Olga. Und es wäre Karl sicherlich auch lieb.

Kitty. Je dümmer ich werd', desto gescheiter reden's alle daher, und mir kommt langsam vor — aber du, Olga, daß du mir nicht lachst — ich werde hübsch langsam blödsinnig.

Olga (lacht.) Es fehlt wohl noch etwas darauf. Ich bin nicht klug — gar nicht. Aber weißt, wenn man einen Menschen so genau kennt, wie ich Großmutter und Karl . . .

Kitty. Lach' nicht — ich kann heute keines lachen sehen. Mir ist so gar nicht danach, und daß eins gar über mich lacht, das habe ich niemals leiden können.

Olga. Wer lacht denn über dich? Um Gotteswillen, Kitty, was läßt du dir nur alles einfallen! Schon Karl zulieb würde doch niemand . . .

Kitty. Ueberhaupt, und das „Karl", das habe ich satt und gefressen. Für mich ist er der Doktor, warum für dich — Karl?

Olga. Weil er für mich noch niemals etwas anderes war. Er ist mein Onkel und mein Vormund. Dir war er doch einmal fremd — mir immer gleich vertraut. Ich habe immer an ihm gehangen — nichts ist in mir, worum er nicht weiß, nicht wissen sollte. Denn er ist ein guter, ein vornehmer Mensch. Seine Zusage — ach, wie treu ist er nur! Und wie ohne Worte ist seine Treue! Und seine Güte — er ist so gut!

Kitty. Aber jetzt muß das ein Ende nehmen! Karl hier und Olga dort — und ich stehe in der Mitte und bin die Fremde! Und ihr seid's alle gegen mich!

Olga. Kitty, ich bitte dich, wo kommst du nur wieder hin?

Kitty. Wo's Tag wird! Ich begreife alles, und dich schon gar!

Olga (steht auf). Das kann nur von gutem sein!

Kitty. Ja für euch! Ich kenne die Musik schon! Also ich bin ihm ganz fremd, und du bist ihm nah? Nicht wahr, das hast du selber gesagt!

Olga. Aber um Gotteswillen, Kitty, wie drehst du meine Worte! So hat's doch gewiß niemand gemeint!

Kitty. Es ist dir halt herausgerutscht, und jetzt verstehe ich. Wenn's einmal einen Streit geben tät zwischen mir und dem Doktor, dann wärst du bei der Hand da — du eingefahren in dem Karrengeleise, wie eine Lokomotive auf ihrer Schiene — na, fang mir nicht zum raunzen an!

Olga. Kitty, du tust mir so unrecht!

Kitty. Ja, du wärest da mit deinem unschuldigen Gesichterl! Na — warum sollst denn keines haben? Hast denn einen Schritt tun dürfen, ohne daß wer her war hinter deiner und acht geben hat aufs Herzbinkerl; du mein lieber Gott, acht geben haben sie, daß du ja nicht wo ausrutschst oder dir weh tust — und das wird herumgehen neben mir, und ein jeder Schritt wird sagen: „Siehst du, ich bin die Sittsame und die Brave — hättest mich genommen anstatt derer" — und ich werd' sein, die Schuld hat an allem — ich, o na!

Olga. Kitty, besinne dich! Wie bin ich dir entgegengekommen, anfangs ich allein, wie habe ich dich bewundert!

Kitty. Wirst schon kommen mit deiner Rechnung dafür! Ich kenne euch jetzt auswendig. Ihr paßt immer auf eure Zeit, und was mit anderen Leuten wird, das ist euch alles eins. So paßt ihr jetzt schon auf den armen Pettau, bis der fertig ist und sein Gut, und ge-

rade ebenso wirst du hernach passen auf mich. (In der Türe erscheint Helene.)

Olga. Kitty, o Kitty, was sollte man damit nur bezwecken?

Kitty. Muß denn alles auf der Welt einen Zweck haben? Bei euch freilich! Geh weg, ich mag dich nicht mehr sehen! Du bist mir aber schon gründlich zuwider. (Olga weint.)

## Zehnte Szene.

(Vorige. Helene.)

Helene. Entschuldigen Sie, Baroneß, so weit ist es denn doch noch nicht, daß Sie das Recht hätten, mein Enkelkind von hier fortzuweisen! (Doktor tritt umgekleidet ein.)

Kitty. Mutter Gottes, was hab' ich nur wieder angestellt! Ich hab's nicht bös gemeint, Frau von Bauer; ich bin's gewohnt, ich zank' mit meiner Schwester alle Tage, die Gott gibt, und es macht nichts, und kein Mensch redet darüber.

Helene. So? — Komm, Olga! Du entschuldigst, Karl.

## Elfte Szene.

(Vorige. Doktor.)

Doktor. Geh nur, Olga, und beruhige dich. Ich lasse dir kein Unrecht tun. Ich lasse dich von niemandem beleidigen! (Beide ab.) (Bestimmt) Was gab's, Baroneß?

Kitty. Nichts hat's gegeben. Ich bin halt nur mit der Olga ins Streiten gekommen . . .

Doktor. Ja, und Sie haben das arme, wehrlose und Ihnen ergebene Geschöpf zum Weinen gebracht! Das darf nicht mehr vorkommen! In meinem Hause ist Olga keine Fremde, und sie darf es niemals sein noch werden. Verstehen Sie mich, Baroneß? Sie ist eine Waise, und sie hat das, dank uns, niemals empfunden, und solange ich oder meine Mutter leben, soll sie es auch niemals empfinden, und es ist mein Amt, und ich will es und ich darf es nicht dulden, daß hier ein gehässiger Geist, ein Geist der Zwietracht und Zanksucht einreiße und sich einmische.

Kitty. Nicht wahr, und der liebe Geist bin ich?

Doktor. Sie wissen es ganz wohl, daß ich's so nicht meine. Aber Olgas Hilflosigkeit darf ich so wenig mißbrauchen lassen, als ich Ihnen irgend ein Leid zufügen lassen dürfte. Es ist Friede und Anmut in Ihren Augen — wie hatten nur Sie, gerade Sie das Herz, sie zum Weinen zu bringen?

Kitty. Wie warm daß Sie nur werden, wenn's von ihr sprechen!

Doktor. Muß ich nicht? Ist sie nicht ein gutes und liebes Geschöpf? Rein, unbefangen, liebenswert?

Kitty (schlägt die Hand vors Gesicht). Ja, das ist sie!

Doktor. Was ist Ihnen nur, Kitty?

Kitty. Nichts, nichts! Lassen Sie mich, Doktor!

Mir rennt nur allerhand durch den Kopf! Wissen's, Doktor, was mir scheint?

Doktor. Was scheint Ihnen? Nur munter und heraus mit der Farbe!

Kitty. Mir kommt vor, es wird am besten sein, ich geh' fort, für immer fort, in mein Wien, zu meinen Leuten.

Doktor. Was fällt Ihnen ein? Ich lasse Sie ja gar nicht.

Kitty. Gehn's, gehn's, Sie werden mich schon lassen! Denn ich bleib' nicht, ich bleib' nicht; so viel Pferd' gibt's gar nicht in Glocksdorf, daß Sie mich da erhalten könnten.

Doktor. Aber Kitty, was ist das für eine neue Laune?

Kitty. Es ist einmal keine Laune. Es ist was Rares bei mir. Ein Entschluß. Sonst und in allen Sachen sind Sie der Gescheitere. Lassen Sie's mich einmal sein!

Doktor. Ja, aber warum in aller Welt?

Kitty. Ehrlich und zum letztenmal sag' ich's Ihnen: Weil ich Sie gern hab'!

Doktor. Aber, wenn das ein Grund sein soll, dann (reißt sie an sich) dann halt' ich dich und laß dich nicht!

Kitty (macht sich los). Lassen Sie das, es ist ein Grund und einer, der gilt! Denn man will nicht, daß,

wen man gern hat, daß der ins Elend hupft mit einem, und da hinein springen wir alle beide miteinander, alle zwei, Doktor, wie der Frosch ins kalte Wasser!

Doktor. Aber wieso denn, Baroneß?

Kitty. Wir passen nicht zueinander, ewig nicht. Ein Regentag bringt mich um, macht mich grauslich und schlecht. Stellen's Ihnen vor, das dauert eine Woche oder länger. Wie unausstehlich müßt' ich da nicht erst sein! Ich brauch' die Sonn', und ich kann nicht leben ohne ihr. Ich glaub', ich möcht' gar kein Gut tun vor Langerweil, und zu mir paßt auch kein Latzschürzerl und kein Schlüsselbund.

Doktor. Ich sagte Ihnen schon, ich würde nichts und niemals begehren, was Ihnen widerstrebe.

Kitty. Ja, den Anfang nicht. Aber bald möchten's Ihnen denken: „Hätt'st dir doch lieber eine genommen, die das kann." Und dann wäre das Elend auch schon fertig. Ich bitt' Ihnen, Doktor, lassen's mich gehn, lassen's mich einmal gescheit sein, Doktor!

Doktor. Ich lasse Sie nicht!

Kitty. Nein, Sie können mich nicht halten, und ich will Ihnen noch etwas sagen, Doktor: Sie haben die Kleine immer lieber gehabt als mich!

Doktor. Aber, was lassen Sie sich denn alles einfallen — ich bitte Sie!

Kitty. Bitten's nicht, es ist darum doch so. Ich habe die Olga reden hören von Ihnen — und ich hab' wieder gesehen, wie nah es Ihnen gegangen ist — und

da hab' ich ihr im Grunde nicht einmal etwas getan. Wenn ich ihr erst wirklich etwas angetan hätte, wie hätten's Ihnen dann um sie angenommen? Und das kann schon einmal geschehen, wie ich einmal bin. Und das könnte gar geschehen, wenn's zu spät ist, wenn wir zwei erst zusammengegeben sind für immer. Und ich mag mir nicht einmal ausdenken, was dabei herauskommen könnte und müßte! Wissen's, ich kenn' Ihnen zu gut und mich und uns alle, als daß ich einem von uns so was wünschen möchte!

Doktor. Bedenken Sie aber auch, wohin Sie zurückkehren, in welche Verhältnisse! Wie glücklich Sie schienen, all dem entrinnen zu können! Ihre Zukunft erwägen Sie, vor der Ihnen doch zu grauen schien!

Kitty. Ich weiß alles, ich weiß, es ist leicht die letzte ehrliche Hand gewesen, die, was Sie mir haben geben wollen. Ich weiß, es kann mit mir leicht ein Ende nehmen, was mir und keinem gefällt, der's gut mit mir meint, ein böses, recht ein böses Ende! Aber ich kann doch nicht dableiben, mich leidet's nimmer. Ich müßte mich schämen vor Ihnen und vor Olga und vor Ihrer Mutter, immer und vor allen! Und 's rechte Vertrauen ist nicht mehr. Ich kann nicht bleiben — lassen's mich gehen, Doktor!

Doktor. So wären Sie wirklich ...

Kitty. Sagen Sie's nur ruhig heraus, wie Sie's meinen, Doktor, unverbesserlich! Ich paß' nicht hierher, Doktor. Sein's nicht bös!

Doktor. Ich muß Ihnen sehr, sehr wenig sein, daß Sie mich so leicht aufzugeben imstande sind!

Kitty. Nicht um ein Haar weniger, als ich mir selber bin — oder wollen's Komplimente? Ich bitt' Ihnen, Doktor, lassen's anspannen! Gepackt sind meine Sachen schon. Ihnen selber zuliebe tun Sie's!

Doktor (läutet). Anspannen! Die Großmutter und Fräulein Olga sollen kommen!

Kitty. Nicht trotzen mit mir! Ich bin, wie ich bin. Aendern läßt sich nichts mehr an mir. Ich bin zu alt dafür! Bleiben's mir gut und bleiben's mein Freund! Ich bitt' Ihnen, geben's mir die Hand! (Küßt sie.)

Doktor. Was tun Sie da?

Kitty. Was mir just eingefallen ist — wie immer! (Man hört den Wagen im Hofe vorfahren.)

## Zwölfte Szene.

(Vorige. Helene. Olga.)

Doktor. Baroneß Kitty verläßt uns jetzt.

Helene. Noch vor Tisch? Warum so plötzlich?

Kitty (faßt Olgas Hand). Alles plötzlich oder gar nicht! (Führt Olga zum Doktor:) Geben's weiter Acht auf sie, wie bis jetzt. Und nehmen Sie sich immer so an um sie wie jetzt!

Olga. Kitty, wie meinst du das? Ich bleibe!

Kitty. Glaub' mir, diesmal weiß ich besser, was recht ist, als ihr alle!

Helene. Aber Sie kommen wieder als Gast im Frühjahr, und für lange?

Kitty. Ueberall Gast! Ewig Gast! Und gar nirgends zu Hause! Das ist nun einmal so mein Leben!

Doktor. Kitty, wenn dir so ist ...

Kitty. Na, na! Man muß nicht alles zu tragisch nehmen! Behüt' euch Gott, behüt' euch Gott! (Ab. Pause. Man hört den Wagen fortfahren.)

Olga (läuft ans Fenster, weht mit dem Taschentuch:) Behüt' dich Gott, Kitty, behüt' dich Gott!

(Der Vorhang fällt.)

---

# Frühschein

## Geschichten

## vom Ausgang des großen Krieges

## Frau Pauline Weisweiller, Wien.

Wenn ich Sie vordem bat, die Patenstelle bei diesem Buche zu übernehmen, das ich nun nach einer Pause von Jahren wieder in die Welt sende, so geschah das, weil ich öffentlich bekunden wollte, daß ich mich Ihnen und Ihrem Hause verpflichtet fühle. Verbunden für manche Teilnahme in schwerer Zeit. Für empfangene Belehrung: denn viel von den Vorurteilen schwand in Ihrer Nähe, die notwendig in einem, der sich mit unbewehrter Hand seinen Weg durchs Leben zu erkämpfen sucht, gegen die Glücklichen dieser Erde bestehen müssen. Ihnen dank ich zunächst, wenn ein Verhältnis, in das ich nicht ohne stillen Zweifel trat, sich immer erfreulicher und, ich hoffe, auch wirksamer gestaltete, so daß es mit seinem äußeren Ende erst recht innerlich zu werden begann.

Die Periode aber, die zu schildern ich diesmal versuchte, scheint mir wichtig genug. Denn noch immer, nach über zweihundert Jahren, lebt sie in schaudernder Erinnerung des Volkes, Sage und Lied erzählen immer noch vom Schwedenkrieg und seinen nie vorher gesehenen Greueln. Mir selber haftet aus meiner Jugend noch eine Erzählung, von der ich nicht weiß, ob ich sie gelesen oder gehört habe. Da lebt in einem unermessenen Walde ein einsamer Jäger. Zu ihm findet sich ein irregegangenes Mädchen, dessen Geisteslicht erloschen ist vor den Schrecknissen, die es in einer überrannten Stadt gesehen. Sie gesellen sich einander und mit irrem Lächeln sieht die Stammutter des Geschlechtes den Wald roden und eine neue Ansiedlung inmitten der Wildnis sich erheben.

Den Krieg selber zu schildern, lag durchaus nicht in meiner Absicht. Dazu reicht meine Kraft nicht. Auch ermißt man die

Gewalt eines Brandes am Widerschein, die Wut einer Schlacht vielleicht sogar besser, wenn man das Gefilde durchreitet, über das sie getobt. Versinkendes Glühen, verhallender Donner — ungefähr das war es, was ich mir zu schildern vorgesetzt. Ein Ganzes zu geben vermochte ich nicht; nur vier Bilder aus jener wüsten Zeit. Aber neben der Verstörung bemühte ich mich die Wiederaufrichtung zu zeigen: den Frühschein, der nach jenen endlosen Nächten sich blaß und ungewiß erhob. Den Morgen nicht, denn dieser erglüht der ganzen Welt. Den Frühschein aber sieht und begreift nur, wen die Schrecken der Finsternis nicht schlafen ließen, oder wer mit starker Erwartung dem ersten Lichte entgegen sich gesehnt. Auch ein neuer Tag kämpft sich mühsam herauf.

Und nun, nachdem Sie diesen unbillig langen Brief über sich ergehen ließen, nehmen Sie gütigst das Buch zur Hand. Bescheidenheit hat mich das Leben gelehrt. Wenn nicht sogar bis zu dem Grade, der jedes Schaffen unmöglich macht, so danke ich's der Teilnahme einiger Wenigen, zu denen ich auch Sie und Ihr Haus zählen darf. Genug, wenn ich diesen etwas sagen kann, das sie beschäftigt. Wem der laute Erfolg versagt ist, der wendet sich mehr und bestimmter an das Urteil einzelner, von der Jury an den Richter. Das heißt sich bescheiden und ist es nicht: denn zu diesen Richtern erliest man sich die Besten, die man kennt. . . .

Wien, im September 1896.

# Verstörte Zeit

Ueber ungefügen Bruchsteinen, geschwärzt und angeschmaucht von manchem Brande, erhob sich das Haus. Vordem hatte dieser mächtige Unterbau wohl ein stattlicher und besser bestellt Bauwerk tragen müssen: das wies der erste Blick. Nun war aus Blöcken und Bohlen ein ungeschlachtes und übel gerichtetes Bauwerk erhöht worden; ein Unterschlupf mehr, denn eine wirtliche Behausung. Lehm war übergeworfen: er bröckelte ab von dem Sonnenbrand, und der Wind, der ungestüm und zügellos über diese Höhe dahinzufegen liebte, blies zu Stücken davon ab mit dem Odem seines Zornes. Lehm, häßlich gesprungen und in vielen Spalten klaffend, war das Estrich der Flur und der einen Stube; und wenn es recht wehte, so zog der Rauch durch das eine Gelaß und quoll träg und gedrückt an allen Fugen vor. Sonst aber, an hellen Tagen, glich das Häuschen einer gelben Unform, die mit braunen Flecken frech durch das Grüne schimmerte, das es allenthalben umgab. Denn der Wald drang nah und näher herzu.

Im Hofraume lagen schwarze Pfosten und verwitterten. Ein Holunderstrauch, der die Brandstätten liebt, war aufgeschossen und stand mit seinen kraftlosen Zwei-

gen und den hellen Blättern in vollem Safte. Stechapfel und Bilsenkraut, das hinter den Wegemarken der Zigeuner sein freches Haupt erhebt, wucherte allenthalben. Haselsträuche grünten hart an der starken Lattenumhegung, die das Anwesen abschloß gegen das Rauschen und Brausen ringsum. Eine mächtige Linde stand innerhalb der Umfriedung: Feuerzungen, die oftmals an ihrem Stamme geleckt, vermochten nichts über ihre Kraft. Ueber ihrem Wipfel war ein Luginsland errichtet, und man übersah von ihm aus das tiefe Tal und noch weiterhin, bis zur blauen Ferne. Das Auge wurde aber müde und sank. Denn es war überall die gleiche Oede, und nur selten und ganz im weiten erhub sich ein leiser Rauch. Aber man wußte nicht, wölkte er sich über einem einsam friedlichen Bauernhofe, oder stieg er über einem Lager der Heimatlosen auf. Denn noch trieben sich die Unbehausten zu starken Scharen im Lande um, überfielen Gehöfte und raubten, wo sie's tun zu dürfen vermeinten. Selbst an übelbehütete Städtchen wagten sie sich; bei den Bauern war nämlich längst so gar nichts mehr zu erbeuten, daß sich die meisten selber zu den Schweifenden geschlagen hatten. Nur ganz Halsstarrige oder völlig Verzagte hielten noch zu Hof und Hufe.

Hart am Tore, das in schiefen Angeln sich widerwillig drehte, stand eine alte und rostige Schwedenkanone. Man hatte sie den Bergeshang mühselig hinaufgeschleift, und es hatte Monate gebraucht, ehe man sie Schritt vor Schritt heroben hatte. Nun beherrschte sie dräuend die Landstraße, die sich völlig überwachsen nur mit lichterem Grün durch das feierliche Dunkel der

Wälder dahinzog, um endlich irgendwo zu verschwinden, ohne daß jemand auch nur danach fragte, wohin sie sich in ihren vielen Schlangenwindungen kehre. Denn kein Gefährte grub mehr seine Radspuren in das wuchernde Gras, nun, nachdem auch die kriegerischen Umzüge geendigt. Wer wandern mußte, der tat's wohl bewehrt: jeder Pfiff unter den Bäumen, jedes Knacken im Geäst, jedes stärkere Stöhnen des Windes ward beachtet. Jeder Schritt barg neue Gefahren. Denn wie in diesem Tale, so war es allenthalben im weiten Lande; und kein Gesetz galt auch nur eine Spanne weiter oder mehr, als bis wohin ihm die stets bereite Gewalt den Arm zur Stütze und die Faust zum Dreinschlagen lieh. Einzig die Straße, die sich die March entlang gegen die Donau zog, war einigermaßen sicher und vom schlimmsten Unwesen gesäubert.

Es war ein sehr stiller Mittag. Der Rauch stieg gerade und schön in die Lüfte. Um die hohe Linde war ein unablässiges Summen. Denn es war im halben Mai, und die wilden Immen schwirrten und schwärmten um jede der Blüten, die sich zu tausenden aufgetan; dazu sauste es ganz leis und mit heimlicher Musik durch das Gezweig, aber eben nur stark genug, daß sich die Aehren auf dem Stückchen Feld, das man unordentlich mit Roggen und Gerste gemischt bestellt hatte, gerade noch auf den schlanken Halmen wiegen durften. Gedieh nur überhaupt etwas, so war's gut, und ob es etwas mehr oder minder reif war, wenn man's einheimste, darauf kam es nicht an. Neben dem Haufen Kugeln ungleichen Kalibers, wie man sie gelegentlich gefunden, den man um die Wallbüchse getan, lag ein großer Hund und

blinzte mit roten und gierigen Augen. Und in diese Stille hinein klang ein hastiger Ruf aus der Krone der Linde: „Lois! die Lunte anzünden!“

Ein Mädchen trat aus der Hütte. Der Hund rührte sich nicht einmal bei seinem Nahen; nur mit dem starken und buschigen Schweif schlug er hastig die dürren Flanken. Aloisia Hirschvogel hob sich in den Zehen und hielt die rote Hand vor die Augen, damit sie das Flimmern nicht blende, welches die Mittagssonne aus den feuchten Gründen sog. Ganz ferne trabte ein Reiter: er schien unmittelbar auf den einsamen Hof zuzuhalten. Sie hatte Augen von ungemeiner Schärfe: so nahm sie jetzt schon aus, daß er stattlich und ansehnlich angetan, daß sein Pferd wohlgenährt, groß und gut gehalten war. Im Näherkommen sah sie funkelnde Stickerei an Gurt und Wams, einen Hut mit nickenden Federn auf dem kurzgeschorenen Kopfe. Sie krümmte die Hand und legte sie vor den Mund: „Meinst?“ rief sie dadurch mit geller Stimme hinauf zum Bauern.

Er kletterte eilfertig hinunter. „Ich mein's.“ Sie bückte sich und richtete das Geschütz. Er kniete nieder und hob eine alte, schmutzige Radflinte auf die Gabel und richtete hastig am Schloß. Das finstere, sonnenbraune Gesicht des Mädchens und das verschrumpfte und runzelige seines Vaters waren in einer Höhe. Beide schwiegen; die Lunte glomm und der Dunst, der ihr entstieg, reizte sie zum Husten. Endlich sagte die Lois: „Er ist noch gar jung. Und ein starker Bursch scheint's. Warum grad' den?“

Er zischte zwischen den Zähnen: „Ein verabschiedeter Soldat wird's sein. Ein Schwed'. Wo käm' ein

Kaiserlicher jetzt zu so einem Aufzug und Gaul? Dem kräht kein Hahn nach. Eingescharrt und weg! Ich zwing's lang genug in mir, so einem Räuber abzunehmen, was sie mir gestohlen haben. Und das Pferd haben wenn ich nur tät'! Wenn mir die liebe, heilige Mutter Gottes nur dazu wollt' hilfreich sein! Aufhelfen könnt' man sich."

„Aber . . ."

„Schweig! Schieß!" Und er selber visierte zornig und ließ das Rädchen prüfend schnurren.

Es krachte. Ein graues Wölkchen quoll vor, breitete sich aus, schimmerte weißlich in der Sonne. Die Kugel flog summend dahin, schwirrend wie ein Kreisel. Weit über ihr Ziel hinaus. Hirschvogel schrie auf, drückte hastig los. Aber die Gabel fiel um; ein starker Fußtritt der Lois stieß sie aus dem Boden. „Du, du," stöhnte er in seiner Wut, „wenn einen die eigenen Kinder zu nichts kommen lassen!" Und mit geballter Faust und in maßloser Erregung stürzte er auf sie zu.

Sie griff ihn an der Schulter und hielt ihn mit eisernem Arm von sich. „Könnt' der Vater sein lassen. Ich bin stärker wie du. Das weißt. Und der Reiter hat gewunken. Gleich nach meinem Schuß. Im Bügel hat er sich gehoben, das Ding um sich losgebunden und gewunken damit. Her will er. Und fürchten werden sich unser drei nicht vor ihm. Kann man's hier endigen, wenn's sein soll. Ich will's aber nicht," und sie warf sich auf den Boden neben dem Hunde, und drückte das Haupt des Tieres an ihre Wangen. Faul und schlank, sich wohlig räkelnd in der Sonnenhitze und unbekümmert darum, wie kurz ihr Rock war, lag sie da, während ihre

Augen rastlos in der Runde gingen und den Reiter verfolgten. Und plötzlich schrie sie: „Der kennt sich aus; den Richtweg nimmt er. Von hinten herum kommt er auf den Hof. Weiß Gott, was er bringt!“

„Bringen wird er was? Umbringen wird er uns. Die zwei Geisen nehmen. Den Hof uns überm Kopf anstecken wird er. Und recht haben wird er. Hättest besser gezielt! Hättest mich schießen lassen!“ Und jammernd und in kopfloser Verwirrung lief er auf und ab und trieb's noch immer so, während schon eine helle Stimme spöttisch fragte: „Ist das ein Gruß, wie er sich für einen Heimkehrenden gehört, Wenzel Hirschvogel?“

Die andere Pforte des Gehöftes war aufgeflogen. Ein Reitersmann trat ein durch sie. Er hatte die Zügel um den linken Arm geschlungen; die Rechte hielt das Faustrohr schußfertig, und hinter ihm trabte das Roß schnaubend und zierlich einher. Der Ankömmling war reichlich eines guten Kopfes höher als der Bauer; das Haupt war entblößt, und ganz kurz verschorenes Haar flimmerte in der Sonne, vor deren Licht eine furchtbare Narbe, die sich tief in die Stirne zog, rötlich glomm. Er sah dreist und rauflustig aus dunkeln, ganz runden Augen in die Welt, wie er wuchtend mit gebogenen Beinen einherschritt, daß der Pallasch an seiner Hüfte klirrte und die Sporen klangen. Und mit offener Hand trat er, nachdem er sein Handgewehr geborgen, auf den ganz verdutzten Alten zu: „Gehört sich das, Wenzel Hirschvogel? Schießt man auf den eigenen Sohn?“

„Jesus Maria und Josef und alle Heiligen!“ ächzte der Bauer. „Das ist ja der Gregor! Wie kommst her?

Woher weißt, daß ich noch dasitzen tu'? Lois, der Gregor! Lois, dein Bruder ist's! Jesus Maria, ist das eine Heimsuchung!"

„No — und meine Hand nimmst nicht, Wenzel Hirschvogel?"

Das Mädchen hatte sich endlich lässig erhoben, mit ihm der Hund. Der richtete sich hoch, schnupperte um den Fremden, knurrte und sprang dann an ihm empor, die gewaltigen Pfoten auf seine Brust legend. Gregor Hirschvogel drückte ihn nieder. Dann bot er dem Mädchen die Rechte: „Grüß Gott, Schwester." „Grüß Gott daheim, Bruder," und die beiden Hände lagen fremd und gleichgültig in einander. Der Alte aber besann sich mühselig, was in einem solchen Augenblicke tun, wo sich seiner Empfindung nach etwas Besonderes gehörte. Was aber nur? Er wischte emsig an den trockenen Augen, stotterte und stammelte immer unverständlichere Worte, tat sehr erregt und unbeholfen und machte den Eindruck eines müdegejagten Huhns. Die Lois aber löste ihre Hand aus der des Gregor, fuhr damit prüfend über sein Wehrgehenk: „Was ist das, was da so glänzen tut?"

Er lachte. „Gold ist's."

„Schön ist's. Haben möcht' ich's. Nur, weil's so ein Gefunkel an sich hat. Ich hab' meiner Lebtag noch nichts so gesehn. Wie wenn du ein Stückel Sonne tragen möcht'st an dir."

„Gibst Ruh, Mädel," wehrte der Alte, froh, daß er endlich dreinreden konnte, „gibst Ruh! Weil der Gregor nur heil da ist und ihn die lieben Heiligen beschirmt

haben in der Zeit! Führst ihn ins Haus, hörst? Hungrig sein muß er — weißt?"

„Ja, aber mein Pferd, wo soll ich hin damit?"

„Laß mir's," bettelte der Alte, „ich werd's schon einstellen." Und schon hatte er dem Sohn die Zügel aus der Hand genommen, und zog's, während die beiden jungen Gestalten sich der Hütte zukehrten, einem offenen Schuppen zu. Das Tier wieherte, wie es das nahe Obdach spürte, und der Alte atmete dabei tief und fast schluchzend auf und streichelte dann dem Fuchs den glatten Bug. Endlich, als er sich allein und unbeobachtet spürte, umfing er den Hals des Pferdes und küßte es und weinte dabei laut und unbezwinglich. Er selber erschrak fast, als er sich die Tränen kommen spürte; er wußte nicht, wie lang ihm ähnliches nicht mehr widerfahren. Dann, nachdem der Gaul nach Kräften versorgt und er seines Anblicks ersättigt war, schob er sich ins Haus. Bruder und Schwester saßen um den Tisch, eine mächtige Schüssel mit Milchsuppe vor sich. Der Alte setzte sich zu ihnen: „Freut mich, daß ihr schon so gut seid miteinander," löffelte mit und schielte unablässig nach dem Gurt des Gregor, während die Lois die beiden für sich musterte und prüfend verglich. Es war eine Aehnlichkeit, aber nicht größer als die zwischen einem vielverprügelten Hund und einem reisigen Wolf. Besonders Farbe und Bildung des Auges war sehr gleich. Der Alte aber blinzelte unablässig damit und schlug sie nieder, während Gregor Hirschvogel herrisch um sich schaute, so daß die Lois das Dreiste seiner Blicke und seiner Gebärden empfand. Verwundert hörte er das endlose Gebet, das sein Vater vor und nach dem

Essen herleierte. „Mir scheint, für gar so viel hast du deinem Herrgott nicht zu danken," warf er höhnisch dazwischen. Der Bauer aber ließ sich durchaus nicht stören. Erst als er fertig war und sich oftmals bekreuzt hatte, sagte er: „Man muß Gott alleweil danken. Schon fürs Leben alleinig und daß man's gerettet hat in solche Zeiten. Wo ein Tag immer böser war wie der andere und man niemals gewußt hat, wie hart einen der schlagen wird, der noch kommen hat sollen, wo man ewig verstört war in so einer verstörten Zeit. Und daß du mir gesund heimkommen bist nach so viele Jahr, und so stark, und daß dir nichts geschehn ist, nicht erst im Krieg, und nicht heut — ist das nix? Aber ein Heid' bist geworden in der Zeit, schwant mir. Der nicht glauben will an Gott . . ."

Gregor gab ihm nicht einmal eine Antwort. An die Lois wendete er sich: „Tut er immer so wie jetzt?"

„Nicht immer gar so arg. Aber viel anders auch nicht, seitdem ich's denk'," entgegnete das Mädchen. Es waren die ersten Worte, welche die Geschwister, die sich vordem noch mit keinem Auge gesehen, mit einander wechselten.

„So! das kann nachher lieb und lustig werden," und er pfiff so laut und so gellend, daß der Hund zusammenfuhr und winselte und Wenzel Hirschvogel sich verfärbte. Dann schritt der Junge auf seinen Vater zu, warf ihm den Gurt — eben losgeschnallt — hin und sprach: „Da, heb einmal. Was, schwer ist's, gelt? Da bleiben will ich jetzt eine Weil', wo's mit dem Reiten gar ist, und bauen wollen wir. Ich hab's meinige wenigstens zusammengebracht, weil's noch gegangen ist."

Es war ein sehr begehrlicher Blick, mit dem der Alte den Gurt öffnete und schweres Gold und allerhand köstliches Geschmeide durch die gespreizten Finger gleiten sah. Darnach erseufzte er: „Blut ist dran — Bauernblut und Schweiß. Es kann nicht gedeihen, was man bauen will damit."

„Wird schon, wird schon," lachte Gregor. „Ich hab' keinen Unsegen daran verspürt, so lang ich hinter schwedischen Fahnen geritten bin. Was der Schwed' hat, das greift er, und nimmt ihm's keiner mehr, und ich hab's gelernt bei ihm."

„Beim Schweden warst? Beim Lutheraner? Bei den Feinden vom Kaiser, den Heiden? Du, ein Katholischer? Bist am End' selber so einer geworden?"

„Nun, und was? Oder hast wirklich gar nichts mehr behalten? Hätt' ich vielleicht zu die Kaiserlichen sollen? Hast vergessen, was die uns getan haben? Oder haben sie sich gar so angenommen um dich? Ich habe einen besseren Merks für das, was gewesen ist — ich schon," und er schlug mit einem Ausdruck so unbezwinglichen Zornes auf den Tisch, daß der Alte verstummte und diesmal selbst die Lois erschrak.

Durch volle siebzehn Jahre war Gregor Hirschvogel von Hause gewesen. Der ein Bub und recht ein Muttersöhnchen entlaufen, kam als ein Mann wieder, der seinen Gaul aus dem Rhein wie aus der March getränkt, der ihm hinter den Hecken, in Schlössern und in Kirchen den Stall bereitet. Geflüchtet war er, als man seines Vaters Hof zum erstenmale niedergebrannt. Er stand damals in seinem zehnten Jahre, und eine Partie Kaiserlicher war im Aufzuge und umlagerte sein väter-

lich Anwesen. Damals war das noch wohlbestellt und gedeihend. Noch hielt man leidlich auf Manneszucht, und dem starken Jungen gefielen das bunte Leben und die verwogenen Trachten. Da reizte man seinen Vater; mutwillig trieb man ihm die beiden besten Rosse aus dem Stalle. Er wollte sich wehren, ward niedergestoßen und schmählich mißhandelt. Die Mutter, die zu Hilfe kam, warfen sie nieder; was mit ihr weiter geschah, konnt' er nicht sehen, denn es war ein Rudel um sie, und auf ihn selber schlug ein Reiter an. Er entrann in den Wald, der damals noch viel ferner war als nun. Von einem hohen Wipfel aus, der ihn laubig verbarg, sah er die Feuersäule, welche seine Heimat samt all ihrem Wohlstand verzehrte. Mühselig hielt er sich diese Nacht wach, und schwere und folgenreiche Gedanken waren in ihm. Denn wo solches geschehen konnte, nur weil man nicht schwieg, wenn man sich seiner besten Habe beraubt werden sah, dorten mußte Bauernzeit um und es klug sein, ein ander Gewerke sich zu erlesen. Das begriff er in all seiner Jugend. Erst zu Mittag, nachdem der Hall der Abziehenden, ihr Trummen, Pfeifen, Zinkenblasen längst verklungen war, wagte er sich scheu zur Nähe der Brandstatt. Sie lag völlig öd. Alles Vieh war weggetrieben, nur ein Hund, verstümmelt an den Hinterbeinen, winselte kläglich. Sein Vater erhob sich mühsam auf den Jungen gestützt; er spie viel und häufiges Blut, und schier nach jedem Schritte zwang ihn seine Ohnmacht zu rasten. Die Mutter aber stand nimmer auf. Einen Monat blieb der Gregor noch zu Hause, bis der Vater sich in etwas gekräftigt, und harrte, ob ihm von einiger Ahndung so furchtbarer Greuel eine

Kunde würde. Denn er war nach der festen Stadt Olmütz, sein und der Seinigen Recht zu suchen. Tag für Tag zählte er; da in ihnen allen nichts, gar nichts verlautete, so verschwand er sonder Abschied. Er wollte lieber schlagen, als geschlagen sein.

Durch die ganze, uferlose Zeit nun, die seiner Flucht folgte, trieb er sich mit den Evangelischen um, denn er mochte nicht denen dienstbar sein, die seiner Mutter ein solches Ende bereitet — dies war fortab sein Glauben und sein Bekenntnis und galt ihm sonst alles gleich. Erst wartete er der Pferde, bis er sich späterhin selber in den Sattel schwingen konnte. Die zähe Bauernart, die nichts Erworbenes mehr ausläßt, war immer in ihm; sein Schwertgurt verwahrte mehr an Beuten, als einer ahnte, und die goldenen Vögel, die anderen nur zu leicht entflogen, nähte er sogleich in sein Wams, damit sie nicht auch ihm entflatterten, bis er ziemlich schwer daran zu tragen hatte und es statt eines Harnisches nutzen konnte. Bei Affären und Partien tat er das seinige und wehrte sich grimmig. Nicht einmal ward er gefangen; ihn schirmte ein sonderbares Glück. Wenn aber die anderen spielten, die Schelmenbeine rollten, und ein hitziger Umtrunk getan ward, so sah er lieber zu und tat manchen schlauen Kauf wohlfeil dabei. Ihm war immer, als müsse das wüste Wesen, auf dessen Endlosigkeit die Genossen zu schwören schienen, mit eins wieder vorbei sein. In solcher Gesinnung und Haltung diente er dem König; dann, mit Königsmarck überrannt' er Prag und spickte dabei seinen Säckel abermals kräftig. Darnach aber, als er sah, daß man auf gastlichen und wohlgelegenen Höhen wiederum Galgen recht solid zu mauern

anhub und auch Soldaten um anderes, als Kriegsartikel, zu einer feinen Zierde daran hing, ward er wiederum sehr nachdenklich und kehrte sich heim, ob wohl sein Vater noch lebe. Was recht oder unrecht sei, wußt' er nicht; was sich zwingen ließ, meint er, stünd' ihm zu. Und inzwischen, während er sich also entwickelte, hatte sich Wenzel Hirschvogel zum zweitenmal beweibt. Da sie ihm die Lois brachte, starb ihm die Frau; denn kein Beistand war zu finden, als den ihr der Mann, ungeschickt genug, bot. Auch dies Kind gedieh und wuchs heran. Aber so wild und nach eigenem Ermessen, wie nur eine Birke, die in einem Mauerspalt Wurzeln geschlagen und nur dorten grünt, wo sonst niemals Lebendiges gestanden. Sie sah noch zweimal, daß man ihr Heim niederbrannte, daß es immer dürftiger wiedererstand. Des Nächtigens unter Bäumen war sie gewohnt. Keines Mannes Auge ruhte auf ihr; keine Mutter lehrte sie jene Schamhaftigkeit, die dem Frauenzimmer so wohl ansteht. Der Vater aber rauchte unablässig von jenem Bilsenkraut, das einen giftigen Rausch mit Träumen voll süßen Verderbens erzwingt, wie er's vom Volke der Zigeuner gelernt; klammerte sich an seinen Glauben; betete unablässig, ohne ihr einen klaren Begriff von Christentum oder Andacht zu geben und geben zu können. Der dürre Stecken aber, den er ihr in die Hand pressen wollte, genügte ihr nicht, die sich kräftig genug fühlte, um ohne jede Stütze zu schreiten . .

Und so einigte ein Dach drei Menschen, wie sie niemals ungleicher beisammen gewesen: den Bauern, verdumpft und verdrückt in seinem Kerne, mit einem ungewissen Lichtchen im Geiste, das von der längst ver-

loschenen Ampel vor dem Gnadenbilde in jener zerstörten und überwucherten Kirche herüberglomm, in der er einmal gebetet, den nur Gewohnheit und der Mangel an Wagemut an diese undankbare Scholle fetteten; den Gregor, der verwildert war, wie nur ein Hund, der sich so lang unter wüsten Wölfen umgetrieben, bis er ihresgleichen ward, immer bereit, auszureißen, und in seinen Wildnissen dem Raube nachzugehen; die Lois endlich, den Wildling, die niemals eine höhere Gnade begreifen gelernt und nur aus sich lebte und dem Dunkeln, was in ihr war. Und dennoch lebten sie in leidlicher Eintracht und nährten sich zur Genüge mit dem, was der Wald bot und was sie ihm mit Schlingen und mit Fallen ablisteten. Noch war das Recht des Weidwerkes nicht in seiner ganzen Strenge wiederhergestellt, die vordem so auf den Pflichtigen gedrückt. Einmal ging der Gregor in Gottesfrühe, nur mit einer Axt bewehrt, zu Holze, Stämme schlagen. Als er heimkam, schleifte er einen ungeheuren Bären hinter sich her, den er mit dem Beile gebändigt. Nicht ein Wort gedachte des Kampfes, der grimmig genug gewesen sein mußte; denn er trug Risse von Krallenhieben allenthalben und konnte nachher die Linke durch Wochen nicht gebrauchen. Sie sättigten sich am Fleische des Gewaltigen; sein Fell aber, nachdem es der Alte künstlich bereitet, ward dem Gregor zu einer Lagerstätte, und er verbrachte die Nächte darauf und verdämmerte auch über Tag viele Stunden also. Seither sah ihm die Lois manchmal heimlich nach, wenn er sich zu seinen Gängen anschickte. Denn sonst schritten sie alle nebeneinander her, ohne Worte, ohne daß dem Jungen nur einmal die Versuchung gekommen

wäre, von seinen Abenteuern und seinen Taten zu erzählen, recht wie Leute, die eben keinen Teil des Lebens oder seiner Erinnerungen gemeinsam haben. Und in diesem Schlendern, wo ihm mit jedem Schritte Gedächtnis und Sterne seiner Jugend kräftiger aufgingen, wie ihm so langsam die Stapfen, die sein Fuß vordem diesem Grunde eingedrückt, auftauchten aus dem weichen Moose, das sie in Jahren überwachsen, in dieser lassen und halben Ruhe, doppelt hold nach so vielen Aufregungen und Gefahren, wie sie kaum hinter ihm lagen und nun ihm erst so recht zum Bewußtsein kamen, erwachte ein leises Heimatsgefühl in der Brust Gregor Hirschvogels. Und eine kräftige Würze gewann es dadurch, daß er meinte und der Ueberzeugung war, immer noch mit einem Rucke die Fesseln sprengen zu können, die ihn so unmerklich und also lind umspannen.

Einmal führte ihn sein Weg zu einer sehr stillen Stelle. Es hatte nach langer Dürre geregnet, und das Laubwerk gewann davor seine ganze grüne und leuchtende Freudigkeit wieder. Riesenhüter eines Geheimnisses, das er nicht ahnte, standen Rotbuchen da; ihre Kronen verschränkten sich hoch im Blauen, und das rote Licht der Mittagssonne tanzte flockig und gedämpft auf dem Braunrot der rissigen Borke. Es war ein eigen Schweigen; nur ein Finke rief lockend und hastig sein Pinke, Pink, und in einem heimlichen Grunde zwitscherte ein verhohlen Wasser, das sich über Geröll seinen eilfertigen Weg brach. Zwei eingesunkene Hügel waren vor ihm; auf dem einen erhob sich ein Kreuz, und er wußte, daß darunter seine Mutter schlafe; auf dem anderen stand nur noch ein Stecken aufgerichtet, kürzer

lag ein zweiter daneben. Den hatte der Vater wohl einmal mit Bast, weil alles Eisenwerk so kostbar geworden war, an den stärkeren Stock gebunden, und seither war er abgefallen, ohne daß sich wer Mühe nahm, das Zeichen einer ewigen Verheißung wiederum aufzurichten. Da mußte die Mutter der Lois schlummern. Er nahm sein Messer, schnitzte ein rechtschaffen Kreuz und rammte es tief in das weiche Erdreich. In einem dumpfen Sinnen, das ihm öfter aus seiner Abspannung kam, verweilte er sich, bis er endlich dem Hunde pfiff und sich mit ihm heimwärts kehrte, ohne den er seit dem Bärenkampf nicht mehr zur Wildnis ging. Das ungebändigte Tier, das vordem nur der Lois gehorchte, lief ihm zu und verstand jeden seiner Winke. Zu Hause aber fuhr er das Mädchen an: „Hast deine Mutter gekannt?"

Sie sah ihn fast verdutzt an: „Wie denn soll ich? Wo sie gestorben ist, wie ich gekommen bin!"

„Weißt, wo sie begraben liegt?"

„Ja. Einmal bin ich dorten gewesen. Oefter nicht. Weil's mir nicht gefallen will dorten. Einödig ist's. Und was soll ich machen dabei?"

„Hast sie denn nicht gern gehabt?"

Sie lachte: „Komisch fragst, Gregor. Wo ich sie mit keinem Aug' gesehen hab'!"

„Weil sie eine Heidin ist," jammerte der alte Hirschvogel. „Wie ich ihr zuerst gesprochen hab', von Gott, hat sie auch gesagt: ‚Ich hab' ihn mit keinem Aug' nicht gesehn,' und wie ich ihr hab' beten lernen wollen, meint sie: ‚Wozu? Ist er so gut, wie du sagst, so tut er mir so nichts; ist er's aber nicht — na, dann wird er auf

mein Beten viel hören. Und überhaupt — betteln tut die Lois nicht, lieber was anderes' . . ."

Das Mädchen sah sich finster um: „Ja, so hat sie gesagt, die Lois. Ja, und so ist die Lois. Und, wem sie nicht recht, wie sie ist, der soll sie gehen lassen und ihr eine Ruh geben. Anders wird die Lois nicht mehr." Und sie wendete sich mit zorniger Bewegung nach dem Hofe, und man hörte über eine Weile ihre gelle, jauchzende Stimme, wie sie mit voller Kraft die Weise eines Schelmenliedes, die ihr, weiß Gott wie, zugeflogen war, mit sinnlosen Worten in das Land hinunterjubelte. Als sie sich aber aus der Stube kehrte, so empfand sie einen eigenen Blick des Gregor auf sich ruhen und ihr folgen. Eine fast körperliche Empfindung weckte er in ihr. Um sich davon zu befreien, tollte sie mehr denn je, wie denn überhaupt etwas Kindisches, völlig Ungewecktes in ihr war. Sie reizte den Hund, fuhr behend zur Seite, wenn er täppisch an ihr aufsprang und nach ihr schnappte, bis sein heiser Gekläff und ihr schreiender Jubel in einer Note zusammenklangen. Gregor aber trat auf die Schwelle und verfolgte jede ihrer geschmeidigen Bewegungen, ihrer Fohlensprünge, in denen die volle Kraft ihrer sechzehn Jahre ihr Genüge suchte, mit sonderbar schwimmenden Augen. Und ihr Bild, wie die Rüde damals an ihr aufgesprungen, und mit weit offenem, roten Rachen nach ihrem Gesicht im Spiele fuhr, daß ihr der heiße Odem entgegendampfte, und, wie sie lachte, ein blankes Gebiß das andere zu fordern schien, wie ihr dabei das braune Haar in die niedere Stirn fiel und um das bräunliche Gesicht mit den nußbraunen, lachenden Augen flog, konnt' er nimmer los werden.

Immer sah er fortab nach ihren braunen, runden und dennoch kräftigen Armen, bis sie die manchmal in leiser Verlegenheit zu verbergen begann, weil ihr war, als sei an ihnen irgend eine Unform, die sie besser verstecken müßte. Ein Gedanke, der ihr vordem fremder gewesen wäre, als selbst der an den Tod oder das ewige Leben. Denn wie sie war, just also wollte die Lois auch sein und bleiben . . .

Mancherlei ward inzwischen vorgekehrt und vorgesorgt für bessere Zeiten. Einmal lief ein armselig Knechtlein bettelnd und halbverhungert auf den Hof. Es ward gedungen, und der alte Hirschvogel war selig und sehr wichtig, als er wieder einmal Lohn erörterte und Handschlag empfing. Es blieb fortab bei ihnen, und war also abgezehrt vom Darben, daß ihm alles köstlich dünkte. Später einmal ritt der Gregor zu Markte. Er kam erst nach Tagen wieder, die der Lois endlos schienen, und brachte eine tragende und eine milchende Kuh, ein junges Stierlein, einen anderen Gaul mit ihm heim. Ein Stall ward für diese ersehnten und kostbaren Gäste hart an die Wohnstatt grenzend aufgerichtet; die Lois, der Vater, der seit einem Menschenalter zuerst aufatmete, das Knechtlein arbeiteten rüstig, und der Gregor ordnete an und tat nach Kräften mit, denn er wußte zu befehlen, daß kein Einspruch laut werden konnte, und er wurde leichter müd' als sie, der Bauernarbeit entwöhnt, wie er war. Dafür griff er heftig zu, da es die Umwallung bessern galt, die fortab solche Schätze hüten mußte. Ein neues und kräftiges Tor ward zurechtgezimmert und an jedem Eingange des Hofes verfugt und mit eisernen Bolzen befestigt; die Kartaune fegte er und

stellte sie, mit gehacktem Blei geladen, auf ein erhöhtes Gestell. Rings um das Haus ward geholzt; Stamm an Stamm lag im Hofe und dörrte entrindet in der Sonnenglut dieser schwülen Julitage; denn man fragte nicht, ob es auch an der Zeit sei, Bäume zu schlagen. Schon sah man den Platz bestimmt und abgezirkt, wo sich einmal ein heimliches Dach erheben sollte den dreien und ihrem Gesinde, das sich etwa noch zu ihnen finden würde, ein Schirm in allen Nöten. Trotz solcher Mühen aber und trotz ihres sichtlichen Gedeihens war eine fremde Unrast in allen, nur in dem Knechtlein nicht, das sich noch seines sicheren Unterschlupfes freute und nach Laune und Witterung nun im Freien, nun auf dem Flur nächtigte. Denn es zog eine unentrinnliche Schwüle durch das eine Gemach, darin die Anverwandten ihre Ruhe suchten. Sie schläferte ein und stachelte auf. Jeder Atemzug des einen umwehte den anderen, wenn er für Augenblicke wach ward, und die Kraft und das noch unklare Sehnen des Gregor strebte hin zur Lois und umfing sie grüßend. So empfand jedes dumpf und dennoch erregend die Nähe des Gefährten. Nur war dem Manne leichter, als dem Mädchen. Denn er hatte immerhin das Seine getan für die Seinen — auch für einen gewaltliebenden Gesellen ein tröstlich Gefühl. Mit der nächsten Frühe schon durft' er scheiden, sein Reiterglück anderwärts probieren. Denn immer noch wußt' er sich zu Hause auf dieser Welt, allüberall, wo starke Knaben mit Pallasch und Faustrohr über grünen Rasen traben und ihre flinken Rößlein steigen lassen.

Kein Feind von außen pochte ans Tor. Was sich aber im Innern anhub, das sah der alte Hirschvogel

nicht. Ihm kamen nunmehr Erinnerungen längst toter Zeiten zu heftig: ihm vor Augen wogten Aehrenfelder im gelben Lichte, wie sie einst, eine goldene See, um den Hof geflutet; er dachte nur des neuen Gedeihens seines Wohlstandes und seines Geschlechts, das sich ihm anzukündigen schien, und verlor alle Besinnung darüber. Ein großer Strich im Ebenen ward gerodet und umbrochen; geruhter Boden, der zwanzigfältig Korn verhieß. Die Baumstümpfe, die jede Arbeit erschwerten, wurden mit unsäglicher Mühsal entfernt. Ein Axthieb fuhr dabei einmal der Lois ins Bein, daß reichliches Blut floß. Der Gregor wendete sich schaudernd und mit einer heimlichen Verwunderung über sich selber davor. Seit wann denn vertrug er diesen Anblick nicht mehr, den er so vielfach und oftmals so gräßlich gehabt? Aber er bezwang sich; er selber umschnürte die Wunde und als ihm das Blut über die hilfreichen Finger rieselte, so empfand er ein leises Wohlgefühl dabei. Die Lois zuckte zusammen, als sie seinen starken Griff verspürte. Sie war längst genesen, und sie empfand's noch manchmal mahnend wie ein Nachklang dieses Druckes an der Narbe, die sich also weiß und also schimmernd abhub vom Braun ihrer Haut. Und dabei war eine unbändige Lustigkeit und ein Jauchzen in ihr, dessengleichen sie nie zuvor geahnt. Sie versuchte immer wieder ihre Kraft, wollte das nachtun, was dem Gregor mit dem grimmigen Ernst, der ihn beim Werke überkam, spielend gelang. Alles glückte ihr nicht; er aber tat sein bestes immer zu Beginn, während sie, zäher denn er, durchhielt den ganzen langen Sommertag hindurch. Manchmal überfiel ihn eine feindselige Unlust, wenn er sie schaffen sah. Dann griff er

alles verdrossen an und suchte einen Vorwand, um sich auf den Hof zu begeben. Dorten schritt er dann in sich erzürnt auf und nieder oder riß an den Pflöcken, die man so tief zu einer Umwallung in den Boden gerammt, daß sie niemandes Gewalt mehr daraus zu reißen vermochte.

Eine Wolke lastete über allen gewitterhaft. Während das Mädchen aber in dieser Schwüle rascher und freudiger atmete, in sich davon etwas zur Reife drängend ahnte, das längst zur Vollendung strebte, drückte sie auf den Mann, der keinen Ausweg und kein Wort der Lösung wußte. So richtete er denn sein Streitgewand wiederum zu; er scheuerte an seinen Waffen, bis sie blinkten, prüfte in manchem weiten Schuß die Sicherheit seiner Hand und war unzufrieden damit, denn es kam häufig ein Zittern über ihn, daß er des nächsten fehlte — und dennoch fühlte er sich stärker als je. Ohne Bängnis, selbst ohne Gedanken sah die Lois dem zu; nur als er sein Roß wieder zu strählen begann, das vor der harten Bauernarbeit allerdings nicht mehr so fröhlich und zierlich ging, wie einmal vordem, ward sie unruhig. Er schwang sich vor ihr darauf; es stieß hart im Traben. Mißvergnügt schwang er sich zur Erde.

„Willst fort, Gregor?" Neben ihm stand die Lois. Er wußte nicht, wie, noch woher sie so plötzlich aufgetaucht war.

Er zuckte ärgerlich die Achseln. „Kann ich's denn so? Das Pferd taugt mir nicht mehr um einen roten Groschen. Verbauert ist's, und verbauern tu' ich. Das ist kein Zweck auf der Welt für mich. Ein neues Roß

kaufen muß ich mir. Dann, ja dann!" Und er hob sich in den Hüften, als empfänd' er schon die Bügel unter den Füßen und einen starken Pferdeleib zwischen den Schenkeln, der ihren Druck empfinden müßte.

„Also — und darnach willst fort?" Und sie sah ihn in diesem Augenblick wiederum so vor sich, wie damals, als er gekommen war und ihr Schuß ihn begrüßt hatte. Nur in die Kehre des Weges sah sie ihn diesmal reiten, der ihn vordem heraufgeführt. Und ihr war, als stürzte damit etwas ein, das sie nicht zu nennen wußte, und es wäre klüger, sie schösse wieder nach ihm, nur besser zielend, als nun vor zwei Monaten. Und unbedacht fuhr sie auf: „Gut. Aber dann gib dir acht, daß nichts geschieht!"

Er sah sie finster an: „Ich fürcht' mich nicht, Lois; vor dir schon gar nicht."

Das Mädchen blickte ihm ruhig und fast dreist in die Augen. „Sollst auch nicht, Gregor, vor mir schon gar nicht!"

„Na also." Und nun lacht' er grimmig und gezwungen. „Was redst du nachher so daher? Bist dumm geworden über Nacht?"

„Dumm bin ich geworden über Nacht," gab sie eintönig nachsprechend zurück. „Aber ich bitt' dich — geh nicht fort, Gregor! Tu's nicht!"

„Ja, warum nicht?" Eine Unruhe quoll in ihm, als stünd' er vor etwas und müsse sich bemeistern, ums nicht zu verscheuchen. „Um euch nicht? Ihr habt lange genug gelebt ohne mich."

„Lange genug haben wir gelebt ohne dich!" sie kauerte vor ihm nieder, schlang die Arme um die Kniee

und sah so zu ihm auf, „weil wir nicht gewußt haben, wir könnten leben mit dir. Und weil wir nicht gewußt haben, es gäb' überhaupt ein ander Leben, wobei man sich nicht muß immer verstecken, und man kann seine Arbeit tun, auch ohne daß man sie tut in der Furcht und der Bängnis des Herzens: wer kommt jetzt über mich? Und jetzt wissen wir's, und jetzt können wir uns nicht mehr finden in das, was einmal gewesen ist, als hätt's so müssen sein."

Je eindringlicher sie sprach, desto gewaltsamer verstockt' er sich. „Ich denk', ich reit' zu morgen in aller Früh' in die Stadt und kauf' mir einen braven Gaul."

„Tu's nicht," sie sprang an ihm empor; ihr Haar flog um seine Stirne; der Odem ihres Mundes hauchte über ihn hin. Eine Lohe schoß jählings zwischen ihnen beiden aus dem Boden, so grell und flackernd, daß er davor zurückschrak. „Tu's nicht — oder nimm mich mit, Gregor!"

In dieser Nacht schlief der alte Hirschvogel einen so erquicklichen Schlaf, wie niemals zuvor. Dafür rührte an die Wimpern des Gregor kein Schlummer. Er wälzte sich auf seinem Bärenfell, das ihm zu glühen schien. Endlich hielt er's nicht mehr aus; er erhob sich, in dem Flure stieß er achtlos an das Knechtlein, das ihm im Wege lag, nun die Augen auftat und verwundert gewahrte, wie hinter dem jungen Herrn leise auf den Zehen die Lois einherschlich; dann schlief es wieder ein. Gregor aber trat in den Hof, ob ihm vielleicht der Nachtwind Kühlung bringe. Es war eine schwere Dunkelheit, so groß, daß man selbst das vermodernde Holz, das da herumlag, in geheimem Glanze glosen sah. Die

Sterne schimmerten sehr matt und mit verschlafenem Blinzen; nur an den Himmelsrändern war ein weißliches, ungewisses Licht, als zög' ein Traum von versunkenen oder von aufdämmernden Tagen durch die Seele der Nacht. Es war jene heftige Stille, die einen anfällt und beklemmt. Nur ein kaum vernehmliches Wiegen floß durch das Schwarz der Bäume dahin, als wollten die mit geheimer, für kein Menschenohr bestimmter oder faßlicher Weise einschläfern all das Getier, das unter ihrem Schirmdach zu nächtigen pflegte. Gregor aber, ohne einen Blick für all das, suchte sich durch das Dunkel seinen Weg, da hört' er plötzlich leise, gehaucht, zögernd: „So willst fort, Gregor? Ohne: behüt' euch Gott, oder: ich komm' wieder?" und fühlte die Arme der Lois um seinen Hals. Er kehrte sich; jählings riß er das Mädchen an sich, das wehrlos in einem unerhörten Schluchzen an seiner Brust lag. Er hob sie gewalttätig auf; er preßte sie an sich, daß er vermeinte, ihr wehe getan zu haben, und eine verhohlene Freude bei diesem Gedanken in sich spürte. „Ich geh' nicht fort; ich geh' nicht fort. Nimmer fort, oder du gehst mit mir," stöhnte er. Und dann schlug wieder dies unerhörte Schweigen seinen Mantel schirmend um sie und versiegelte ihren Mund für Worte irgend eines Sinnes oder irgend einer Bedeutung.

Erst im Morgengrauen und eine gute Weile nacheinander betraten der Gregor und die Lois wieder das Gemach. Beide entschliefen im Augenblicke, und es war schon heller Sonntag, als sie erwachten. Fast hätte das Knechtlein daran gezweifelt, was es zur Nacht gesehen, wenn nicht ein Schmerz in der Seite eine ziem-

lich eindringliche Erinnerung an den Tritt des Gregor gewesen wäre. Beim Frühmahl ward noch weniger geredet, als auch sonst nach Bauernsitte. Nur fiel dem alten Hirschvogel dabei zweierlei als sonderbar auf: wie der Gregor seine Schwester, als sie die Schüssel auftrug, mit seinem eigenen, leuchtenden, fordernden und dreisten Blicke, den er immer an sich hatte, überflog, da wurde sie rot davor. Das hatt' er noch niemals an ihr bemerkt, und es ließ ihr ganz gut. Danach, als man abgegessen hatte und sie das Gerät an Holztellern und Löffeln wegzuräumen hatte, und sich ihr der Rock lüpfte in der behenden Bewegung, so zupfte sie ihn nieder, und ihr stieg dabei wiederum das Blut in die Wangen, und es schien, nicht allein von der Anstrengung des Bückens. Ihr war, als hätte das Knechtlein wissend und lüstern nach ihr herübergelugt. Aber derlei hatte sie doch vordem niemals gewahrt noch beachtet. Woher also mit eins? . . .

Fortab gedachte der Gregor seiner Abreise nicht mehr, und sein Rüstzeug verstaubte und rostete wieder. Wenn er sich einmal um Kaufes willen zu einem Austritt bereitete, so sah ihm die Lois gerne lange nach, ehe sie gelassen und unbekümmert an ihr alltäglich Gewerk ging. Sie allein wußte auch vorher, nach welcher Zeit Verlauf er heimzukehren gedachte. Dann stand sie vorher schon erwartend, und ihr geller Ruf klang ihm weithin entgegen und schwebte über der Wildnis, eintönig, schrill, unharmonisch und dennoch begehrlich-ausdrucksvoll, wie der Schrei des kreisenden Hühnergeiers im Blauen. Oder, wenn sie's konnte, so lief sie ihm entgegen; sie führte dann das Roß, sie belud sich mit dem

Schwersten, das er ihr gab, und er ging ledig nebenher und warf manchmal ein Wort hin über das, was er verrichtet. Denn nach Reden trug keines Begehr von ihnen, und dem Mädchen war oft, als bestünde die Zeit vor des Gregors Heimkehr überhaupt nicht mehr. Das war abgetan und gerne vergessen; was hernach gekommen war: die rechtschaffene Arbeit ohne Sorgen, die heimliche Seligkeit, die sich dazu gefunden, das allein war das Wahre und also das Dauernde. Reicher nach Fülle und Inhalt waren die Wochen nach seiner Heimkehr, denn die vielen, vielen Jahre vorher, die so einförmig und also farblos gewesen, daß nicht ein bestimmter Eindruck aus ihnen blieb. Und sie genoß all dies Gute; in sich ruhig und hingegeben dem Augenblicke, ohne jeden Gedanken an das Kommende, wie nur ein Geschöpf, das sein Ziel erreicht, seinen Zweck erfüllt weiß. Er aber erkannte sich durch ein Neues, durch ein Band an die Muttererde geknüpft, das vollkommen unlöslich und fesselnd war. Denn anders war die Lois, denn die Weiber, die ihm sonst begegnet, die mit dem Troß in steter Furcht vor Weibel und Profoß hinter dem Zuge einhergetrottet waren, deren Gunst er genossen oder, war eine Stadt erstürmt, erzwungen hatte. Sie lebte ganz in ihm: sah er sie einmal grimmig an, so erschrak sie innerlich, und nicht, weil sie einen Ausbruch seines jähen Zornes und seine schmerzlichen Folgen fürchtete. Arbeiteten sie gemeinsam, so tat immer eines unbewußt den Handgriff, der den des andern fördern mußte, und es war dem Knechtlein und dem Hirschvogel ein Wunder, wie das förderte und wie unter ihren Händen alles gedieh. Er hielt sich lässiger, nicht mehr soldatisch

stramm in Kleidung und Schreiten; sie suchte, womit sie sich nach ihren Begriffen schmücken konnte, verlängerte die Kleider aus ungebleichtem Linnen, die sie immer trug und die sie nicht mit anderen, besseren vertauschen wollte, von denen sich von beider Müttern her noch einiges fand. Es schien eine Art Aberglauben in dieser dumpfen Natur, daß sie so bleiben müsse, wie sie gewesen, da sie einander begegnet. Geschmeide, das ihr der Gregor gerne schenkte — denn auch daran hatt' er noch manch ein kostbar Stück — legte sie das einemal an, da sie's erhielt, tat es aber wieder von sich, verwahrte es, um es nie wieder umzutun. Nur eine breite silberne Kette trug sie um den Hals.

Hätt' irgend wer diesen zweien gesagt, daß sie in einer in der gesamten Christenheit unerhörten Sünde dahinlebten, sie hätten sich ganz verdutzt gewundert. Ihnen nämlich schien es nicht also. Ein ertötet und ein niemals gewecktes Gewissen war in ihnen. Gefunden und gesellt hatten sie sich, zwei Tieren des Waldes gleich, die nacheinander heiser und gurgelnd rufen, wann ihre Zeit gekommen ist. Nun aber hielten sie sich und wollten beisammen bleiben, und dadurch war nach allen ihren Begriffen gut gemacht, was an ihrer Begegnung etwa ungehörig gewesen sein konnte. Auch warnte sie niemand, da es noch an der Zeit war, vor der überall und für sie unentrinnlich lauernden Gefahr, die sie nach ihrer Art kaum begriffen hätten. Keiner ermahnte und sprach zu ihrer Seele, nachdem sie ihr jähes Blut erst zueinander gerissen hatte. Anderes schien dem alten Hirschvogel nachdenklicher und von weiterem Belang. Sie waren so unfromm, beide, wie er die Frömmigkeit ver-

stand. Denn er hatte eine Anzahl Heiligenbilder und Amulette vorgekramt und aufgetrieben, Gott allein mochte wissen, woher. Damit behängte er jegliche Wand der Stube; sämtliches Getier, das sie im Hause hatten, wurde damit aufgeputzt; auf seinem Hute trug er eine besonders heilige Mutter Gottes, schwer und aus Zinn, und legte die vor sich hin und betete in sehr andächtigen Stunden zu dem Bildchen. Und der Spott des Gregor darüber, der allerdings unter den Schweden nicht viel Achtung vor solchem Tun erlernt, verletzte ihn, trieb ihn immer tiefer in seine Andächteleien zurück, erfüllte ihn mit einem nagenden Grolle gegen den, von dem er nun abhing, und der ihm nehmen wollte, was allein ihm geblieben war, was allein ihn in verstörter Zeit aufrechterhalten hatte. „Man sollt' gar nicht glauben, was der Vater auf und im Kopf alles hat, bevor man nicht seinen Hut und ihn alleweil ein neues Gebet herleiern gesehen hat," höhnte er dabei gerne, und der Wenzel mußte sehr an sich zwingen, damit er nicht auffuhr. Aber er scheute die Gewalt des Jungen und einen Zusammenstoß mit ihm. Denn Ehrfurcht vor dem Vater, wie sie doch Gott so nachdrücklich geboten, war keine in diesem dreisten Gesellen. Das kränkte den Bauern zumeist; was sich aber sonst begeben, das focht ihn wenig an. Das war, wie's war; wozu sich Gedanken machen über Unabänderliches? War vielleicht, wie nach der Sündflut; denn dieser gleich waren die Schrecken des Krieges unentrinnlich an ihm vorübergebraust. Ausgetilgt waren die Gesetze, die vordem verpflichtet hatten. Wie damals, so mochten sich auch nun wieder Bruder und Schwester zueinander gesellen. Und wenn's schon eine Vergehung

war, was verschlug das neben der Zahl der anderen, die ungesühnt begangen worden waren, nach denen man nicht einmal zu forschen wagte? Es war verstörte Zeit; genug, daß man wieder sicheren Boden unter den Füßen hatte — in ihm schürfen aber hieß Greuel aufwecken, die besser unter dem Rasen bedeckt blieben. Ein eigen Recht galt, eine neue Sühne, wenn schon etwas so laut nach Vergeltung schrie, daß es durch die Klage- und Anklagerufe hindurch sich vernehmlich zu machen wußte.

Und dazu schien gerade dieser Sommer überreich gesegnet und niemals endigen zu wollen. Noch zu Beginn des Oktober war nicht ein welkes Laub in den Bäumen. Regen und Sonnenschein kamen und wechselten, wie sich's ein Herz nur begehren wollte. Ein Treiben und Drängen, ein junger, kraftvoller Schuß war in allem. Schon arbeitete man rüstig am neuen Hause; schon huben sich auf den Grundmauern die Blöcke, mit dem Winkelmaß kunstgemäß aufgesetzt und gerichtet und wohlverfugt. Es war um vieles räumlicher, wohnlicher als das Notdach, das sie noch beherbergte; ein merkwürdiges Geschick bekundete der Gregor beim Bauen. Noch vor Winterbeginn mußte man so weit gediehen sein, daß man sich's im neuen Heim behaglich werden lassen konnte. Das andere aber, hergerichtet und von Grund ausgebessert, sollte dem Vater zum Altenteil werden. Denn sie fühlten sich schon so völlig als Herren dieses Erdreichs, daß sie dem nicht einmal eine Frage gönnten, dem es doch nach allem Fug zugehörig war. Ihr Schicksal schien ihnen vorgezeichnet und bestimmt, so lange ihnen nun verstattet sein mochte, in diesem Leben zu verweilen. Sie sahen unablässig vor sich hin, mit jener

geheimen Gierigkeit in der Seele, die von jedem Tag ein neues Licht und eine neue Sonne fordert; nicht ein Blick fiel zurück in jenes Grauen, das hinter ihnen lag und hinter jedem ihrer Schritte augenblicklich wieder zusammenschlug, gefällig verhüllend, was nimmer gesehen sein sollte.

Je mehr sich aber ihnen beiden die Zuversicht in ihr Glück und seine Dauer verfestigte, desto unruhiger ward der alte Hirschvogel. Er stand nun durch lange Stunden in seinem Luginsland in der Linde: aber von nirgends mehr näherte sich eine reisige Schar, daß man an Gegenwehr oder Flucht hätte denken müssen. Ungebraucht blieb die Kartaune; er sehnte sich beinahe wieder einmal ihre Stimme zu vernehmen, einen Nachklang jener Schlachtendonner, denen er oftmals und bangend von dieser Stelle aus gelauscht. Warenzüge, allerdings noch von wohlbewahrten Reisigen ängstlich umgeben, zogen durchs Tal, der großen Heerstraße zu, die gegen Wien führte. Ein Krämer kam einmal zu Hofe, ein verwegener, fauststarker Bursche, dem man lieber den Mut zutraute, sich allein in solche Wildnisse zu wagen, als man ihm in ihnen begegnet wäre. Er trug noch Passauer Segen, die kugelfest machen, Alraunwurzel, Wundsalbe und solcherlei Dinge mit sich; aber auch schon einen geweihten Rosenkranz, den der Alte für sich kaufte ohne Feilschen, weil das bei solchem Handel Sünde gewesen wäre, und andächtig küßte, silberne Ringe und sonst wohlfeilen Schmuck, von dem der Gregor etwas für die Lois kramte. Zum Dank berichtete der Fremde Wunderdinge. Da hatt' er im wilden Walde, wo sich sonst niemand angesiedelt, einen Kohlen-

meiler rauchend gefunden, den Köhler mit seinem Weibe dabei und war von ihnen gastlich empfangen worden. Eine starke Räuberbande war überfallen und gesprengt worden; die man fing, hatte man in sämtliche Städte des mährischen Landes verteilt und überall einige von ihnen gehangen, damit jedermann seine Warnung und jeder Galgen seine gebührende Zierat hätte. Blitze Eisen in der Sonne, so müsse es nicht mehr das von Schwertern sein. Bald nach seinem Scheiden siedelte sich ein Bauer in der Nachbarschaft, nicht ganz eine Wegstunde weit, im Talgrunde an, und machte ein Gebot auf ein Stück Grund, das ihm paßlich lag. Der alte Hirschvogel ging hin, den Kauf abschließen. Aufgeregt und trunken — es hatte Wein gegeben zum Leitkauf — kam er heim. In seinem Gurte klang sein eigen Geld, und er vergnügte sich unablässig an seiner Musik, weil ihm war, als hätt' er all die Zeit her in der Dienstbarkeit seines Sohnes gelebt, sei ihrer nun ledig und könne den meistern. Etwas Tabak bracht er heim; mit dem Gregor, froh, dem etwas geben zu können, was er entbehrt, rauchte er davon, statt wie sonst von seinem giftigen Zigeunerkraut, und erzählte, wie wohlig sich's jener Nachbar, vordem gleichfalls Soldat, aufgetan und was für prächtiges Gerät er habe — ganz wie vor dem Kriege bei ihnen. Er sei noch unbeweibt. Ihnen zu Füßen saß dabei die Lois, und er sah sie an: sie horchte verdutzt den Wundern und schlich sich dann, betrübt, daß sie niemals ähnliches gesehen, von dannen. Der Alte atmete auf. Ihr Anblick, ihr umgewandelt und stilles Wesen war ihm heut' peinlich. Denn sie ward gelassener, in sich versunkener mit jedem Tage, als

wüchse in ihr ein Geheimnis auf, dessen Gedeihen sie gespannt und mit verhaltenem Atem lauschen müsse . . .

Es war aber eines eigen bei alledem: je mehr sich der Hof belebte, je mehr zumal das neue Heim aufwuchs und Form gewann, desto unruhiger in sich, desto erregbarer und minder fähig, seine Stimmungen zu verhehlen, wurde der alte Hirschvogel. Noch war das Chaos, das Ungeformte; noch waren hier Gruben, und dorten stieß man sich an Pfosten. Wenn aber dies alles auch schon beseitigt, die ganze Fläche reinlich planieret, jede Spur der verstörten Zeit ausgereutet gewesen wäre, dann blieb noch immer eins, und zwar das Schlimmste von allem. Was ihm einmal, noch vor kurzem, wie selbstverständlich erschienen, das sich zwischen dem Gregor und der Lois begeben, das offenbarte sich ihm gemach nach seiner ganzen Verwerflichkeit. Also entzog er sich den beiden, stierte durch Stunden auf den Neubau, der rasch und rascher vorrückte, und wußte selber nicht, warum ihn jeder Fortschritt daran so erfreute wie erschreckte. Aber er war ihm, ohne daß er Klarheit darüber hatte, in sich selber ein Sinnbild der wieder aufgerichteten Ordnung im Lande, die das nicht mehr dulden konnte, worüber man vordem hinweggesehen hatte. Einmal stieg's ihm auf, was wohl geschehen müßte, wenn die Lois ein Kind brächte aus einer solchen Verbindung, die kein Priester jemals weihen, die man niemandem offenbaren durfte. Und nun entsann er sich mit eins aus den Jahren noch lange vor dem Krieg, daß er einmal Bruder und Schwester um ein gleiches Vergehen richten sah: am Brandpflock standen sie, Rücken zu Rücken, damit nicht eines dem anderen ins Auge

sehen könnte: denn ihre Liebe war so groß wie sündig, und sie hätten sich aneinander getrösten mögen. Ein Band ging um beider Brust, und eine Lohe verzehrte sie und tilgte den Greuel. So sah er den Gregor und die Lois vor sich: es war nicht gar viel Neigung für seine trutzige und eigenwillige Brut in ihm, eher noch für das Mädchen, das doch immer neben ihm hergelaufen war, und dennoch schrie er aus seinen Gedanken heraus auf, als ihm dies Bild drohend und blutrot auftauchte. Was aber tun? Wie diese auseinanderreißen, die sich aus freien Stücken sicherlich nicht ließen? Und war nicht ein Zeuge vorhanden? Das Knechtlein, das auch um das wußte, was die zwei zu verbergen sich nicht die mindeste Mühe gaben, und das leicht einmal mehr sprechen konnte, als es durfte. Er plärrte Gebete, und sie brachten ihm keinen Trost, denn er durfte seinem Herrgott nicht anvertrauen, warum er eigentlich flehte, und so mußten ihm seine Worte kraftlos erscheinen. Er konnte nicht um Austilgung des Schrecklichen, nicht um seinen Weiterbestand zu seinem Gotte schreien, Pein war alles, nachdem ihm erst im eigentlichen Sinne klar geworden war, was um ihn war. Und so taumelte er aus einem Abgrund in sich in den anderen; suchte Betäubung in den altgewohnten Mitteln; der Rausch und die graue Entnüchterung aber lähmten ihn gleicher Weise; und je inständiger er die Notwendigkeit erkannte, etwas zu beginnen, so mehr zagte er davor in diesen kurzen Spätherbsttagen mit den langen Abenden, die so fürs Grübeln waren, mit den endlosen Nächten, in denen er immer wieder aus dem Schlummer aufschrak. Denn nun ging etwas durch die Stube, nun vernahm er ein

Pochen, das doch nur in ihm war; nun riß der Wind am alten Hause und ächzte sehr kläglich. Die Schrecken, die sich in seine Seele aufgerichtet, die empfand er nun überall und wußte ihnen nicht mehr zu entrinnen.

Und er mußte sprechen! Das war das Schlimmste daran. Denn er hatte es niemals gekonnt, und nun, wo er sich mehr und mehr in seine Gedanken einspann, traute er sich's minder, denn je. Und dazu sah er, wie aus jedem seiner Worte unter jeglicher Bedingung Zerstörung fließen mußte, Zerstörung eines Glückes, das, wenn es auch im Moder wurzelte, dennoch eine reichbelaubte und freudig grüne Krone gen Himmel hub. Aber auch dieses erregte ihn: wie konnten sich diese beiden so frank und unverhohlen einander so hingegeben haben und nehmen, wenn er den bittersten Sorgen und aller Höllenpein dahingeworfen war? Und er fürchtete sogar seine Kinder; fürchtete in seiner Hilflosigkeit die Kraft und die Ruchlosigkeit des Gregor, die er groß genug meinte, um, mußt' es sein, den feindseligen Mahner selbst aus dem Leben zu stoßen. Er aber hing nunmehr recht innig daran, wie einer sich mit der Rast freut nach einem langen, mühseligen, ziellosen Schreiten unter grauem Himmel, die plötzlich ein letzter Sonnenstrahl verklärt. Was also beginnen? Und wie nur dem Gregor allein ankommen? Denn die zwei wichen kaum mehr voneinander, Gewöhnung verstärkte hier nur den ungesättigten Hunger, den sie immer noch nacheinander trugen. Sie waren Genossen in allem, sie taugten einander in jedem. Und je mehr Wenzel Hirschvogel das erkannte, desto heftiger schauderte es ihn vor dem, was er dennoch vollbringen mußte. So gingen ihm Tage,

Wochen in ungemeiner Eile dahin. Schon kündigte sich der Winter an, und ihn trieb seine Unrast umher, wie ein Falllaub, das der Wind kreiselnd umtreibt. Es war an der Zeit, hoch an der Zeit! Denn kam erst wieder der Frühling ins Land, dann mußte sich das nicht länger mehr verhehlen lassen, was das Licht der Sonnen niemals erblicken durfte.

Und so saß man wieder beisammen. Der Kienspahn glomm rötlich und knisterte leise. Den nächsten Tag wollte man mit der inneren Einrichtung des Neubaues beginnen. Die Lois hatte den Kopf auf den Tisch gelegt, den sie ward nun öfter laß und matt. Ihr braunes Haar hing ihr in starken Zöpfen über die Schulter, und sie hielt sich regungslos, wie eine Schlafende. Der Gregor hielt sein starkes Messer in Händen und schnitzelte an einem Stück Holz in der Gedankenlosigkeit eines gründlich Uebermüdeten. Denn sie sputeten sich: es war ohnedies ein Wunder, daß die Herbstregen nicht schon eingefallen waren, und man mußte die kurze Gunst der Zeit nutzen. Niemals sah er seinem Vater so bedrohlich aus, wie nun; denn selbst die Ruhe verriet seine Kraft. Und es war sonderbar, daß gerade daraus dem Bauern eine Art von Mut erwuchs. Wie er so ruhelos auf und ab schritt, und der Hund das mächtige Haupt, das auf den Knieen des Gregor lag, unablässig und argwöhnisch mit den funkelnden Augen nach ihm wendete, so daß er erkennen konnte, wie ihm der Junge alles, sogar das Tier abwendig gemacht, da quoll ihm mit dem Hasse auch eine Zuversicht, ein Vertrauen auf, daß ein noch Stärkerer seine Sache an sich nehmen und führen werde. Nur ein Wort ersehnt' er,

darauf er erwidern könnte, daß ein Anfang gemacht wäre, aus dem dann leicht weiteres käme. Und da: „Möcht' sich der Vater nicht endlich einmal setzen? Das macht sich gar nicht gut. Zum Herumlaufen ist der Hof." . . .

Er blieb stehen, sah den Gregor fest und eindringlich an. Beider Augen tauchten ineinander: fragend die des Jüngeren wegen des sonderbaren, fast irren Ausdruckes in denen seines Vaters, scheu und trotzig und ängstlich-zornig zugleich die des Alten. Und jählings stieß er hervor: „Geh weg, Lois!"

Das Mädchen rührte sich nicht. Nur ein leises Achselzucken, etwa wie wenn man eine Fliege wegjagt. „Geh weg, Lois!" rief er noch einmal und noch schriller, sich wie mancher Verzagte am Klange seiner Stimme ermutigend.

Wieder keine Antwort. Selbst die Bewegung von vorhin schien ihr nun schon zu viel. Der Bauer aber: „So schick' du sie weg, hörst? Ich muß mit dir reden, hörst? Mit dir allein."

„Sie kann alles hören. Wir haben nichts zu verstecken voreinander, Vater."

Der Vater trat unmittelbar an den Tisch und schlug auf mit der Faust. „Schick' sie weg! Ich will's." Auch der Gregor erhob sich, halb schon gereizt, nach Art Zornmütiger, die keinerlei Art von Erregung sehen können, ohne von ihr miterfaßt zu werden, halb gelassen-verwundert, und die beiden standen einander bedrohlich genug gegenüber. Dann, sehr weich: „So geh, Lois." Augenblicklich und gehorsam wendete sie sich der Türe zu. Der Kienspahn flackerte, da sie diese hinter sich zu-

tat, und die Schatten der Männer tanzten phantastisch dabei auf der Diele und schwankten gegeneinander. Danach, mit einem weiten und wuchtigen Schritte hart an seinen Vater herantretend: „Und jetzt? Was will der Vater?"

„Fort muß die Lois. Fort!" zeterte der Alte.

„Ist sie schon. Und jetzt — was willst von uns?"

„Anders. Fort muß sie für immer. Hörst? Oder es geschieht was!"

„Wird sie nicht. Und wissen möcht' ich, warum sie's soll oder was sonst geschieht. Wer wird sie zwingen?"

„Ich!"

„Du?" Es war eine Peitsche in dem einen Worte. „Du? Und nicht einmal aufstehn tut sie, wenn du's ihr schaffst. Meinst, sie wird dir da folgen? Und wenn ich dir sag': ich laß' sie nicht fort, und eh daß sie geht, muß wer anderer weg vom Hofe, und kommt sein Lebtag nimmermehr ins Haus?"

„Zum Himmel schreit's, was sich da tut. Nicht erhört ist's worden, seit die Welt steht!"

„Ist einmal nicht wahr. Und dann: hat alles einmal angefangen, fangt das mit uns zweien an. Und die Welt wird nicht zugrund gehn dessentwegen. Und merk' dir's, ich laß' sie nicht die Lois, nicht in die Zeit und nicht in die Ewigkeit. Und frag' sie doch nur, ob sie weg will von mir?"

„Die! die! Aber 's ist Sünd'! schreckliche Sünd'!"

„Kann sein. Nur müßt' man's in sich spüren, wenn's eine wär', mein' ich. Ich verspür' nix dergleichen. Die Lois auch nix. Wo ist denn die Sünd'?"

„Sünd' ist's. Verboten ist's von Gott, denk', von Gott selber! Und ich weiß, was darauf steht. Sie haben einmal zwei gebrannt um dasselbe, noch vor dem Krieg. Denk', gebrannt!" Seine Stimme war tonlos und heiser vor maßloser Erregung.

„Wenn sich die haben brennen lassen, ist ihnen recht geschehn."

„Und du, was möcht'st du denn tun, wann ich hinginget, euch anzeigen bei Gericht, und sie kämen dann über euch?"

„Tust du so nicht. Bered's nicht erst. Und was ich tät? Wehren möcht' ich mich, und lebendig fangen täten sie keins von uns. Müßten schon welche daran glauben — du zuerst," und er schüttelte die Faust gegen ihn. „Und es gibt schon noch ein besseres Sterben, als sich brennen lassen."

„Und wenn ich dich bitt': um deine Seligkeit und um die meine — tu sie weg von dir? Denn das ist wie das fressende Feuer."

Der Gregor ward ungeduldig. „Für deine Seligkeit hast doch gesorgt . . ."

„Nein, nein! Ich hab's mitangeschaut, das da, und ich muß es tilgen."

„. . . Und um unsere kümmer' dich nicht," fuhr der Gregor fort, ohne der Unterbrechung zu achten.

„Und wenn ich dich bitt' als Vater? Tu Buß', tu Buß'!"

Der Junge zuckte die Achseln: „Mach' ein End'! Wann du schon siehst, daß du nix richtest."

„Und wenn ich sag': auf meinem Hof duld' ich

den Greuel nicht mehr? Mach' fort und die Lois ist mein Kind und bleibt bei mir?"

„Auf deinem Hof?" Der Gregor war wirklich verwundert. „Was gehört denn dein davon? Für wem sein Geld ist denn das alles gebaut und gekauft worden? Im Guten rühr' ich mich nicht. Und zwingen willst mich? Probier's! Und weil du sagst: als Vater. Das ist auch so geredet. Was heißt das? Oder warum soll ich mich fürchten vor dir?"

„Du, du, Mörder!" Und der alte Hirschvogel stürzte sich mit schlotternden Knieen und aufgehobener Rechten auf ihn zu. Der Hund knurrte drohend, richtete sich auf. Ein Satz, und er sprang den Alten jählings und gewaltig an und warf ihn nieder. Und über sich sah Wenzel Hirschvogel ein drohendes Gebiß, ein keuchender Atem dampfte ihm fast betäubend entgegen, rote, grimmige Augen des Tieres stierten ihn mit den kaum minder bösen des Gregor an. „Zurück!" rief der dem Hund, der ungerne und murrend abließ. Und dann: „Klaub' dich zusammen. Und dann geh! Man hat dir's gut gemeint. Ruh hat man dir schaffen wollen für deine letzten Tage. Du hast's halt anders wollen. Das hast du nötig gehabt. Und jetzt: daß du dich nur nicht mehr blicken läßt dahier! Merk' dir's! Lois!" Und achtlos trat er in die Tür, ohne nur noch einen Blick für den so schmählich Ueberrannten zu haben. Der aber rappelte sich mühsam auf; fingernd tastete er an seinen schmerzenden Gliedern herum. Im Freien aber schüttelte er die Faust gegen das Haus mit einem Hasse, wie er ihn so unbändig noch niemals in sich gefunden.

Es war völlig Nacht, da er in den Wald hinaustrat. Er warf sich nieder und grub sein Gesicht in die Hände. Er dachte nicht einmal vor dem brennenden Gefühl der Schmach und der Unbill, das in ihm war und wühlte. Und dabei war's ihm klar: der Gregor hatte recht, und er war zu feig, um zu Gerichte zu gehen, zu verstockt, um all das Gemeine, das sich auf dem Hirschvogelhofe begeben, ins Lichte zu heben. Und ungeahndet bleiben durft' es nicht . . .

Er hob sein verstörtes Antlitz. Ein sehr starker Wind hatte sich aufgemacht. Der warf ihm die letzten, losen Blätter, die längst reif zum Fallen waren, in dichteren Schauern ins Gesicht, zauste sein spärlich Haar, rumorte gewaltsam in den Aesten der Bäume und zwängte sich ächzend die Stämme hindurch, drückte den Greisen nieder, wenn er sich erheben wollte. Immer schwellend, immer mächtiger, pfeifend im Gefühle seiner unwiderstehlichen Kraft fuhr er dahin. Und Hirschvogel sah sich in seinen Jahren ohne Obdach, heimatlos und einem solchen Sturme preisgegeben. Nun erst fühlte er die Schmerzen des Falles. Sie aber, drinnen und geborgen, taten sich gütlich, lachten seiner, mißachteten weiterhin Gott und sein Gebot. Das durfte nicht sein! Und ihm kam's wie Wahnwitz und wie Erleuchtung zugleich: wo niemand Richter, dort ist jeder Richter. Er zunächst: und er hatte die Strafe zu verhängen und zu vollziehen, die nach allen Gesetzen auf ihrem Verbrechen stand. Er kroch zurück. „Brennen müssen sie, brennen," stammelte er, und die Lohe aus vergangenen Tagen glomm wieder vor ihm auf und leuchtete in den nächtigen Wald hinein. Wie ein Tier

schlich er sich geduckt zum Lattenzaun: Moos häufte er und schlug mit verklammten Fingern Feuer. Ein Funken fiel in den Zunder. „Herrgott! Ich hab' das Meinige getan, nun ist's an dir!" schrie er in völliger Verwirrung. Und während sich die Flamme erhob und behend aufstieg, kehrte er sich und suchte seinen Weg. Und mitten durch den Windesbraus, das Stöhnen der Bäume, das Krachen und Rieseln der Aeste hörte er einen dumpfen, gebietenden Schlag. Nun hatte sich die Kartaune entzündet, ein Notzeichen, das niemanden warnte, das niemanden zur Flucht mehr trieb . . .

Den andern Morgen war der Hirschvogelhof völlig niedergebrannt. Von seinen Bewohnern erhielt man keinerlei Kunde mehr, durch die Welt aber zog ein der Sinne beraubter Bettler — der alte Hirschvogel, und verkündigte die Greuel, die hinter ihm lagen, das Gericht des Herrn, das sie geahndet. Er ward sehr alt dabei und als er starb, war er vielleicht der einzige Zeuge und das letzte Opfer einer Zeit, die nur zu viel Opfer gefordert, die, wie ein furchtbares Raubtier, stark genug war, mit ihrem letzten Prankenhiebe noch jedes Glück in ihrem Bereiche zu zerschmettern — einer verstörten Zeit.

---

# Der Bettelvogt

Mich dünkt es allgemach an der Zeit zu berichten und also mir und anderen zu retten, was ich bei meinen Tagen gesehen habe. Denn meine Sonne neigt sich allgemach zum Niedergange und mag verlöschen, ehe ich's denke. Der Feder weiß ich mich, als geübt darin, kundig; in manche Seele durfte der Beichtiger Blicke tun. Uebel wär's, verkäme das alles mit mir. Manches erlitt ich; unstet war meine Jugend, mein Alter auf einer armen mährischen Pfarre übler, als ich es hoffen durfte, der ich in Gunst eines der Fürsten und Bischöfe von Olmütz gestanden, mit ihm am Rate, mit ihm auf der Flucht. Denn in den großen Krieg fielen meine jungen Jahre; so sah ich größer Elend, denn einer ermessen kann, der dieses nicht mitgeschaut, eine unsichere und mühevolle Erhebung danach.

Es wollte mir aber auch beinahe erscheinen, als sei den Menschen während jener dreißig Jahre sogar der Glauben an einen Frieden von Dauer verloren gegangen. Denn sie blieben gewalttätig, auch nachdem die böse Zeit zu Ende gegangen und der Bote mit der Heilsbotschaft durch alle Gaue geritten war, in denen Männer deutscher Zunge oder auch nur deutschen Herren

zugehörig saßen. Um ihn klang Jubel von Glocken, insoweit man sie nicht in Feldschlangen umgeschmolzen, und der Heilruf der Ungezählten; hinter ihm aber visierte der Bauer sein Feuerrohr und schüttete trocken Pulver auf die Pfanne. Schrecken und Roheit saßen in aller Herzen: ein bös und streitbar Bruderpaar, das nicht gerne den Platz räumt, den es sich einmal erkoren. Die Menschen, denen die Ruhe beschieden ward, hatten verlernt, für die Zukunft vorzusorgen. Niemals, seit selbst alter Leute Gedenken, war mehr an Korn und Frucht erbaut worden, als nur was man für die eigene Notdurft brauchen zu müssen glaubte. Edler Obstbäume gab es im ganzen mährischen Lande keine mehr; man hatte sie umgehauen, um die Lagerfeuer damit zu nähren, und so aß man wieder wildes Obst, wie in Zeiten, die längst hinter aller Erinnern zurücklagen. Wer immer sich verletzt fühlte, der suchte sich selber sein Recht; die Fronboten, die an Pflichten und Giebigkeiten gegen die Herrschaft mahnten, wurden gerne erschlagen, und der Täter nahm seinen Weg ins Gebirge und zu den verlaufenen Trüpplein, die sich noch da und dort umtrieben, bis niemand mehr Fronbote werden wollte. Die Städter aber sahen's mit Bängnis, wenn in den Nächten auf den Bergen, die das flache Land umzäunen, Feuerzeichen aufstiegen und lodernd beantwortet wurden. So verständigten sich die Heimlosen, die überdies von allenthalben her Kundschaft und Zuschuß fanden.

Oftmals stiegen sie nieder in die Ebene, überfielen Fleißigere, die zu Markte wollten, plünderten sie und raubten einsame Gehöfte und Siedelungen aus. Und

mit und hinter ihnen kam das Gezücht der Wölfe. Die machten manchen Schaden an Vieh und Leuten und waren so dreist, daß einmal in der Stadt der ernstliche Mangel an allem, was nicht in ihr selbst zur Genüge gewonnen ward, eingetreten ist; denn niemand wagte sich vor ihnen auf die Straße, also daß ein Malter Weizen mit fünf harten Talern, darum man sonst ein junges Rind erstehen gekonnt, gegolten werden mußte. Und weil sie so ganz gegen ihre Natur auch bei Tage jagten und sich durch Feuerbrände nicht scheuchen ließen, so entstand bei gemeinem Volke der Glauben, als seien die Seelen der schwedischen Soldaten, die bei der letzten Berennung der Stadt unter dem mörderischen Torsten Torstensson gefallen, in Wolfsleiber gefahren und bekundeten ihre freche Art auch noch nach dem Tode. Denn jeglicher Aberglaube verdrängte Einfalt und Frömmigkeit; der Seelsorger war überflüssig, weil niemand für seine Seele sorgte. Und die reiche Ebene der Hanna blieb wüst; wenn sonst der Türmer von Sankt Maurizien dreißig oder mehr Ortschaften überblicken gekonnt, so ragte damals nur noch die Kirche von Bilan einsam und traurig in die Luft. Aber ihr Turm zerbröckelte, und ihre Wände waren so von Kugeln durchlöchert wie ein Sieb, daß nicht die flinkste Katze darin ein Mäuslein zu fangen vermocht hätte. Rundum das Dorf war schon seit langem verschwunden.

Es haben sich auch in jenen Tagen allerhand Zeichen und Wunder begeben, deren man lange gedachte und niemals völlig vergessen sollte. So kam an einem Tage schon zu Ende Märzen eine reisige Wölfin bei heller Sonne in die Stadt. Weiber, die an der March wu-

schen, gewahrten sie dahertrotten und erhoben ein mörderisches Gekreisch. Davor erschrak das Tier und kehrte sich in seiner Verwirrung nicht dem Freien, sondern den Mauern zu. Die lange Tschöppan, Weib des Spenglers und Ratsherren, nahm einen Kiesel und traf das Untier so hinters Ohr, daß es blutete. Alsbald taten's ihr die andern nach und alle zusammen, die fliegenden Kittel hoch, die Beine bis zu den Knieen nackt, rannten hinter der Wölfin. Die mochte mehr der Einsamkeit gewöhnt sein, zog den Schweif an sich und kam durchs Wassertor, das damals noch nicht gesperrt werden konnte, weil die Bürgerschaft die Angeln nicht zahlen wollte, deren Beistellung nach altem Brauch der Stadt gehörte, während der Bischof für Bohlen und Bauholz aufzukommen hatte, auf den großen Ring und wollte durch Töpfergasse und Obertor ihre Rettung und ihr Heil nehmen. Die Männer versteckten sich vor ihr; sie überrannte ein Kind, ohne ihm in ihrer Angst auch nur einiges Leid zu tun, woran ein Votivbild bei St. Katharein noch heute erinnert, und ward dann vor dem Tore von den Weibern ereilt, die sie mit ihren Schlegeln zu Tode prügelten, so grimmig sie auch schnappte. Im Triumphe trugen sie alsdann die besiegte durch die Stadt und hängten sie an den Galgen, wie's einer landfahrenden Mörderin gebührt. Der starke Franta Urbanek aber, da er den Zug sah, schüttelte den Kopf und meinte zu seinem Bruder, dem Torwart Josef vom Wassertor, er halte sich für mutig, aber vor denen wäre sogar er ausgerissen. Dieser aber knurrte nur etwas vor sich hin und spie nachdrücklich nach den Weibern aus. Denn die Brüder sprachen einander immer zuviel

— freilich auch nur einander. Andre Leute fanden: müßte einer der Urbanekischen am Himmelstor für sich und seiner Seelen Seligkeit sprechen, so käme keiner jemals hinein. Und alle hofften, so würden beide ewig draußen bleiben. Denn Zoll zu zahlen, darum sie den Josef so haßten, konnte es drüben doch nicht geben, und wozu ein Bettelvogt ohne Bettler und Fahrende dorten sollte, wo jeder sein stetes Heim hatte, mochte niemand einsehen. Zu was anderm aber waren die zwei doch gewiß und niemals zu gebrauchen.

Seit manchem Jahre schon war den beiden Schirm und Sicherheit der Stadt anvertraut. Denn nur rechte Männer, deren jeder es im übelsten Falle mit einigen wagen konnte, waren in solchen Zeiten dazu zu gebrauchen. Beide waren Soldaten gewesen, und der Josef hatte als Wachtmeister, der Franta als Profoß immerdar getreu zur kaiserlichen und katholischen Fahne gestanden. Der Zufall hatte sie wieder einmal in der gleichen Stadt vereinigt, eben da sie Torstensson von Olmütz aus überrannte und in Asche legte. Damals hielten sie sich im Schlosse, bis alles verloren war. Ein Schwede nahm dem Franta sein Auge und zahlte mit dem Leben dafür. Als gar keine Hoffnung mehr war, flüchteten die beiden mit dem Domschatze, soviel davon nach Schatzung, Kontribution und freiwilligem Zehent noch übrig war, und bargen ihn nach mancher Fährlichkeit und vielen Abenteuern, so wund Franta Urbanek immer war, bis sie ihn dem rechtmäßigen Herrn zurückstellen konnten. Dafür waren sie mit ihren Aemtern beliehen worden: dem einen hatte man Zoll und Hut, dem andern, der schon von seinem früheren Berufe her

mit allen Schlichen und jeder Heimlichkeit fahrenden Gesindleins vertraut war, die Ordnung der Stadt übertragen. Strenge war ihm als notwendig geboten, und er übte sie gerne. Im ganzen mährischen Lande und weit darüber hinaus ins Ungarische kannte man ihn und fürchtete die Wucht seiner Streiche. Kein Gertengänger, dem es vor dem Herrn „Gebührt sich also", wie er seine Strafanträge einleitete, nicht graute, der verwünscht ward, wo immer sich Brüder vom Orden des unheiligen Merode fanden. Er haßte sie wie einer, dem sie manches Leid getan; die Stadt und ihre Gemarkung waren unter ihm sicher vor ihnen. Man erkannte das und wußte ihm dennoch keinen Dank dafür; es bangte allen vor ihm, wenn er scheel und in unverwüstlicher Gesundheit seinen Umgang hielt. Er hatte weniges Mitleiden in sich, und man flüsterte sich immer noch das Wort zu, das er gesprochen haben soll, da die March im Frühjahr ausgetreten, viele Häuser zerstört hatte und ein großes Sterben ausgebrochen war. „Geht vielen ans Leben," sagte damals der Josef. Und der Franta: „Was tut's? Der Totengräber hat zu leben!" Und die Mütter versteckten seither ihre Kinder vor ihm, damit sie sein Blick nicht träfe: „Der Wein, den der Hund trinkt, wird Essig, wenn er durch seine Kehle rinnt," schalten die Männer hinter ihm her. — Ihm aber war das eine Würze und eine heimliche Freude, er blieb, wie er war.

Und also haftete er auch noch lange im Gedächtnisse der Mitwohnenden, da er ihnen entschwand. Denn nur was hart und starr ist, hinterläßt Spuren selbst in unseren Tagen, wo das Heute dem Gestern ein grimmi-

ger Feind ist und die Not der Stunde allein und immerdar ihr Recht will. Wie er aber von uns fortkam, das deucht mir eine nachdenkliche Geschichte und der Erwägung wert; denn es scheint mir eine Warnung vor jeglicher Ueberhebung in der Gerechtigkeit und vor allem Pochen auf den Buchstaben des Gesetzes, ohne alle Milde und Billigkeit genommen. Und also habe ich mir und andern zu ewigem Gedenken alles aufgezeichnet; denn das meiste konnte ich als Kapellan und Sekretarius meines hochwürdigen Herrn, des Bischofs von Olmütz, erfahren; andres erkundete ich oder erriet es ergänzend, weil ich so vieles schon kannte. Nur tat ich nichts aus Neubegierde; denn diese stünde mir und meinem Kleide übel an.

Das Schicksal des Franta Urbanek also hub sich am Markttage, zwei Wochen vor den Pfingsten des Jahres 1665, an. Schon vorher hatten der Trommler und Pfeifer, hinter ihnen der Vogt die Stadt durchschritten und nach ihrer Weise Statuta ac Privilegia, Rechte und Pflichten ausgerufen. Wie üblich hatte niemand ihr Rufen, Blasen und Trommeln vernommen, nur die liebe Jugend der Gassen, die sich gerade bloßfüßig, übermütig und unbeschulet umtrieb. Und dennoch war ihr Auftrag wichtig: denn sie mahnten zum Frieden und riefen den Blutbann aus über jeden, der ihn zu brechen wagen würde. Noch waren nämlich die Gemüter ängstlich vor jeder Zusammenrottung von Menschen, vornehmlich weil der Fürstbischof sich just zur Sommerlust in der Stadt verweilte, wie das seine und seiner Vorfahren Gepflogenheit seit undenklichen Zeiten war. Ich

wenigstens habe mich nie darum gekümmert, wann sie sich anhub.

Es war ein recht kläglicher Markt, und ich ging in meiner freien Nachmittagszeit hin, mir ihn zu beschauen. Er füllte kaum den Marktplatz und die Lauben, die herum gehen; dort standen die Verkäufer und hatten grobe und schlechte Bauernware feil. Selbst die wurde von vielen, die zerlumpt herumgingen, neidisch gemustert. Auch ward davon fast nichts erstanden, denn niemand hatte Geld, und um ein Gröschlein nestelte man eine Stunde am Gurt herum, besah's andächtig, ehe man's fortgab. Höchstens erstand ein alter Bauer um ein mager und altersmatt Geislein Bundschuhe, oder eine Sense um Felle; sonst wäre jeder mit seinem Krame wieder heim. Es war wenig Lärmen; nur manchmal jauchzte einer, der mindestens tun wollte, als hätte er den üblichen Marktrausch; fast waren mehr Soldaten aufgeboten, als sich sonst an Leuten sehen ließ, und niemand begriff, was die vielen Waffen sollten, mit denen sich jeder vorgesehen hatte, auch wenn er nur die drei Stunden Weges mit Barchend von Holleschau kam. Zu Haufen lagen schwere Partisanen und Büchsen um die Stände. Es mußte aber den Räubern sehr übel ergehen, sollte sie das reizen, was hier zu holen war.

Dennoch hielt der Josef Urbanek rastlos Umschau, und der Franta mit seinem Stabe war überall; noch verdrossener denn sonst, weil's für ihn gar nichts zu tun gab. Und er äße seiner Herren Brot nicht gerne umsonst, pflegte er zu sagen.

Auch von Gauklern war nur wenig erschienen. Nur einer bot seinen Theriak aus und schrie dabei mörderisch,

als hätte er sein höllisches Zeug selber geschluckt und müsse sterben daran. Eine Bande Luftspringer wies ihre Künste und hatte ziemlichen Zulauf; denn sie waren gewandt genug, und ein hübsches Mägdlein, immer eine Lockspeise für jugendliche Augen, war unter ihnen. Ich sah ihnen ein gutes Weilchen zu, weil es mich allzeit vergnügt, behende Künste zu sehen.

Es war schon kurz vor Vesperläuten, und wollte ich mich heimwärts wenden. Da erhub sich ein Tumult; Fäuste zückten in der Luft, und gelle Stimmen schrieen durcheinander: „Blutbann, Blutbann, Blutbann!" Ich kehrte mich; an einem Pfahle lehnte der junge Tschöppan, der Sohn der Langen, die den Wolf gehetzt, und über sein Wams und seinen Aermel rieselte Blut. Es mußte ihm darum nicht viel geschehen sein, denn er war unter seiner streitbaren Mutter eine Memme worden, trotz seinem Vater, der oftmals im Stadtgraben nächtigte, wenn die ihr Keifen anhub und mit dem Kochlöffel Beweise führte. Flinke Jungen schwärmten aus zu Wasser- und Obertor und kreischten jämmerlich und jedenfalls mehr, denn ein Schock toter Tschöppans entschuldigt hätte. Der Bettelvogt aber hielt das junge Mädchen, das so vielen wohl gefallen hatte, mit seiner harten Faust am Arme, und sie sperrte sich und schrie mit geller und kindischer Stimme unablässig: „Ich hab' ihn gewarnt! Ich hab' ihn gebeten! Nichts ist ihm geschehen, was ihm nicht gebührt!" Dabei umkrallte ihre kleine Faust immer noch das Messer, damit sie ihn gestochen, und ihre schwarzen Augen sahen böse wie die einer wilden Katze, die man eingekreist und die nun von ihrem Astloch herabluchst: wem von diesen allen soll

ich wohl auf den Kopf springen und ihm die Haare strählen?

Mir gefiel das junge Geschöpf gar wohl. Denn offenbar hatte der Bursche, zutäppisch und roh, sie bedrängt, und sie hatte gemeint, sich um ihr Magdtum und ihre Ehre wehren zu müssen. Auch war ihm solch Aderlaß gar gesund, wie sich denn Bürgerskinder gegen Heimlose gemeiniglich und gerne übernehmen. Aber darum stand das Ding doch übel für das junge Mägdlein: denn es hatte sich wider den Blutbann versündigt und mußte das nach dem Gesetze büßen mit der Hand und dem Haupte. Es konnte ihr auch nichts helfen, daß Männer und Weiber ihrer Bande jammerten und durcheinander riefen, man solle die Christinka freilassen. Was der Franta hielt, das nahm ihm niemand mehr, er war sicherlich für die härteste Strafe, und nur die Gnade meines hohen Herrn, die groß und fast übermenschlich war, konnte das Schlimmste von ihr wenden. Ich aber setzte bei mir fest, was ich immer für sie tun könne, das sollte geschehen. Denn der Herr will nicht, daß der Sünder sterbe, und keiner seiner Diener soll andres wollen, denn er. Und aus solcher Gesinnung erstattete ich auch Bericht, was ich leicht konnte, weil ich immer Zutritt bei unserm Oberhirten hatte, und erhielt Auftrag, mich ihrer sowohl, als auch ihrer armen Seelen, um die es leicht übel bestellt sein mochte, anzunehmen.

Es war hart vor Abend, da ich zuerst zu ihr ging. Man brach gerade an Marktbuden ab, und das machte ein sonderbar Geräusch. Vor Wolken war's völlig dunkel worden: man sah nur von den Lauben aus die La-

ternlein durcheinander irren, nicht die sie trugen. Das war befremdlich. Und als ich mich der Stadtmauer näherte, an der der Bettelvogt hauste und wo die Christinka gefangen gesetzt worden war, da sang eine junge, hohe, doch wohllautende Menschenstimme ein slavisch Lied, das so traurig klang, daß mir davor fast die Tränen gekommen wären. Nur sie konnte es angestimmt haben, denn sonst war niemand eingetürmt. Ich verzog mich zwölf Vaterunser lang oder mehr, denn ich war so bewegt, daß ich kaum zu ihr hätte sprechen können, wie ich's doch sollte: eindringlich und ernst, sie mahnend zu Buße und Reue. Danach brauchte der Urbanek wieder eine Zeit, ehe er die Schlüssel fand, nahm, die Stufen voranleuchtete, aufsperrte. Kein Geräusch war mehr in ihrem Turmkämmerlein, da wir's betraten. Sie lag in rechtem Schlummer; es hatten sich ihr die schwarzen Haare gelöst, und ihre Wangen waren rot, und sie sah fein und lieblich aus, daß ich nicht das Herz fand, der armen Kreatur den Schlaf zu stören. Unten aber fluchte der Urbanek und verschwor sich, sie sei eine Heidin oder noch schlimmer. Denn seit Versperläuten singe sie fort bis nun; und er wolle statt ihrer hängen, wenn das nicht für das Gesindel draußen ein Zeichen sei, wo sie säße . . .

Am andern Morgen begab ich mich zum Stadtrichter. Der saß schon über seiner Anklageschrift und erwies mit mancher feinen Bemerkung aus alten Autoren und mit vielem Scharfsinn, daß Inkulpatin schuldig sei und aus mancherlei Gründen den Tod verdiene. Sein Schluß war von Anbeginn festgestanden und kränkte mich somit nicht. Er las mir manches aus dem Akt

vor, und ich hörte geduldig zu, denn es mußte ihm wohltun, einmal in einem Malefizverbrechen sich, seine Wohlredenheit und sein Latein vor einem weisen zu können, der was davon verstand. Danach begab ich mich zur Gefangenen. Man hatte ihr die großen Eisen angelegt, und ich gebot sofort, daß man sie ihr abtue. Dann fragte ich, allein mit ihr, ob sie meines Zuspruches bedürftig sei. Nein, antwortete sie mir, durchaus nicht. Ich redete ihr ins Gewissen, ob sie denn auch eine Christin sei, und wenn, warum sie sich so verstocke? Sie wisse keines von beiden, entgegnete sie mir. Darüber entsetzte ich mich und mahnte sie, was für Leid sie ihren Eltern bereite. Da lachte sie nur. Wer ihr Vater sei? — Dies wußte sie durchaus nicht. Wer ihre Mutter? Die große, blonde Christinka bei der Bande am Hostein. Ob man sie zu ihr rufen solle? — Nein, nein! schrie sie gar heftig. Mich jammerte eine solche Herzenshärtigkeit eines so jungen Geschöpfes, und ich stellte ihr vor, sie möge doch ihr Gewissen entlasten, denn ich meinte ihr's gut. Ob sie dem jungen Tschöppan habe ans Leben wollen? Da sah sie mich mit ihren schwarzen und jähzornigen Augen an: Ja, das habe sie. „Denkst du auch vor Gericht also auszusagen?" „Gewiß! Und warum nicht?" „Weil es gefährlich ist für dich!" Dies gelte ihr gleich. Sie sei nicht gewohnt, andres zu sprechen, nur die Wahrheit. „Weißt du auch, was dir dann droht, und daß du nach den Rechten mit dem Leben büßen mußt?" „Hingen sie mich nur, hingen sie mich nur!" jammerte sie. Da ich aber von ihr und ihrer Seele nicht abließ und ihr herzlich mit Vermahnung zuredete, da fing sie an und sang ein also lästerlich Schelmenlied, daß ich

mich schämte und mich abkehrte, und mein Herz im Leibe zweifeln wollte an ihr und vor einem sehr traurigen Rätsel stand. Denn für verderbt konnte ich sie nicht halten, die mit Verachtung jeder Gefahr ihr Magdtum, das doch nicht einmal ernstlich bedroht gewesen war, so nachdrücklichst verteidigt hatte.

Vergeblich habe ich's auch späterhin versucht, ihr einige Klugheit und Vorsicht mindestens vor den Herren vom Gericht zu lehren. Sie ward vernommen und sagte gänzlich nach ihrem Sinne aus. Fragte man, ob sie dem Jungen habe ans Leben wollen, so beharrte sie: Ja, sie wollte ihn gründlich treffen oder umbringen. Inquirierte man nach ihrer Reue, so hieß es wohl, sie bereue sehr, daß sie nicht besser gezielt, also daß er mindestens einen Denkzettel für sein Leben abbekommen. Aber sie sei immer zu jäh gewesen. Warum sie ihn mit solchem Hasse verfolge? Sie kenne ihn gar nicht, habe ihn nie vorher gesehen und verlange sich's auch für weiterhin gar nicht. Aber jeder meine sich mit einem fahrenden Mädchen alles erlauben zu dürfen, und sie habe das satt und sich das längst geschworen gehabt, dem nächsten das zu tun, was sie nun diesem tat. Ob sie denn nicht einsehe, daß Leute, die zur Ergötzung andrer durch das Land zögen, sich von andern auch mehr müßten gefallen lassen, denn ehrsamer Bürger Kind? Durchaus nicht. Ob sie immer so spröde getan? Dies ginge niemanden was an, das habe sie allein vor Gott zu vertreten; aber sie meine, rein zu sein und es zu bleiben, ihr Leben lang. Fragen, die ihrer Schamhaftigkeit zu nahe gingen, überhörte sie, oder verstand sie gar nicht. Aber sie erboste die Richter wider sich, und es war nur

gut, daß der junge Tschöppan sich vor den Herren gar so jämmerlich benahm. Denn er log so, daß nicht einmal ein Dummkopf von seinem Wuchse ihm ein Wort glauben konnte. Er habe ihr nichts getan; angefallen habe sie ihn ohne allen Grund. Da fuhr ihn das Mädchen zornig an und spie nach ihm aus, daß er sich verfärbte und zusammenzuckte. Andre seiner Genossen bezeugten, daß er sie bedrängt habe; ob mehr als gebührlich, wollten sie nicht entscheiden. Denn nicht eine jede sei gleich und geduldig. Man sah wieder einmal, daß ein Schelmenband aus morschen Lumpen gemacht ist. Und so stand ihre Sache so übel nicht ohne den Urbanek. Der sagte bescheiden aus, wie's seinem Amte, bestimmt, wie's seiner Stellung gebührte. Ob man sie gereizt habe? „Geht mich nichts an." Wie sich Tschöppan benommen habe, was er sei? „Geht mich nichts an, ist mir ganz gleichgiltig." Aber sie habe den Blutbann gebrochen — gehört sich also, was Recht ist: „Es ist Zeit. Nämlich, es wird das fahrende Gesindel immer frecher. Unterm Galgen gehen sie durch. Der ist aber nicht dazu gemacht. Wer dahin kommt, der soll auch da bleiben. Ein Exempel muß sein! Gehört sich also — aber nichts, nur was Rechtens ist. Ich hab' kein Unrecht getan. Im Leben nicht. Aber Gesindel bleibt Gesindel. Und sie müssen sich ängstigen vor uns, oder wir vor ihnen. Oder, ich kann sie bald gar nicht mehr meistern. Schwer ist's, gelehrte Herren, schwer!"

Er stand wieder still und bescheiden, doch auch unbeugsam vor den Herren. Die Mütze, die er unablässig kreiseln ließ, während er so am längsten in seinem ganzen Leben redete, ruhte für eine Weile. Verwundert

und ohne Widerrede horchte Christinka dem Manne, der ihr so heftig nach dem jungen Leben wollte. Ihr Schicksal hatte gesprochen. Der Spruch fiel, wie er nicht anders zu erwarten stand, und wie ihn die Gesetze wollten; die Gnade des höchsten Richters war vorbehalten. Der Bettelvogt vernahm's ruhig, mit leicht vorgeneigtem, horchendem Haupte und selbst ohne Regung von Befriedigung. Er hatte, was er für sein Recht hielt. Ich aber sah dann nach dem Mädchen, das sich erst verfärbte und danach mit unverhohlener Verachtung die Achseln zuckte, daß mein Mitleiden fast schwand. Dennoch trat ich auf den Urbanek zu: „Mann des Rechtes — du hast unrecht getan und vielleicht Blutschuld auf dich geladen!“ Er bog sich zu mir nieder und küßte meine Hand: „So betet für mich, Hochwürden! Dies ist Euer Amt. Ich tu', was ich muß.“

Auch sah ich das Mädchen bei langem noch nicht dorten, wohin es seine Verfolger so gerne gebracht hätten. Nur konnte ich eigentlich auch nichts Rechtes tun zu seiner Rettung. Denn mein Herr liebte es niemals, wenn man mit Fragen an ihn herantrat oder ihn gar mit Bitten bestürmte. Er zögerte seine Entschlüsse gerne lange hinaus, um dann rasch mit eins, vollkommen unbeeinflußt und überraschend zu entscheiden. Allerdings war ihm Blut, dessen er in seinem Leben nur zu viel hatte vergießen sehen, ein Greuel, und ein Todesurteil konnte gerade ihm kaum als mit seiner Würde und seinem Berufe vereinbar erscheinen. Aber an seiner Fürstenwürde hielt er fest, und nichts hätte ihn vermocht, auch nur ein Titelchen dessen, was ihm danach zustand, seinen Folgern, dem Bistum

und somit der Kirche selbst zu entziehen. Einiges mußte bei ihm die Erinnerung an manche schwer verwundene Gefahr, an eigene Fluchten und Nöte für sie fürsprechen. Und so suchte ich denn wieder um die gewohnte Zeit die Christinka auf, nicht aber um ihr Hoffnungen zu machen — denn ich liebe es nicht, eitle Verheißungen zu spenden, deren sich vielleicht keine erfüllt — nur um nach ihr zu sehen und sie nicht der Einsamkeit zu lassen. Sie war völlig gefaßt. Am Turmfenster saß sie und sah ins Land, das so ganz sein färbig Weidmannsröcklein angetan. Denn es stand im Braun, wo noch Heide war, und im Grün der Saaten. Mir schien's aber doch, als habe sie geweint. Daß aber ihr Los unter ihren Schicksalsgefährten bekannt geworden war und Teilnahme geweckt, das sah man zu Nacht. Denn mehr als sonst um Sankt Johannisnacht waren Höhenfeuer entzündet. Und vom Lande her kam die Post von Zusammenrottung und von heimlichen Märschen der Ausgestoßenen und der Gesetzlosen.

Den übernächsten Morgen erbat sich der Bettelvogt Gehör bei unserm Herrn. Ans Tor von Sankt Maurizius, Sankt Katharein und des Rathauses waren Droh- und Brandbriefe namens der Banden vom Hostein und aus den Wäldern von Aujezd und Chropin angeschlagen worden, die mit grausamer Vergeltung drohten, wenn der Dirne nur ein Haar gekrümmt würde. Jeden Städter, der in ihre Hände fiele, würden sie henken und eine Fehde ohne Ende anfachen, bis sie allesamt oder die Stadt völlig ausgetilgt wären. Das war gefährlich; zumeist freilich für die Gefangene. Denn die Eminenz durfte nicht dulden, daß jedes Ansehen der Obrigkeiten

und ihre Gewalt also angetastet werde. Noch kam mein Bischof zu keinem Entschlusse; aber er gebot, daß die Stadttore täglich um die achte Stunde schon geschlossen würden, daß Soldknechte und Rumorwachen jede Nacht durch die Gassen zogen, und daß niemand eingelassen würde, der sich nicht auszuweisen vermöchte, was er sei und was ihn zu uns führe. Ich fertigte das Dekret aus, dann ging ich zur Christinka, um sie zu warnen, sie möchte nicht durch geheime Zeichen zu Anschlägen aufreizen, die ihr allein unter allen Umständen übel gedeihen müßten. Sie sah mich stumpf und verdutzt an. „Ich weiß von nichts. Und bin ich nicht behütet genug? Schildwachen stehen um meinen Turm. Eiserne Armspangen haben sie mir angetan. Und der Vogt wacht über mir — man könnte meinen, wunder was ich nicht vermöchte! Kein reißend Tier könnten sie besser verwahren. Und ich möchte nicht einmal fliehen, wenn mir Tor und Türen offen stünden."

„Man glaubt aber, weil du jeden Abend singst, so sei dies ein Zeichen für üble Kunden. Denn ihr habt eine geheime Sprache, in der ihr euch verständigt."

„Die haben wir, ja, und ich kenn' sie gut genug. Nämlich von Kind auf. Aber ich mag sie nicht gerne. Just so, wie ich noch niemals gestohlen habe. Und sie haben mich oft und hart genug darum geprügelt, wie damals auch, wo ich des scheelen Lenoch, der Hauptmann ist am Hostein, Weib nicht werden wollte. Aber ich singe nur, weil's mich freut, und was jeder verstehen kann. Denn ich bin einsam, und man könnte sich fürchten, wenn man nicht einmal seine eigene Stimme hört. Oder klingt's nicht hübsch? Und endlich" —

ihr Trotz regte sich wieder — „wer darf's mir wehren?"

„Niemand! Aber warum mochtest du den Lenoch nicht? Er ist doch immerhin der Hauptmann!"

„Ihrer. Ich mag nicht ihn, nicht einen andern. Sie sind mir zu roh und zu feig. Oder, soll mir einer gefallen wie der Junge, den ich stach? Nein, was der Angst vor mir hatte — vor mir!" Sie lachte in der Erinnerung ganz hell klingend, kindisch, und sah nun ihren Jahren gemäß aus wie eine Sechzehnjährige.

Mir aber kam dabei ein Gedanke von Gott, wie mir schien, der ihr unbedingte Rettung bringen mußte. „Wenn du dich nicht freien lassen willst," sprach ich, „so geh' zu den Klarissinnen ins Kloster nach Olmütz. Unser Bischof beschützt sie und wird dich dann sicherlich begnadigen und vielleicht sogar aussteuern. Denn ich spreche für dich."

Sie schüttelte den Kopf: „Ich geh' in kein Kloster. Ich tauge nicht zum Stillsitzen."

Mir kam ein Argwohn: „Du darfst dich dann vielleicht den Heiligen nicht mehr geloben?"

Erst begriff sie den Sinn meiner Worte nicht. Und wie ihr der langsam aufging, so stieg ihr eine feine und gar mädchenhafte Röte gemach in die braunen Wangen, erst leise, bis dann das ganze Gesichtchen davon durchglüht war. Fast wie ein sommerbraunes Blatt der Waldrebe, das im Herbst vom ersten Frosthauche aufglüht. Und sehr leise antwortete sie mir. So leise, daß es mein Ohr, gewohnt der Flüsterlaute in der Beichte Bekennender, kaum vernahm: „Danach dürfte ich schon. Aber ich mag mich nicht einsperren lassen, und im Nonnenschleier mag ich nicht beten mein Leben lang."

„Und was möchtest du denn?"

„Ich weiß es nicht recht. Oder doch: ich möchte sterben, Hochwürden!"

Da wurde meine Seele sehr zornig und voll Eifers über sie. „Und warum sprichst du so, Närrische? Unser Herr hat dich gesegnet vor tausenden mit Gesundheit und mit Anmut des Leibes und hat dir reinen Sinn gegeben wie wenigen!"

Sie setzte sich auf ihre Schütte. Denn die Sonne, wandernd zu ihrem Niedergange, trat vor ihr Fenster und blendete ihr das Auge. Die Füße zog sie hoch und schlang die gefesselten Arme darum. Und sehr ernsthaft antwortete sie mir: „Und was frommt mir das alles? Es bringt mich an den Galgen. Schönheit und Anmut sind zwei große Herren; sie leiden den armen Teufel Ehrbarkeit nicht gerne um sich, pflegen sie bei uns zu sagen." Und als ich verstummte, fuhr sie lebhaft fort: „Nicht wahr, Hochwürden, Euch fehlt die Antwort? Und so seht Ihr denn: ich bin nicht töricht, wenn ich mir das wünsche, wonach ich begehre. Mir liegt nichts am Leben, nicht so viel." Und sie schnellte es mit rascher Fingerbewegung fort.

„Um die Barmherzigkeit Gottes sprich mir nicht so!" und die Wallung in mir war dabei mächtiger, als ich mich einer entsinnen konnte. „Aber wie konntest du nur so werden? Sage mir's!"

„Seht weg, Hochwürden!" Ich tat's. „Ich meine, Ihr meint's mir gut. Und so und weil sich noch niemand um mich angenommen, will ich Euch sagen, was ich weiß. Es ist nicht gar viel, und ich denke mir: es ist gar nichts Neues, was Ihr nicht sonst schon gehört

habt oder Euch ausdenken könnt." Sie sann nach. Dann, tastend und suchend, begann sie wieder, und es war, wie wenn einer in sich spricht und inzwischen manchmal ganz vergißt, daß ihm wer zuhört: „Das macht der Frieden, Hochwürden. Denn ich war noch klein, als sie den machten. Noch klein und schon herumgewesen in aller Herren Ländern. Nur unter keinem Dache nicht und in keinem Bette habe ich geschlafen. Wolfsgenossen heißen sie mich und meine Kameraden; unter Wölfen habe ich gehaust. Meinen Vater kenne ich nicht, und ich weiß nicht, was er ist: ob er reitet mit goldenen Sporen, ob sie ihn eingescharrt haben mit andern, ob er ein Profoß oder Steckenknecht war, dem sich die Fahrende nicht geweigert, weil sie sich fürchten mußte vor ihm. Niemals spricht die Mutter von ihm. Nur wenn ich mich sperrte, weil mir etwas übel erschien, dann schalt sie: Das hast du von ihm, und nannte ihn hart und einen üblen Gesellen und verwünschte mich zu ihm. So meine ich beinahe, er ist tot und ich gehe zu ihm.

„So bin ich gewandert. Wie ich klein war, im Wagen, den einmal ein Pferdlein, dann wieder und öfter die Weiber zogen. Dann lief ich nebenher, und dann durfte ich mitziehen an dem Karren. Und immer widriger ward mir das Leben; denn ich hasse jede Lüge und allen Hinterhalt, und weiß nicht, woher? Das muß so in mir liegen; vielleicht nur, weil ich immer und in allem anders sein wollte, als die um mich, die mir nicht gefielen. Mir war's immer ein Greuel, was sie um mich trieben. Niemals mochte ich trinken; es widersteht mir. Und wie ich sah, daß sie die Gefilde

wieder besiedelten, und sie mauerten wieder Häuser auf, und die Schwalben schossen umher und zwitscherten so gar vergnügt, als freute sich die kluge Kreatur Gottes, daß nun wieder für sie gesorgt wird und für Stätten, daran sie ihre Nester bauen kann und ihre Brut füttern und großziehen, da ward ich froh. Und ich meinte, nun käme auch ich einmal zu meiner Rast. Aber, Hochwürden, wer wird die Heimatlose freien und zu seinem Herde führen: da sitze oder schaffe, nach Gefallen? Und so ducken könnt' ich mich wieder nicht mehr. Und ich war einmal, noch ein Kind, betteln in einem Bauernhause. Ich weiß nicht einmal mehr, wo das war, aber sie hatten Ruhe schon lange und sich schon erholt. Hochwürden, ich war noch in keiner Kirche mein Leben. Aber schöner ist's dorten auch nicht. Und so möcht' ich leben, wie's das Bauernweib gehabt hat, und möcht' arbeiten wie sie mit meinen eigenen Händen, oder sie sollen mich einscharren. Mir tun die Füß' schon so weh vom ewigen Gehn. Hochwürden, ich spür's schon im Schlaf. Und da ist's wohl am besten, Ihr laßt mich gehn, wohin sie mich wollen führen. Und jetzt werdet Ihr mir glauben, und wenn's bald an der Zeit ist, so werdet Ihr mich nicht martern wollen mit Beichten und Vermahnungen. Denn, Hochwürden, wozu? Nur die Hand abschlagen müßten sie mir nicht. Es tut weh, man weint am End' danach, und will man sich's abwischen, so kann man's nicht einmal. Nur das solltet Ihr mir richten, Hochwürden!"

Ich habe in meinem Leben manche Beichte abgehört. Ergriffen hat mich vordem und später gleich dieser keine. Mir verschlug's das Wort. Ich wußte der Un-

seligen keinen Laut zu sagen, der ihr gemäß und tröstlich gewesen wäre. Gesegnet habe ich sie, und sie neigte das junge Haupt unter meine Hände und küßte sie dann innig. Ein warm und beklemmend Gefühl stieg dabei in meiner Brust auf. Auf die Gnade meines Herrn setzte ich die Hoffnung. Mochte sie immer nach dem Tode verlangen, so war's ihrer Freunde Pflicht, sie davor zu behüten und ihr das zu geben, wonach ihr nicht unbilliges Herz verlangte. Den Franta Urbanek aber haßte ich und sollte es bald mehr tun, als mit dem Gewissen eines Christen, gar wenn er selber Christi Gebot verkündigt, sich vereinbaren läßt.

In der nächsten Nacht brannten die Scheunen der Tschöppans ab. Es war ein großer Schaden, und das Weib lief weinend und heulend nach dem Markte und raufte sich da das Haar. Vierundzwanzig Stunden später standen alle Triften, Schober und Baulichkeiten der Bürger auf dem flachen Lande in Flammen. Es geschahen Zusammenläufe vor dem Schlosse; die schrieen um den Tod der Christinka, die um ihre Freilassung, damit man nur wieder Frieden bekomme. Man haderte wider einander, und es war eine Verstörung, nicht anders, als stünde der Torstensson abermals vor den Mauern mit seinen reisigen Geschwadern. Der Bischof ließ sich von mir den Akt auf sein Gemach bringen. Zu Nachmittage wurden Richter und Vogt wieder aufs Schloß beschieden. Ich wußte nicht, welchem Sinne sich mein Herr zugekehrt. Da sie gingen, schaute ich also nur nach dem Urbanek. Er hielt sich wie sonst; aber, so sicher ich wußte, daß Tumult und Zusammenrottung insgeheim mit sein Werk waren,

so für ganz gewiß sah ich's ihm an: er hatte, was er verlangen zu müssen glaubte. Und noch in der gleichen Stunde wurde das Urteil ausgerufen und weckte ein heimliches Gemurmel und Geraune, zweifelnde Stimmung und eine bängliche Neugierde.

Den folgenden Tag wurde die erste der drei Messen für die arme Seele gelesen. Denn dies ist bei uns also üblich, ob sich vielleicht der Herr ihrer im letzten Augenblicke noch erbarme und sie durch ein Wunder rette. Ankläger und Richter sind ihr anzuwohnen gezwungen. Ich zelebrierte sie, und nach seiner Pflicht erschien der Urbanek. Er war ruhig und gelassen wie immer.

Danach hielten sie in der Stadt den Wochenmarkt, und er ging seinem Amte nach. Es gab nichts für ihn zu tun; die Ruhe im Orte und um ihn war so groß, daß es fast unheimlich und wie ein böses Vorzeichen war. Man sprach allenthalben vom nahen Ende der Christinka und davon, was die Heimlosen unternehmen würden, sie zu rächen oder zu retten. Zornige Blicke galten dem jungen Tschöppan und dem Franta, der sie gleichmütig nahm und mit Trotz erwiderte. Den ganzen Tag trieb er sich um, und oftmals steckten er und sein Bruder Josef die Köpfe zusammen und sprachen nach ihrer Gewohnheit in hastigen und abgerissenen Worten miteinander.

Erst im Schummern ging er heim, und zu Einbruch der Nacht, nach einem Rundgang um Wall und Mauern, stand er vor seiner Wohnung. Ein Licht, ihm verwunderlich, leuchtete durch das offene, niedrige Fenster. Er zuckte ein Weilchen zusammen, faßte alsdann seinen Stab fester; denn niemand suchte ihn heim, so

daß er einen Anschlag wider sich witterte. Erregter und vorsichtiger war nämlich selbst er worden. Niemand konnte er gewahr werden, denn die Helle war sehr ungewiß. Nur da er näher hinzutrat und durch das Fenster einen spähenden Blick warf, erkannte er, daß sich ein Weib auf sein Lager hingesetzt hatte. Ein Kopftuch hing ihr tief ins Gesicht; unordentliches, zausiges, doch reiches und blondes Haar quoll darunter hervor. Er stieß die Tür auf; sie schrak vor dem Geräusch zusammen und sah ihn an. Die Stube war von flacher und niedriger Wölbung: fast stieß sein Scheitel an die Decke. Eine dumpfige Kellerluft war in ihr. Er holte mächtig Atem: „Wer bist? Was willst bei mir?"

„Guten Abend, Franta," entgegnete die Fremde und blieb müde sitzen.

„Noch einmal: wer bist und was willst? Mach' fort! Schläfrig bin ich, schlafen will ich, mein Bett ist's. Wirst fort? He?"

Sie erhob sich und stand nicht um vieles kleiner vor ihm. „Wirst mich heute doch nicht fortschicken, Franta!"

„Was frantat die? Der Bettelvogt Urbanek bin ich für dich. Siehst mir just so aus, als gehörtest du mein. Fort, oder mein Stecken kommt über dich!"

„Wirst mich heute doch nicht schlagen, Franta? Hast's mich früher oft genug. Muß nicht gleich wieder sein, nach sechzehn Jahren!"

„Wer bist? Eine Verrückte? Geh zum Teufel!"

„Das werden wir beide. Aber zusammen, Franta. Sieh mich an!" Und mit der Linken schob sie das

Kopftuch beiseite, die Rechte hielt den Kienspahn hoch, und das rötliche Leuchten glitt dem Weibe übers Gesicht. „Schau' mich an und besinn dich, Franta!"

Er starrte sie an wie einer, der in sich sucht und sucht und nicht recht finden kann. „Du bist . . . bist nicht . . ." und immer vor dem Namen weigerte sich die Zunge.

„Ich bin's, Franta! Dein eheliches Weib bin ich, Christiana Urbanek!"

„Ah!" Und in seiner Faust zuckte der Stock. „Ah! und alt bist du geworden und willst dich auswärmen bei mir? Nichts ist's! Mach' fort zu deiner Bande!"

„So alt bin ich noch nicht, daß ich mich auswärmen möchte bei dir. Ich komme wegen der schwarzen Christinka, die ihr nach Samstag henken wollt."

Er sah sie höhnisch und boshaft an. „Und nun — willst vielleicht zuschauen dabei? Ist sie vielleicht von deiner Bande?" Und er trat nachdrücklich und hastig mit dem Fuße den Boden, wie wenn man ein übel und ekelhaft Gewürm zertritt.

„Bei meiner Bande ist sie, seitdem sie lebt. Aber zuschauen werd' ich übermorgen nicht. Ich nicht und du auch nicht, Franta!"

„Ich schon; wüßt' nicht, warum ich nicht sollte dabei sein!"

„Weil du vielleicht doch noch so viel Mensch bist, nicht die Leiter zu halten, auf der dein Kind zum Galgen steigt!"

„Herr Jesus! Herr Christus! Du lügst wieder einmal!"

„Ich lüge. Ja, und oft. Aber diesmal nicht.

Frag' die Christinka, ob sie mein Kind ist. Frag' sie, ob sie noch von einem Kinde weiß. Frag' sie, wie alt sie ist — weil du sie grade bei der Hand hast. Und paß' auf, ob's nicht stimmen wird, alles!"

„So wollt' ich, ich hätte dich liegen lassen im Schnee. Weißt noch? Wo ich dich hab' gefunden, vor Jahren, halb schon tot und verfroren."

„Da sagst mir nichts Neues damit. Das kann ich mir ausdenken, ohne daß du mir's sagtest, daß du's dir wünschtest. Und kann auch sein, es wär' besser für alle."

„Oder so wollt' ich doch mindestens, ich hätt' dich niemals zu mir genommen oder geheiratet."

„Warum hast's denn getan? Mir oder dem Kind zulieb? Oder nur, weil der Geschorene wollte, daß man heiratet, damit wieder Eheleut' in die Stadt kommen? Und hast mich auch nur gefragt: willst mit mir hausen? Oder danach: willst mit mir zur Kirche? Genommen hast mich zu dir, weil ich mich nicht konnte wehren und dir gefallen hab'. Hast dich drum gekümmert, ob du mir zu Gesicht stehst? Gebunden hast mich an dich, weil du hast dein Amt behalten wollen. Aber ist dir was dran gelegen, ob ich mich will binden lassen für immer? Ob ich auch nur tauge unter ein Dach? Nein — ich bin frei gewesen für immer, und ich bin kein Hund, den man ankettet vor das Haus, damit er dort bleibt und bellt und nichts tut, nur bellen und sich schlagen lassen und fressen, was man vor ihn hinstellt, und der dann noch springt vor Freuden an seinem Herrn hinauf, wenn ihn der nur loskettet und mit sich läßt laufen, wohin es dem Herrn gefällt. Nein, ich

such' mir meinen Weg schon noch selbst — und ich komm' schon durch. Und was meinst, wie mir war, wenn du fahrende Leut' gemartert hast, Franta! Und hast mir's noch am Abend gern erzählt. Noch weißt nicht, wie das schmeckt. Aber: wirst's schon kosten, Franta!" Und ihr Auge leuchtete im Grimm.

„So hast du die Christinka an den Galgen gebracht! Hättest mir das Kind gelassen!"

„Kann sein, aber so ganz hatte ich meine Hand nicht im Spiele dabei, wie du, Franta. Und das Mädel gehört der Mutter in der ganzen Welt."

„So wollt' ich —" stöhnte er.

„Was wolltest? Aber setz' dich, Franta, die Kniee wollen nicht mehr mit."

Er gehorchte ihr, und sie stand hoch und überragend neben ihm. Und dann ganz weich, hub er an: „Und so ein liebes Kind war sie! Und noch kaum über zwei Jahre alt kann sie gewesen sein und hat schon laufen können, wie ein Wieselchen. Stundenlang, ohne müde zu werden. Und ich hab' sie so lieb gehabt, und so flink war sie."

„Ja. Sonst hätt' ich noch länger warten müssen. Denn die Tag' hab ich gezählt, von dem, wo ich mich dir geschworen hab', bis zu dem, wo das Kind wird so weit sein, daß man's nicht mehr muß im Tragtuch tragen. Und ich habe gehofft, sie wird's mit der Muttermilch bekommen, daß sie passen wird zu uns, die wir freie Menschen sind und hinter der Hecke schlafen. Das tut sie nicht. Sie ist doch schon in der Stadt geboren, und dein Kind ist sie."

„Und so schöne Handerln hat sie gehabt. Und sie

hauen sie ihr ab!" Er hörte gar nicht auf das, was sie sprach.

„Sie will nicht lügen. Und mit keinem Manne will sie zu tun haben, und ehrlich ist sie und sehnt sich, wo zu wohnen," respondierte das Weib.

„Und sie machte kleine Schritte, wenn sie mir entgegenlief. Und ein krähend Stimmchen hatte sie. Lieb hat sie mich gehabt, und nur sie!" Eine Tote hatte sich ihm aus dem Grabe heben gewollt, und er wälzte den schwersten Stein darüber, daß sie ewig darinnen bleiben mußte, und der Gedanke an das, was er sich selber bereitet, erschütterte den harten Mann.

„Und sie ist rein und hat nichts verschuldet und soll hängen," plärrte das Weib.

Beide schwiegen ein Weilchen in ihrem Jammer. Danach setzte sie sich neben ihn. „Lebt dein Bruder, der Torwart Josef noch?" forschte sie.

„Ja, was soll's damit?" kam's dumpf zur Antwort.

Sie neigte sich zu ihm. „Du hast die Schlüssel zu ihr. Er könnt' ihr das Tor auftun. Bitt ihn drum. Es kostet vielleicht nur ein Wort."

Er schüttelte den Kopf. „Ich bitt' ihn nicht. Geht gegen den Eid. Er tut's auch gar nicht, auch mir nicht. Muß anders gehn."

„Wir können uns flüchten und anderwärts miteinander leben. Alle drei, Franta!"

„Wo? Unter deinesgleichen?" forschte er mißtrauisch.

„Nein, anderswo. Ich will jetzt arbeiten. Sie hat's immer wollen. Du kannst es. Leben auf dem Dorf wo. Ich hab's satt, daß mir jeder Wind um die Ohren

pfeift. Und ich meine, wir könnten's jetzt noch einmal probieren miteinander. Und ich hab' so viel Angst gehabt um sie, wie ich da heruntergelaufen bin vom Berg bis daher — ich möcht' nicht mehr sein ohne sie oder wo es ihr nicht gefällt. Was kostet jetzt Grund im Ungarischen? Eine Zwetschke ums Joch. Aber rett' sie, Franta, rett' sie. Kost's was gilt. Und ich werde brav sein und will dir's danken mein Leben lang."

„Wärst es früher gewesen. Nichts gegen den Eid. Komm!" und er stand auf und bedurfte diesmal des Stabes als einer Stütze. Das rötliche Licht des Kienspahnes glitt die enge, steile Treppe zum Turmgemach der Christinka empor, und zwar mühsam, oftmals rastend. Von ihrer Zelle aus aber ging dann ein unbändiges Weinen, Schluchzen, Stöhnen durch eine ziemliche Weile durch die Nacht. Die sterben sollte, war stiller und ruhiger denn beide, denen das Leben verhängt war. Danach klopfte der Urbanek an meine Tür im Schlosse. In ungelenken Worten, in denen die unbändige Angst seines Herzens zitterte, berichtete er, was sich begeben, bat mich, ihm beim Herrn Gehör zu verschaffen. Ich sann. Endlich: „Mann der Gerechtigkeit — nun, wo ist dein Recht?" Aber er jammerte mich, kaum daß ich's gesprochen, ich schämte mich meiner eiteln Regung, und so fügte ich hinzu: „Warte eine halbe Stunde oder etwas darüber. Ich muß zum Herrn, der mich zur Arbeit befohlen. Danach, auch ohne jede Post, tritt ins Zimmer der Eminenz und probier's, ob sie dir einen Ausweg weiß aus der Schlinge, in der dich dein hartes und erbarmungsloses Herz verfangen."

Es war eine lange Frist, wie mir schien. Endlich kam der Urbanek. Der Bischof schritt nach seiner Gewohnheit sinnend auf und ab und rief mir manchmal einen Satz ins Nebenzimmer zu, den ich festhalten sollte. Denn er liebte niemandes Anblick, war er beschäftigt. Es war nur eine schwache Helle, denn der Herr litt an den Augen und vertrug keinerlei grelles Licht. Kaum daß er eingetreten, stürzte der Urbanek vor ihm nieder, als sähe er das Allerheiligste, und reckte die Hände zu ihm empor: „Herr! erbarme dich!“ flehte er inbrünstig, „erbarme dich, Herr!“

„Steh auf,“ gebot mein Herr, der nicht unvorbereitet war. „Was willst du von mir? Was kann ich tun? Das Urteil ist ausgefertigt und verkündigt. Du selber drangst darauf. Du mahntest mich an das Recht, zu dessen Hüter ich bestellt bin. Gilt das nun mit eins nicht mehr, weil dein Kind darunter leidet? Du erbarmst mich, und mich jammert's des jungen Lebens, das übermorgen schmählich endigen soll. Aber vielleicht ist's besser so, als daß sie in der Seele Schaden litte und verkäme, unstet und schweifend, wie sie nun einmal leben muß. Ich kann mein Urteil nicht umstoßen, nicht ändern, Franta Urbanek!“

Der knieende Mann stöhnte jammervoll. „Erbarme dich, Herr! Sie darf nicht sterben, Herr!“ Wieder hub er die Hände flehend empor, und mir tat das Herz weh, ob ich gleich die große Milde und die unerschöpfliche Weisheit meines Gebieters kannte.

Der Bischof zuckte die Achseln. „Ich weiß nichts. Rate du mir. Siehst du einen Ausweg? Sie will ja sterben, sagt man, und sie hat vielleicht nicht unrecht!“

„Sie will's nicht mehr, Herr! Wir bleiben beisammen. Alle drei! Erbarme dich, Herr!" Und er sprang auf und riß die Binde fort, die sein erloschen Aug verhüllte. „Mein ander Auge! Nur nicht sterben lassen, Herr!"

Mein Bischof wendete sich mit einem leisen Schauder. Es war ein Schweigen, daß ich mich nicht entsinnen kann, in einem gleichen geatmet zu haben. Ein Wetter ging irgendwo, ganz ferne, nieder und sandte sein starkes, verzuckendes Leuchten zu uns. Immer noch stand der Franta mit den Händen über dem Haupte und ächzte verzerrten Angesichts, ohne davon zu wissen. Endlich sprach der Bischof: „Verhülle dein Auge," und zu mir rief er: „Fertige den Brief ans Kapitel in Olmütz aus. Es ist wichtig, daß niemand in der Stadt davon erfährt, daß ein Bote von hier ausgeschickt ward. Sende also einen Boten an den Josef Urbanek. Um zehn Uhr hat er das Wassertor vorsichtig aufzutun, und um elf Uhr wird's gesperrt; es ist noch manches zu überlegen. Wer inzwischen hinaus will, der passiert ohne Frage." In mir war bei aller Freude über ihre Rettung doch ein Ding wie Leid, daß mir die so bald und für immer entschwinden sollte, die mir in kurzer Weile werter geworden war, als ich selbst damals noch erkannte.

Da stürzte der Franta zu Boden. Sein Kopf schlug auf die Fliesen, und er umklammerte meinen Gebieter und küßte demütig seine Füße. Als aber um halber elfe der Kurier austritt, da überholte er hinter Bilan drei Ziehende. Ein Mann und zwei Frauen schritten unter dem drohenden Himmel dahin. Er grüßte; der

Mann aber drückte den Hut tiefer in die Stirne und kehrte sich scheu zur Seite. In unsrer Gegend vernahm man lange nichts von den Entflohenen. Nur nachmals kam die Kunde, sie hätten sich gegen Ungarn gewendet, wo noch Slaven hausen, und dorten den Boden zu bauen angefangen. Sie gediehen; und andere Fahrende, müde des schweifenden Lebens und vertrauend auf die Dauer friedlicher Umstände, schlossen sich ihnen an. Eine Gemeinde erstand und blühte mächtig auf, in der Franta Urbanek, vordem ein Bettelvogt, als ein Richter gebot, dessen Milde man weithin rühmte, und im wilden Walde Beskid war jeglicher Gesittung eine bleibende und neue Heimstatt gewonnen.

Entschwunden sind aber Franta Urbanek und die schwarze Christinka samt ihrer Mutter aus unsrer Gegend am Samstag vor Exaudi 1663.

---

# Das Totenlied

Kurz nach dem neuen Jahre 1662, während noch Leopold I. über das deutsche Reich gebot, insoweit ihm nach dem Frieden von Westfalen etwas im Reiche zu gebieten übergeblieben, war Graf Adrian Oudenweerde auf seinem böhmischen Schlosse Ripan im fünfundsechzigsten Jahre seines Lebens gestorben. Ein Anfall seines jähen Zornes hatte den edlen Herrn ganz unerwartet dahingerafft. Denn noch am Abend war er heil und rüstig heimgekommen. Zu Morgen fanden sie ihn, der, wenn er nicht etwa an der Gicht gelitten, niemalen krank gewesen, tot, Schaum vor dem Munde und die Fäuste geballt in seinem Bette. Daß er sich aber vorher heftig mit der Gräfin erzürnt, wußte das ganze Haus. Denn er war nicht Zwang noch Verstellung gewohnt, und seine Stimme dröhnte mächtig, wie die eines alten Obristen, der in Schlachten und ihrem Lärmen seine reisigen Geschwader befehligt und befeuert.

Durch zehn Jahre hatte seine Ehe mit Frau Adriana gewährt. Ohne Frieden und ohne Kinder war sie geblieben. Einer ganz armen, aber stolzen Familie Burgunds war Gräfin Adriana, oder, wie sie sich lieber in der Zunge ihrer Heimat nennen hörte, Adrienne

Oudenweerde entsprossen, und da ihr Gatte um sie freite, tat er's unter dem Beding, daß sie fortab niemanden ihres Blutes mehr kennen dürfe. Sie nahm's an, fand sich aber so schwer darein, wie in das öde, weitläufige Schloß, das dem Grafen für seine Taten im Kriege aus der Erbschaft nach dem ob mannigfacher Vergehungen und Verrätereien justifizierten Albert Waldstein zugefallen war, konnte um den grauen und traurigen Himmel Böhmens die helle und freudige Sonne nicht vergessen, die über ihrer Heimat und ihren Rebgeländen glänzte. Sie blieb die Fremde.

Dazu eiferte der Graf ohne alles Maß mit ihr. Er hatte einen Anlaß, eine Ursache zum Argwohn, denn sie war schön. Man konnte sie in ihren guten Jahren nicht anschauen, ohne mit Wohlgefallen einer schlanken Haselstaude zu gedenken. Sie war bräunlich von Angesicht, schmiegsam und zierlich, und doch wiederum voll freudiger Kraft, und eine Fröhlichkeit, wie vom Anblick grüner und heller Blätter, ging von ihr aus. Das blieb ihr lange, lange, nur daß es über eine Zeit Fremden allein zugute kam. In ihres Herrn Gegenwart schwieg ihr Mund und sein sonniges Lachen, das niemand vernehmen konnte ohne den Wunsch, an dem teilzuhaben, was sie also vergnügt werden ließ. Scheu, finster und gedrückt saß sie in ihrer Ecke, starrte in die spielenden Flammen des Kamins, darinnen auch im höchsten Sommer das Feuer nicht erlöschen durfte, weil es sie ewig fröstelte, rieb die schmalen, feuchten Hände ineinander und ließ, in sich versunken, sein Schelten vorbeigewittern. Bis er seinen Nachttrunk von ihr forderte. Darnach schellte sie, brachte ihm den

heißen und gewürzten Wein und ging zu ihrer Ruhe. Sie schliefen nämlich ganz gesondert, und er konnte sie nicht mehr zu sich zwingen, so manches Schelten und so vielen Schlag er daran gewendet haben soll.

So lebte die unselige Frau denn ein Leben, das nicht um vieles besser war, denn der Tod. Alles hatte ein Mitleiden mit ihr. Und als ein Vetter gleichen Stammes und Namens mit dem Grafen Zutritt ins Schloß gewann und darnach öfter und öfter zuritt, mit Adriana allein war oder stumm im Garten des Schlosses mit ihr sich erging, da schwiegen alle darüber, ob sie gleich sämtlich in Eid und Pflicht des Grafen standen und unter ihm im Kriege gedient. Niemand munkelte auch nur darüber. Niemand mißgönnte dem armen Weibe die kurze Lust einer Zwiesprache mit einem Manne, der es nicht quälte. Man fand es sogar klug von ihr, daß sie sich mit dem künftigen Herrn zeitig verhielt; man wußte nämlich selbst dort, wo man's nicht wissen hätte dürfen, daß ihr Gatte nicht ein Hellerlein von all seiner unermeßlichen Habe ihr zugedacht. Sie sollte immerhin Ursache haben, um ihn zu trauern, ob ihr nun darnach war oder nicht. Sie aber nahm auch das mit jener stumpfen Ergebenheit hin, die ihr allmählich, eine traurige Schutzwehr, gekommen war. Nicht mit einem Winke rührte sie an seinem Entschluß, den er ihr Abend um Abend mit allem Behagen und mit sorglichster wie liebevoller Ausschmückung jeglichen Umstandes, wie das wohl sein werde, wenn sie heimlos und durch die Schuld ihrer eigenen Herzlosigkeit eine Bettlerin zu den bettelnden Geschwistern heimkehren würde, mitteilte.

Denn kein Wittum bestünde auf Ripan, und er werde sich's wohl überlegen, eines zu stiften, werde schon dafür vorsorgen, daß der neue Gebieter sie ausfertige und behandle, wie's einer solchen gebühre, die ihren Gatten betrogen und nur klug genug gewesen sei, sich nicht ertappen zu lassen, wenn sie sündigte. Denn wie sollte ein alter, ehrlicher Soldat hinter alle Weiberschliche kommen? Zu gut sei er für sie gewesen, zu gut. „Oder nicht, Bettelgräfin? He?"

Er war fast immer nach leidiger Feldlagergewohnheit schwer trunken, wann er heim kam. Und auch das steigerte ihren Ekel vor ihm, daß er, wie Sinnlose und Tobende, mit geiferndem Munde sprach, immer wieder das Gleiche wiederholend, und zwischendurch in zorniger Bekräftigung mit der Faust auf die Tischplatte schlug. Roh und gewalttätig war alles, was er tat, und sie mußte nur zu oft eines andern denken, der in der Sprache ihrer Mutter ohne breiten, flämischen Tonfall mit ihr sprechen konnte und sich immer schmuck und adelig erwiesen.

An jenem letzten Abend also saßen sie wiederum in der Halle. Er schalt, und sie schwieg und starrte in die Lohe, dann wieder, wenn sich Funken erhoben und, ein kreiselnder Sternentanz, in die Höhe stiegen, denen nach. Er aber geriet vor ihrer Ruhe und Schweigsamkeit in immer unbändigeren Eifer und plötzlich kam ihm ein Gedanke. Aus scheelen, bösen Augen spähte er zu ihr hinüber und ganz unerwartet fuhr er sie an: „Oder hast du dich schon sichergestellt? Hältst du's schon jetzt mit dem Buben?"

Sie schrak zusammen. Darnach griff sie nach dem

Schüreisen, störte im Feuer und zuckte lässig mit der Achsel.

„Sie hat sich verraten," jubelte er. „Es ist so! Noch heute schreibe ich den Herren nach Wien. Nicht eine Scholle darf sein werden, nicht eine. Mag der Kaiser wieder nehmen, was mir seine Gnade verliehen. Was schiert's mich, was nach meinem Tode wird? Du aber — warte! Noch lebe ich!" Er ballte die Faust und schüttelte sie nach ihr; musterte sie mit einem breiten, frechen Blick, der immer wieder ihr tiefstes Gefühl aufstörte und verletzte und davor sie immer von neuem erschaudern mußte.

Adriana kauerte sich in sich. „Du bist töricht, Adrian. Wer müßte nicht erschrecken, wenn er so aus Gedanken aufgerufen wird?"

„Verraten hat sie sich! Gefangen hat man sie, wie eine unbedachte Maus. Oh, man kennt seine Finten immer noch, und sei man tausendfach zu edel, sie zu gebrauchen!"

„So glaub' was du willst, mir ist's durchaus gleich. Hältst du mich aber für schlecht, so laß mich gehn. Nach Frankreich, zu den Meinen. Ich begehre nichts von dir, nur laß mich gehn. Ich bitt' dich, Adrian, laß mich!"

Er hob wieder die Hand: „Schamlose! In die Bettelei willst du, der ich dich kaum entzogen habe? Mich willst du verlassen? Hast du vergessen, was ich für dich getan?"

„Nein," und sie lächelte eigen dabei, „das habe ich nicht. Du hast schon dafür gesorgt, daß ich's nicht vergessen konnte. Dort hab' ich kein Heim mehr, und hier

hatte ich nie eines. Zum letztenmale bitt' ich dich: laß mich gehen, Adrian!"

„Zu deinem Buhlen, Dirne?"

Sie ward ganz bleich und von starrer Ruhe: „Ich habe keinen Buhlen. Und man kann, scheint mir, in einer Ehe leben, die eingesegnet ward nach allen Bräuchen, und es ist sündig, was immer sich darin begibt, und kann sie wieder brechen, und es ist dabei keine Sünde vor Gott." So ruhig sprach sie das — man sah, wie oft, wie unabweislich ihr dieser Gedanke mahnend und rastlos in der Seele gesprochen haben mußte.

„Sie beschönigt ihr Tun! Nicht einmal leugnen kann sie's mehr!" und er sprang auf und schlug nach ihr. Sie aber wich dem Streiche nicht aus. Fast als wollte sie ihn empfangen. Nur daß sie dann doch zusammenzuckte und ihr Auge ein Weilchen unheimlich aufglomm. Atemlos lehnte sie am Tische und kämpfte; unbewußt fuhr ihr Handrücken über Augen und Wange. Und dann, mit einer befremdenden Gelassenheit, schellte sie: „Es ist spät, Adrian. Dein Schlaftrunk!"

Er war wieder in seinen Lehnstuhl zurückgesunken und stierte ihr fast blöde nach. Dabei aber verfolgten seine Blicke unablässig und mißtrauisch sie samt allem, was sie tat. Nichts, was auch nur im geringsten vom Gewohnten abgewichen wäre. Mit ihrer ganzen Anmut nahm sie den Becher, wie ihn der Diener brachte. Sie neigte sich dabei, wie immer, also darüber, daß ihr der duftende Dampf um Gesichtchen und Schläfe spielte. Nur etwas länger als sonst schien sie ihm dabei

zu verweilen. Wie immer in diesen gramvollen zehn Jahren brachte sie ihm den Becher, — einst hatte sie damit begonnen, weil sie sich ihm in Dankesschuld glaubte, um ihn vielleicht durch Demut sich und milderen Sitten zu gewinnen. Nun war's ihr Gewöhnung und dabei eine Pflicht.

Er stieß mit unsicherer Hand nach ihr, und sie wich so gewandt und geübt aus, daß nicht ein Tropfen verschüttet ward und man erkennen mußte, wie ihr kaum zum erstenmale solches widerfuhr. „Trink, Adrian!" Die buschigen Brauen hoben sich, er griff nach dem Würzewein, stürzte ihn hastig hinunter, und sah ihm mit Spannung und ängstlicher Neugierde zu. Dann auf widerspenstigen Beinen erhob er sich und torkelte nach seinem Gemache. Noch in der Türe aber kehrte er sich: „Wart' morgen!" Sie neigte das Haupt halb listig, halb demütig; darnach ließ sie sich nieder und sah so manche Stunde in unruhigen Sinnen und in Erwartung eines Dinges, das ihr selber nicht klar werden wollte, dem Züngeln und Spielen der Flammen im Kamine zu, bis die mächtigen Blöcke ganz niedergebrannt waren. Längst war der Diener des Herrn durch das dunkelnde Gemach geschritten, ehe auch sie sich erhob und nach ihrer Ruhe ging. Den folgenden Morgen sah aber Adrian Graf Oudenweerde, ihrer Kaiserlichen Majestäten Obrister im großen Krieg und Mitwisser um die Tat von Eger, nicht mehr. Den Brief an die Herren von Wien hatte er nicht geschrieben.

Er ward bestattet mit allen Ehren, die einem Mann von solchem Rang und Adel gebühren. Sein

Erbe kam zum Trauerfeste; er und Frau Adriana allein schritten vor der Dienerschaft hinter dem Sarge. Angehörige hatte der Tote sonst nirgend in der Welt, und seine Gefährten aus tollen und kriegerischen Tagen waren ihm alle vorangegangen, zu seinem Gerichte ein jeder. In der Kirche ward ihm ein Grabmal mit Wappen und mancher Zierat erhöht. Messen wurden für die Seele, die ohne alle Buße und im Grimm dahingefahren war, in so überreicher Zahl gestiftet, daß ihr das Himmelreich wohl sicher sein mußte, wenn des Grafen Taten nicht zu sehr dawider stritten. Alles auf Geheiß der Gräfin, und man wunderte sich darüber, denn sie kannten Frau Adrianen als eine Zweiflerin, die vordem kaum und lässig die Pflichten ihres Glaubens geübt. Auch das ein Aergernis dem Toten.

Noch mehr verwunderte man sich aber darüber, wie sie und der junge Graf von Oudenweerde es fortab miteinander hielten. Vordem hatten sie sich gesucht und heimlich getroffen; man dachte, das werde wieder so sein, denn die Trauer gebot Ernst und Stille. Aber sie mieden sich vom ersten Begegnen ab, da sie ihm gemessen und würdig gegenübergetreten war. Brachte sie das Ohngefähr doch einmal zusammen, wie das bei den Mahlzeiten und sonst bei Genossen eines so großen Hauses nicht wohl zu vermeiden ist, so waren sie fremd und frostig. Er griff tätig in das Leben eines Gutsherrn ein, das ihm, der von seinem Ohm wenig Liebes genossen, neu und reizvoll war. Sie las viel in französischen Büchern und sprach, wenn sich ihr Mund überhaupt erschloß gerne davon, wie sie nach Ende ihrer Trauerzeit heimkehren wolle für immer=

dar, um ganz vergessen zu können, was ihr in der Fremde zubereitet und verhängt gewesen. Immer stiller ward sie dabei. Täglich ging sie zur Kirche, bekränzte das Grabmal und betete lange und innig davor, bis dann der Frost der Fliesen aufkroch durch die Glieder der Knieenden und ihr ans Herz griff, wie sie das liebte. Auch dies war den Menschen ein Anlaß des Verwunderns, denn so heftiger Trauer schien der Geschiedene niemandem wert, der ihn oder den Bund gekannt, der die beiden vereinigt. Und man raunte: wäre der Lebende nur anders, so weinte sie dem Verlorenen wohl kaum so viel nach . . .

In also fried- und freudloser Weise ging der endlose böhmische Winter. Der kurze und ihr allzu farbenarme Frühling zog vorüber, der Sommer schied, und der frühe und traurige Frost jenes Landes brach wieder herein. Frau Adrianas Schritt ward müde und lässig. Sie schlief übel und träumte dann von eitel grauenvollen Dingen, deren jemals gedacht zu haben sie sich erwacht durchaus nicht erinnern konnte. Sie mied alle Menschen. Brach aber einmal eine freundliche Sonne durch die Wolken, so nickte sie ein von der späten und unverhofften Wärme, die ihr wohltat. Dann, war das braune Licht ihrer Augen erst erloschen, glich sie einer Toten, und man sah, wie kein Fünkchen von farbigem Leben mehr in ihren Wangen glomm. Jählings schrak sie dann wieder auf und sah sich verstört und verängstigt um. Wer sie in jenen Tagen erschaute, dem ward herzweh davor, wie einmal ihr Anblick jeden herzfroh gemacht, dem er vergönnt war. Aber Gutes übte sie nach Kräften; und man segnete

sie im ganzen Gebiete von Schloß Ripan, und in einer fremden Zunge, die ihr zu hart, zu rauh und zu schwer schien, als daß sie eines ihrer Laute hätte Meisterin werden können, haben sie für die stille, stolze Frau gebetet, die so kläglich an einem rätselvollen Leiden dahinsiechte, eine Blume, die ohne alle Sonne duften und gedeihen soll. Und man sah ihr gerne nach, wenn sie ganz allein, nur ein Hündlein hinter sich, durch das arme, kaum gebaute und schon verwahrlosende Dorf schritt, Blumen und Gewinde, wie sie eben das Land und die Zeit boten in der Hand, immer nur den einen Pfad zur Kirche, mühsam und nur zu leicht erschöpft vom Wege, daß sie immer auf einem der Hügel rasten mußte, die auf dem Gottesacker aufgeworfen waren, ehe sie das schmucklose Haus Gottes betrat, allda ihr tägliches Tun zu vollbringen.

Der November dieses Jahres war ihr so gekommen. Zu manchenmalen hatte der junge Graf Zwiesprache mit ihr gesucht, mit ihr beeinigen wollen, was wohl am besten geschehen möchte, wann ihr Trauerjahr um sei. Sie wich aus, lenkte ab, und immer unmöglicher, eine immer stärkere Pein war es für beide, zeugenlos und allein auch nur eine Stunde zu verbringen. Das einemal meinte sie, es sei noch nicht an der Zeit, derlei zu erwägen; dann wieder: sie wisse um die Entschlüsse des Toten, und niemandem stünde das Recht zu, daran zu rütteln oder zu mäkeln, was nun im Grabe versiegelt sei. Wieder einmal wollte sie sich schleiern lassen und in das Stift für edle Frauen auf dem Hradschin treten. Am liebsten aber sprach sie dennoch von ihrer Heimfahrt; sie wollte sich ausweinen

bei der Mutter und darnach lieber dorten entschlafen denn hier, wo die arme Seele erst durch Wolken den Weg zum Himmel suchen müsse. Die Einsamkeit hatte ihren Zauberspruch über Adriana Oudenweerdes Herz hingehaucht; verfangen in ihrem Netze war die Frau und wußte nicht, wie daraus entrinnen, versuchte es selbst kaum mehr. Dazu raschelte allenthalben das Falllaub, überdeckte die Wege im Garten, die sie vordem nicht immer einsam gegangen, stieg in falben und krausen Säulen gen Himmel, wenn etwa ein Windstoß darein fuhr; darnach, als es regnete, begann es zu duften, und ihr schmerzten die Schläfen davon. Sie war sehr blaß und ganz verschlafen; manchmal klemmte sich's ihr in der Brust, daß sie aufschrie. Denn insgeheim hing sie immer noch an der Erde, die ihr so arg verschuldet war. Und so gingen ihr im Dienste ihres Toten und in einem bleichen und schattenhaften Leben die Tage eintönig — ein Totenreigen, der aus Nacht aufsteigt und ungegrüßt in Nächte versinkt.

Es war ihr aber, wenn sie zum ummauerten und wohlverfestigten Freithofe ging, der vordem in manchem Sturme die letzte Zuflucht und das beste Bollwerk der Gemeinde gewesen war, also daß das Leben bei den Abgeschiedenen seine Rettung suchte, wiederholentlich ein Mann ins Auge gefallen. Denn sonst ist es dorten nicht Brauch, die Gräber zu pflegen oder auch nur heimzusuchen. Auch war er nicht nach Tracht noch Wuchs noch Antlitz aus böhmischen Gauen. Er war nicht groß, doch breit in den Schultern; sah blond und unruhig in die Welt; sein Haar war ganz kurz verschoren, so daß man recht sah, wie mächtig und gewölbt

die Stirne sich aufbaute. Aus verträumten und dennoch scharfen und listigen Augen schaute er um sich. Kam sie, so war der Fremde schon da und durchschritt scheinbar ohne jedes Ziel das wüste Gefilde. Sie mußte seiner oftmals denken. Selbst in ihre Andacht drängte er sich unabweislich; denn ein neues Menschenantlitz war ihr ein Ereignis. Manchmal erhob sie sich von den Knieen und lugte nach ihm aus. Dann sah sie, wie er die Inschriften der Totenmale las, wo sich eine fand, und sich selbst darüber neigte, konnte er die überwachsene nicht gleich entziffern. Auch das brachte ihr ein Erstaunen, denn der Schrift war in jener Gegend kaum einer kundig. Oder, wenn er übermüdet war, so saß er auf einem der Hügel, schlang den Arm um das Kreuz und brümmelte einiges vor sich hin. Dann knisterten die Grabkränze, die noch vom Feste der armen Seelen da hingen, und machten eine klägliche Musik. Sie war manchmal so unsäglich hellhörig, um dann wieder durch Tage fast nichts zu vernehmen vor den rufenden und drängenden Stimmen in sich. Schied sie endlich, so war der wunderliche Geselle immer noch da, wenn die Schatten schon sanken und der der Kirche sich riesenhaft über das Gebreite warf. Wo nächtigte der Unbehauste? Was war sein Gewerbe? Warum weigerte er ihr das Grüßen, das ihr sonst jedermann willig zollte und das ihr immer noch gebührte? Das waren Fragen, die nicht von ihr lassen wollten, die sie in bänglichen Stunden heimsuchten, ihr lieb, weil sie üblere Gedanken ferne hielten oder scheuchten.

Ihn anzusprechen aber konnte sie sich kaum zwin-

gen, so heftig ihre Neugierde nach ihm ging. Sie war dafür des Wortes zu entwöhnt. Er aber schien allgemach mit Stein und Mal im Freien zu Ende. Hinter ihr trat er in die Kirche; wo Wappen und Schilderei die Ruhestatt eines Reichen oder eines Mächtigen im Lande verkündigten, dorten verweilte er sich am liebsten und zögerte und raunte seine Rätselworte heftiger, bis er endlich einmal hinter ihr stand und, während sie die Litanei der Seelen murmelte, über ihr gesenktes Haupt weg sah. Da wendete sie sich heftig: „Wer bist du? Was störst du die Ruhe dieses Ortes samt meiner Andacht?"

„Und wer bist du?" entgegnete der Fremde mit einer Stimme, die tief, voll und singend klang und in der Kirche einen irrend mißtönigen Nachhall weckte.

Sie erschrak vor der Macht seines Tones. Darnach: „Ich bin Adriana Oudenweerde und die Herrin auf Schloß Ripan;" sie deutete darnach, das mit Türmen und Zinnen, mit Mauern, darüber kahle Bäume ragten, durch das offene Tor hereingrüßte.

Er verneigte sich vor ihr wie einer, der in höfischer Sitte nicht ganz unbewandert ist. „Und was tut Ihr hier Tag um Tag? Denn hier muß jeder dem anderen begegnen. Ich wundere mich über Euern Eifer; denn es ist kein gutes Weilen an den Oertern der Toten: sie hängen sich an ihre Gäste und gehen mit ihnen zurück ins Lichte."

„Ich betrauere meine Geschiedenen."

„Euer Vater, gestrenge und edle Frau?"

Den Witwenschleier, der sie umhüllte, hob sie: „Mein Gatte."

Er wiegte den mächtigen Kopf, legte die Finger ineinander und spielte damit. Ein Hinterhalt klang in seiner Stimme, da er entgegnete: „Dann waret Ihr also Herrin von Ripan, und Euer Gatte war um vieles älter denn Ihr, und dennoch solcher Eifer und so heftige Trauer?"

Da überkam sie ein Zorn: „Du hast im Dorfe Umfrage gehalten um mich und du weißt mein Geschick und daß meine Hand offen ist, und nun willst du dich nach fahrender Gaukler Art an mich drängen, Erkundetes nutzen und Gaben heischen. Da hast," und sie warf ein Goldstück vor ihn. Das sprang, ein Fünkchen im farbigen Lichte der Glasfenster, in die Höhe und fiel dann, musikalisch klirrend, niederwärts.

Er bückte sich nicht einmal. Nur eine neue und kaum tiefere Verneigung. „Ich danke, und ich will's schon noch verdienen. Aber Ihr seid hier die Erste, gestrenge Frau, die mir, der ich ein Wort gegönnt, denn ich bin ihrer Zunge unkundig, wie sie der meiner Heimat oder der deutschen, die auch ich erst spät und wandernd erlernt."

„Und woher stammst du dann?"

„Weither, aus dem Nordland, dem letzten Ende der Erde, wo weiße Schollen, höher wie Berge, andrängen gegen die Feste. Aus dem Lande der Nebel, die Feuer fangen und dann in den endlosen Nächten am Himmel wandern, wallen, zücken und widereinander streiten wie reisige Heere."

„Und was ist dein Gewerbe?"

„Ich wandere, forsche und frage."

„Und warum weilst du so gerne auf diesem Friedhof? Oder ist's ein Zufall?"

„Es ist kein Zufall. Weil ich so gerne denke. Hier aber schlummern die letzten Fragen. Und so zweifle ich gerne: Wenn diese Toten hier aufstünden und sie könnten lesen, was man ihnen auf ihr Mal gesetzt, was würden sie sagen dazu? Was sprechen zu denen, die ihnen Stein und Schrift gestiftet?"

„Mich fröstelt's." Hastig zog sie ihre Umhülle eng und enger an sich, ließ den Witwenschleier vors Antlitz fallen. Eiligst trat sie ins Freie, ohne Gruß eilte sie von dannen. Erst an der knarrenden Lattenpforte, die ins Dorf führt, sah sie sich um. Er folgte ihr nicht. Langsam und bedacht setzte er seine Füße und ließ sich, nicht achtend der feuchten Kühle des Erdreichs, auf einem der Grabeshügel nieder. Ein junges Weib schlief darunter, das im ersten Kindbett gestorben war, und zwar wollte man wissen, nicht allein nach dem Willen Gottes. Denn sie war glücklich, sehr glücklich gewesen. Aber man hatte sie besprochen mit Zaubersprüchen. Dort saß er nun und nickte heftig mit dem Kopfe. Es war fast, als beschwöre er die Nebel und rufe ihnen. Die quollen, ein weißlicher Brodem, rings um ihn auf, stiegen höher und höher und umwallten den Mann aus dem Nebellande. Sie aber sputete sich, wie noch nie, lief fort, daß ihr Frauenhündchen kaum nach konnte und ängstig an ihr emporkläffte. In ihrem Mitleiden mit jeder Kreatur bog sie sich zu ihm nieder und nahm's auf den Arm. Zu Hause aber trat sie ans Fenster der Halle. Vor ihr lag das flache Land; aber wie ein feiner und leiser Schleier schimmerte es allenthalben

darüber. Nur daß, wenn ein Windhauch ging, sich das Weiße hob und das Braun der umbrochenen Schollen vorleuchtete. Ein braunes, träges Wasser zog sich in mannigfacher Schlangenwindung durch das Gebreit; häßlich umsäumten es graue und mißförmige Weiden, und ihre langen Gerten zuckten und schlugen aneinander. Denn es war ein sonderbares Grauen in der Welt, so daß man alles mehr erriet als ausnahm. Ein müder, näselnder Ton, quäkend wie das Gewimmer eines Säuglings, zog mit dem Abendwind zu ihr und durchbebte sie, bis ihr beifiel: das war doch nur der blinde Jindrak, den der Schwede, der Landsmann dessen, der vielleicht noch vor der Kirche den Nebeln sang, als Knaben gemartert und geblendet, weil er starrsinnig wie ein Böhme seines Vaters Hort nicht verraten gewollt, und der jetzt wohl vor seiner Hütte saß und die Sackpfeife übte, mit der er auf Markt und Kirmeß umzog und aufspielte. Und sobald sie diesen Schauder verwunden und erkannt hatte, woher er ihr entsprungen, war sie auch fast heiter und in sich so ruhig, wie seit langem nicht. Sie streichelte ihr winselnd Hündlein und ließ es nieder. Eine Törin schalt sie sich mit ihrer ewigen Angst. Offenbar: in ihr Mark war der Nebel eingedrungen, und sie war erkrankt davor. Saß sie erst zu Hause bei den Ihren, arm bei den Armen, doch Begnügsamen, stand erst wieder die lohe Sonne von Burgund ihr zu Häupten, dann mußte der Spuk verwehen und mit ihm alles, was sie hier gelitten, getragen, getan. Einen Stuhl zog sie sich ans Fenster, setzte sich daran und sah ins Freie, fest, unverwandt, fast begierig, wie man sich manchmal müht, einen bösen

Traum festzuhalten, der noch kurz vor Hahnenkrah die wehrlose Seele bemeistert, auf daß man sich dann doppelt des Wachens und des Tages erfreue, die ihn gescheucht. Was war doch sie, die niemalen gläubig gewesen, hier abergläubig geworden! Sie faßt' es nicht. Und lächelnd erhob sie sich: „Noch drei Monde," sprach sie zu ihrer Seele und suchte das Lager.

Des andern Tages sprach sie den Fremden an. Er stand vor dem Kirchentore und sah um sich, just als hätte sie ihn bestellt und er warte nun auf ihr Kommen.

„Du hast gestern sonderbare Reden geführt," sagte sie.

„Sonderbare Reden, gestrenge Frau? Sie sind mir nicht gegenwärtig, und ich tue dergleichen doch sonst nicht."

„Du erzähltest von Nebeln, die sich entzünden . . ."

„Das tun sie auch oftmals, gestrenge Frau. Denn aus unseren Bergen schlagen Flammen."

Sie zuckte ungeberdig die Achseln.

„Von den Toten redetest du und ihren Gedanken und Worten fast, als könnten sie wiederkommen und mit Menschenstimme sprechen zu den Hinterbliebenen . . ."

„Sie können's auch, Herrin! Wenn einer die Sprüche weiß, so kann er ihnen rufen!"

„Entsetzlich! Unmöglich!" klang's in Adrianas Seele. Aber sie zwang sich und besann sich. Dann flog ein spöttisches Lachen um ihren Mund und leuchtete in ihren Augen. „Du meinst," sagte sie, „er kann sie

rufen. Ob sie aber kommen wollen, dies ist ihre Sache, und sie wollen niemals."

„Immer, Gestrenge und Edle. Wenn der sie aufsingt die rechten Sprüche weiß und der ihn singen heißt den rechten Willen oder doch nur den Wunsch in sich hat, ihrer ansichtig zu werden."

Frau Adriana ward fast gutlaunig. „Also, eine Ausflucht! Denn wie kann man erweisen, daß man wirklich das Begehren hatte, seine Schatten zu begrüßen? Schlafen sie also ruhig weiter, dann ist's nicht die Schuld des Beschwörenden, nur dessen, der ihn beauftragt hat."

„Es gelingt aber dennoch oftmals, Gräfin Oudenweerde. Und ein Christ sollte daran nicht einmal zweifeln dürfen. Oder zog nicht König Saul gen Endor und ließ sich allda Samuelis Schatten rufen, damit ihm der die Zukunft künde und was ihm und seinem Volke bereitet sein werde von den Philistern?"

„Was sprichst du da? Woher weißt du das und was soll es?"

„Es ist aus der Bibel, und es erweist, wie alt meine Kunst ist."

„Aus der Bibel? Ach, da steht wohl so manches!"

Er wurde sehr ernst. „Manches, doch nicht ein Wort, das nicht wahr wäre und geprägt von Gott und also gültig für nun und alle Zeit."

„Ich weiß es nicht und will nichts davon wissen. Und kennst du gar einen, der dieser Gabe teilhaftig ist?"

„Die Leute sagen, ich sei es. Und ich habe man-

chen Toten aufgesungen und in manchem Lande. Immer kamen sie mir, immer."

Im Grunde war, nach jenem ersten Erschrecken, noch nichts in ihr, nur die unruhige und lüsterne Neugierde eines Weibes, das vor Neuem und Unerhörtem steht. So forschte sie denn: „Und woher ward dir diese Kunst? Oder zu welchem Ende übst du sie?"

„Ich weiß nicht, woher sie mir kam. Aber, warum hat einer das zweite Gesicht und weiß es vorher, wem der Tod verhängt ist? Und ein anderer kennt den Markgang, und die Rute zuckt in seiner Hand nach edlem Gesteine, das in der Tiefe schläft, und nach dem Wasser, das in so geheimen Gründen rauscht, so verborgen, daß es kein feinstes Ohr vernehmen kann? Und mir wieder tat sich dieses Geheimnis auf. Die Runen las ich, die Worte begriff ich, die Weise summte um mich in Nächten, die so hell waren, wie hier nur ein Sommermorgen, ehe die Sonne sich zeigt, und in anderen, die so finster und sternenlos dunkelten, wie's niemand ahnt, der ihnen nicht ins schwarze Auge gesehen. Und sie suchten meine Seele, bis die begriff, warum sie an sie drangen. Seither zieh' ich durch die Lande. Ungern üb' ich, was ich vermag; denn es ist mir unerfreulich und gräßlich anderen. Wer aber meiner begehrt, dem muß ich zu Diensten und zu Willen sein, gestrenge Frau!"

„Ich hielt dich für einen Gaukler, der die Leute ängstigen will, statt sie zu ergötzen. Nun scheinst du mir ein Tor, der seine eigenen Märlein glaubt," entgegnete Adriana.

„Versucht mich, hochmögende Frau!"

„Du könntest einen toll machen mit deinem Gefasel. Ich werde dich von hinnen weisen lassen, wie sich's gehört für Leute deines Gewerbes."

„Tut's immer. Nur versucht mich zuvor, Herrin! Euer Angeld empfing ich schon in der Kirche, da ich Euch zum erstenmale sprechen dürfen!"

Er hatte sich wiederum, wie er's liebte, auf einem der Hügel niedergelassen. Dabei streifte sein Arm an einen Flitterkranz, der noch vom Seelenfeste her da hing, und der fiel zu Boden. Das raschelte so laut, daß Adriana erschrak und ihre ganze Fassung verlor. Das Epheugewinde in ihrer Hand ließ sie sich entfallen. Er bückte sich darnach und wollte es der Frau darbieten. Sie aber, mit zorniger Gebärde, winkte ab. Und dann, kämpfend und die Seele voll aufrührender Schauder: „Und wenn ich nun wirklich prüfen möchte, ob du kannst, wessen du dich berühmst, — wen könntest du mir aufsingen aus der ewigen Ruhe?"

„Wen immer zu sehen Euch wirklich verlangt. Es sei denn, er sei im Himmelreich. Ueber den vermag kein Rufen mehr etwas."

Sie lächelte wieder: „Nein, im Himmelreich hoffe ich den nicht."

„Und wer ist es? Gebietet und versucht mich immer nach Eurem Gefallen."

Es war ein finsterer Ernst in ihren Zügen, und sie flüsterte nur und stockte oftmals: „Die Eltern leben mir beide. Meine Geschwister sitzen bei ihnen und haben's alle besser denn ich. Die vor mir lebten zu schauen, habe ich keinerlei Gelüsten. Einer starb mir, um einen trage ich Trauer. Noch ist's kein Jahr, und

er wäre im Fegfeuer, selbst wenn er anders gewesen, denn er war. Sing mir meinen Gatten auf!“

„Wenn Ihr darnach begehrt, so will ich's tun. Nur noch eines beantwortet und erwägt darnach. Wie schied er? Die friedlos Geschiedenen kommen gräßlich, und wer ihres Anblickes nicht gewöhnt oder nicht reinsten Herzens ist, den mag's leicht zu heftig grauen davor. Wollet Ihr den Herrn wirklich sehen?“

„Er starb ohne Frieden. Aber ich will es!“ Sie schauderte, kaum daß sie gesprochen.

„Und wann gebietet Ihr über mich, Herrin?“

„Welche Stunde magst du?“

„Jede, Herrin, nach Untergang der Sonne bis zu Mitternacht. Und jeder Raum ist mir recht; nur muß er gen Westen schauen, und das Fenster gen Westen muß offen stehen. Denn die Seelen nehmen den Abendgang und kehren also auch dorther zurück. Und nichts darf darinnen stehen, nur ein Tisch, eine Rauchpfanne mit glühenden Kohlen. Sonst nichts!“

„Komm morgen aufs Schloß, wenn du nicht andere Post vernimmst,“ und den Finger auf den Mund legend und rücklings schreitend schied sie. Hinter den beiden aber stand eine rote und kraftlose Novembersonne, die sich eben zu ihrem Niedergange bereitete. Und wie sich der Totensänger erhob, der edlen Frau seine Ehrfurcht im Gruße zu erweisen, da fiel sein riesenhafter Schatten auf sie. Sie schrie auf; ihr war, als wollte sich ein Schrecknis auf sie stürzen. Und noch einmal schrie sie auf — ihr war, der Mann vor ihr würfe noch einen anderen Schatten. Und atemlos und ein Flirren vor Augen, ein Sausen in den Ohren,

kam sie aufs Schloß. In die Halle ging sie. Noch glomm im Kamine das Feuer. Sie kauerte sich daran nieder und wärmte sich. In irren Worten sprach sie zu ihrer armen Seele. Manchmal schüttelte sie ein Schlucken, das sie niederzwang. Ihre gänzliche Einsamkeit drückte ihr auf die Brust, darin ein gequältes und zweifelndes Herz schlug. Und nicht einmal schwieg der geheime Wunsch in ihr, der Totensänger möchte nicht gelogen haben, und sie dürfte schauen, was er könne, und sei es das Gräßlichste. Denn was verschlug alles, nun sie an eine Wiederkehr und ihre Möglichkeit zu glauben begann, so heftig ihr zweifelnder Verstand sich immer dagegen sperrte? Und was konnte ihr der Grimme zu verkünden haben? O, nur wissen; o, nur schauen, horchen und erstarren . . .

So fand sie der junge Graf, da er spät wie immer heimkehrte. Vor ihm schritt sein Diener, den Armleuchter mit den flammenden Kerzen in der erhobenen Hand. Ihr Vetter verweilte sich bei ihr: „Was verstört dich also, Adrienne?" und strich ihr verhohlen und flüchtig übers braune Haar. Sie aber sah ihn mit fast erloschenen Augen an und hielt augenblicks die Hand wieder schirmend vor ihr Angesicht, einem Kinde gleich, das den Anblick von etwas Beklemmendem vermeiden möchte. Denn vor der Glut im Kamine und in der Kerzenhelle warf auch er einen doppelten Schatten, unendlich lang durch den Raum greifend der eine — ganz wie die jenes Mannes, dessen sie nicht gemahnt sein wollte. Mit der zuckenden Linken winkte sie ihm: „Laß mich!" stöhnte sie dabei. Er, gewohnt ihres wunderlichen Gehabens, ging.

Sie aber blieb allein, ganz allein, wie nun schon durch zehn Monate, in denen nicht ein Tag ihr Sonne oder auch nur tröstliches Sternenlicht gebracht, und stierte in die roten Kohlen. Einmal sprang sie auf: „Einen Boten senden, einen Boten!" murmelte sie. Wohin aber, oder mit welcher Kundschaft? Das war ihr ganz vergessen. Dann wieder fand sie sich vor der Türe des jungen Grafen. Was zog sie dorthin? Was hatte sie dort zu suchen, ihn zu fragen, mit ihm zu beraten? Sie wußt' es nicht. Sie wußte nur, daß zwischen ihr und ihm nichts mehr gemein war, niemals mehr etwas gemein sein sollte. Und also trieb sie's umher, und schattenhaft tauchte in ihr das Erinnern jener ersten Nacht auf, in der sie gleiche Unrast befallen. Sie litt, bis auch das letzte Fünkchen im Kamin verglommen war. Noch einmal dachte sie des Einzigen, der ihr nahe war und an den sie immerhin einiges Recht hatte. Aber ihn aus dem Schlummer wecken mochte sie nicht. Und was konnte sie ihm beichten, worüber er nicht lachen durfte? Und mit schmerzenden Knieen ging sie nach ihrem Gemach. Im Haupt war's ihr dumpf, und ihr Herz hämmerte so sehr, daß sie einmal beschwichtigend die Hand darauf pressen mußte. „Steh still, steh still," sprach sie fast zornig dabei.

Der folgende Tag war rauh und durchstürmt. Durch die öden Gemächer, über denen kein Frauenauge mehr wachte, und die hohen Säle zog unablässig ein Sausen. Ein feiner Sprühregen ging und nahm alle Ferne. Nicht einmal den Gottesacker und die Kirche darauf, die ihr sonst so nahe standen, konnte sie recht

erschauen. Denn Nebel und Wasser rannen in eines zusammen und brauten häßlich ineinander. Der Vormittag ging atemlos; nach dem schweigsamen Mahle saß der Herr auf Schloß Ripan auf, und ritt, wie alle Tage, von dannen, dem Weidwerke zu frönen. Ein letztes, geheimes Hoffen war so lange in ihr und ward nun zunichte. „Bleib, o bleib!“ meinte sie einmal gerufen zu haben, „siehst du nicht, was ich leide?“ Da keine Antwort kam, erkannte sie erst, daß ihren Lippen kein Wort entflohn sein konnte. So sah sie ihm nach. Er saß schön und stattlich zu Pferde, und hinter ihm heulten begierige Rüden. Bald war er ihr entschwunden, der letzte Laut des Lebens in ihr und um sie verhallt. Darnach ließ sie alles aus der Halle schaffen, bis auf den einen Tisch. In einer wunderlichen Laune rief sie der Dienerin und ließ sich von ihr so gut schmücken, wie nur möglich. Die Witwenhaube tat sie ab; ihr Haar ward geflochten und gekränzt, wie sie's als Mädchen geliebt. An dem schönsten ihrer alten Gewande ermaß sie traurig, wie siech und überschlank ihr junger Leib in so kurzer Weile worden war. Darnach holte sie ein Pfännlein aus der Küche; mit schwachen Händen schob sie den Tisch in die Mitte des Raumes. Ihr Ehering glitt ihr dabei vom Finger, und sie bückte sich nicht einmal darnach. Das Fenster stieß sie auf. Ein leises Rieseln troff ihr über Haar und Wangen und tat ihr kühlend fast wohl. Noch war's am Tage, und sie schüttete die Kohlen ins Rauchpfännlein und entzündete sie. Sie sah freudig zu, wie sich die Glut verbreiterte, bis endlich alles in heimlichem Glühen stand. Das glomm rötlich durch die hohe Halle.

Was sich dann durch eine Zeit begab, das wußte sie nicht. Nur, mit einem stand der Totensänger vor ihr. Er neigte sich stumm vor der Frau. Strack und ernsthaft schritt er auf sie zu: „Herrin — ist es noch dein Wollen, zu rufen den Toten, zu hören, was sie verkünden, zu sehen, was ich vermag? Es ist die letzte Frage . . .“

Sie neigte nur stumm das Haupt. In eine Fensternische stellte sich Adriana Oudenweerde und bespähte begierig, was der Fremde begann. Der trat vor die Glut hin und streute Beere und Nadeln vom Wacholder und vom unheiligen Sädenbaume darüber. Ein duftender Rauch stieg auf und wölkte sich betäubend. Dann breitete er die Arme aus; das Haupt legte er zurück, aus der tiefsten Brust, fast röchelnd, mit tiefer Stimme hub er seinen Singsang an. Es war aber Adriana dabei, als wäre sie vor der Schwüle eines Augustnachmittages entschlafen, und plötzlich erklängen ihr gelle unerhörte Laute, wie sie einen dann gerne aus dem Schlummer schrecken. Immer wilder schwollen sie an, immer häufiger folgten sie einander. Nun noch einer; wie wenn in schwerster Nacht die überspannte Saite einer Geige plötzlich und heftig springt. Dann schwieg der Totensänger, sehr blaß, erschöpft, sonder Atem.

Totenstille. Nur in den Zweigen war ein mächtiges Aechzen. Und in jähem Zorne trat Adriana auf ihn zu: „Gaukler! Gerufen hast du nun. Wo bleibt der, dem dein Schreien galt? Die Staupe für dich, die Staupe!“

Er atmete tief auf, rieb sich die Augen. Dann, als wär' er kaum selber aus einem schlimmen Traume er-

wacht und noch halb entrückt, nahm er sein Tun wieder auf, warf wiederum seine Zauberkräuter ins Becken, darin es nur noch gloste, und sprach: „Das war der erste Spruch, Frau Gräfin Adriana. Er galt denen, die Gott nach seinen Schlüssen und in seiner Weisheit zu sich genommen."

Wieder stand sie in ihrem Winkelchen, und wieder hub er seine Weise an. Immer stärker, furchtbarer, jäher kamen die Mißlaute und betäubten ihr Ohr und Seele. In allen seinen Gliedern zuckte leidenschaftliche Erregung: es dröhnte, wetterte, schrillte. Und wieder schwieg er, und wieder, aber leise, ganz leise, aus ihrer Ecke heraus, erklang ihm das Rufen Adrianas: „Und nun? Welche neue, frechere Ausflucht hast du, Mann der Lügen?"

Er kehrte sich nicht einmal um nach ihr. Nur in die Asche hauchte er und blies sie fort, um noch zur wenigen Glut zu gelangen, die etwa im Grunde schlafen konnte. Und vollkommen ohne Ton, während er sich selber nur wie sehr mit Mühe aufrecht erhielt, kam ihr die Antwort: „Dies war der zweite Spruch. Ihn hören nur die, so durch eigene Hand geendigt." Wie blaß sie aber war und wie sie bebte, dies verbarg ihm die tiefe Finsternis um sie beide. . .

Ein unerhörter Aufschrei. Ein noch grauenvollerer, der ihm folgte. Eine Fensterscheibe klirrte. Ein dumpfer Fall. Das letzte Fünkchen in der Rauchpfanne war erloschen ; nur noch der scharfe und herbwürzige Duft verzuckte schwelend im Gemach. Fahl, beklommen und zu voller Höhe aufgerichtet stand der Totensänger. Unten im Hofe aber parierte der junge Graf sein Roß vor

der Leiche Adrianas. Er sprang vom Pferde, bog sein Knie, und über seine zuckenden Lippen kam die eine kurze, leidenvolle Totenklage: „Arme Adrienne! Arme Adrienne!"

---

# Frühschein

Den 13. des Monats Julius 1662 haben sie auf der Gänseweide im Erdberg vier üble Weiber gebrannt. Es war ein groß Spektakel und ein sonderlich Ergötzen für das gemeine Volk, das johlend und mit Zuruf um den Stoß stand und für dessen Erlustigung sonst bei bösen Zeiten wenig geschah. Denn zweie von ihnen kannte die ganze Stadt. Die eine davon war des sehr edeln und ansehnlichen Ratsherren Petrus Lehningers Weib, die andere seine Tochter Barbara. Denn die Stiefmutter hatte, zu wiederholtenmalen peinlich befragt, endlich bekannt, sie habe das Mägdlein, da es noch nicht zwölf Jahre alt gewesen, ob seiner ausnehmenden Schönheit dem höllischen Buhlen zugeführt. Torquieret, gab die Jungfer Barbara zu, sie habe durch sieben Jahre mit dem Bösen Gemeinschaft gehabt und schlimme Unzucht getrieben. Genossinnen nennen aber tat sie überall nicht. So heftig man ihr auch mit Worten und eindringlicheren Vermahnungen zusetzte, antwortete sie immer, sie hätte, wann sie ausgefahren, bei ihrem sehr zurückgezogenen Leben niemanden erkannt, und insgemein sei der schlimme Feind als ein sehr säuberlicher und nur etwas hinkender Herr zu ihr auf die Stuben gekom-

men. Ueber eine solche Halsstarrigkeit eines so jungen Geschöpfes betrübten sich der Hexenrichter, Herr Ferdinand Riemenschneider und der Beichtiger, der ihre Seele gerne gerettet, gar sehr. Denn das Treiben der Unholdinnen war nur zu schamlos und zu offenkundig, als daß ein Einsichtiger es hätte leugnen können, so daß das Holz unablässig im Preise stieg und zwar, so viel dessen auch zugewachsen, fast noch mehr ihrer Brandstöße halber als der vielen neuen Häuser wegen, die man nach dem großen Kriege überall aufzubauen begann, und daß niemand bessere Zeiten und ein lohnenderes Geschäft hatte, als die Büttel samt dem Fronvogte. Der alte Lehninger aber, der sich wie ein Rasender nahm und sich weigerte, die Gerichtskosten für Weib und Tochter zu bezahlen, ward mit vielen Pfunden guter böhmischer Groschen gebüßt, und, weil er sehr lästerliche Reden führte, als ein Zweifler und als im Geruche geheimer Hinneigung zur Hexerei fortab suspekt gehalten.

Am 18. hujus, eben da es tagte und die Frau Katharina des sehr strengen Herren Ferdinand Riemenschneider sich erhob, fand sie in Küche und Haus noch gar nichts bereitet. Vielmehr alles lag und stand, wie zu Abend zuvor. In ihrem Bette aber fand sie die ungarische Magd, Terka geheißen, welche seit mehr denn einem Jahre bei ihnen im Dienste gewesen. Diese stöhnte erbärmlich und klagte, wie sie sich durchaus nicht aufrichten könne. Denn es sei ihr nicht anders, als hätte sie Blei in den Gliedern, und tue ihr alles weh. Bestürzt sandte man nach dem Chirurgus Sebastian Oberndorfer, denn das Mädchen war dem ganzen Hause wert ob seiner Anhänglichkeit und seines munteren We-

sens. Herr Oberndorfer fand nichts und schied mit einigem Kopfschütteln, weil er an sich und seine Kunst glaubte. Und wie das etliche Tage so fortwährte, ohne daß weder die Terka an ihr Werk gehen konnte, noch es eigentlich schlimmer mit ihr ward, so entstand ein allgemeines Raunen. Denn man kannte das Mädchen um den Bauernmarkt, wo des Herren Riemenschneiders Haus stand, weil es sehr hübsch war: zierlich von Gestalt, mit gar kleinem Kopfe, mit munteren, schwarzen Augen darin, bräunlich von Angesicht und behend und wippend von Gang, wie eine Grasmücke, daß man immer meinte, sie werde jetzt verborgene Flügel spannen und fortpurren. Auch sang sie gerne und heimlich vor sich, wie so ein Waldvogel, und wollte von keiner Liebschaft wissen, ob ihr schon ansehnliche Herren auflauerten, wenn sie hinter ihrer großen, blanken, stattlichen Frau zu Markte ging, ihr nachstellten, wenn sie allein etwas zu verrichten trippelte, und sie so etwa ein unversehenes Glück hätte machen können. Und, weil sie immerdar ganz gesund gewesen war, so munkelte man allerhand von Hexerei und als man gar hörte, sie möge die Frau durchaus nicht mehr ansehen und kehre den Kopf nur zur Wand, wenn ihr diese tröstlich zuspreche, so gewann der Verdacht bald eine bestimmte Richtung.. Man war der Frau Riemenschneider nämlich nicht hold, weil sie sich vom Verkehr mit anderen Frauen fernhielt und mied. Eine der Nachbarinnen erzählte, sie hätte sich einmal berühmt, sie wolle lieber des Teufels werden, als eines Kindleins genesen. Denn ihre Schönheit sei ihr zu wert, als daß sie durch Kindesnöte sie sich zerstören lassen wolle.

Es gab an den beiden überhaupt immer zu mäkeln. Wer den Blutbann in Händen hielt, wer schon durch sein Amt so vielen Leiden bereiten mußte, dem mußten manche gram sein. Es gab wenig Familien, die sein Eingreifen nicht schon einmal verspürt hatten. Er tat seine Pflicht, ohne Besinnen, ohne Härte, ohne Rücksicht, wie man etwas erledigt, das nun einmal sein muß und das in eines anderen Händen läge, wäre es nicht diesen anvertraut. Er hatte im großen Kriege als ein sehr junger Hauptmann gedient und darnach dies Amt anvertraut erhalten, das seinen Wünschen durchaus entsprach. Denn er war keiner Versuchung zugänglich, ruhig, erwägend und bei seiner großen Klarheit bald ein scharfer Jurist, an den man sich selbst aus Grätz und noch weiterher in wichtigen Fragen um Gutachten wandte. Allerdings wußte er sich damit und mit seiner gewandten Feder nicht wenig, überhob sich gegen die Kollegen und träumte von einer höheren Laufbahn. Sie war eines Obristen Tochter, der bei Jankau ohne Viktoria, doch nicht sonder Ruhm unter kaiserlichen Fahnen gefallen, streng klösterlich erzogen, selber zum himmlischen Bräutigam sich sehr hingezogen fühlend, und hatte auch darum nicht ohne Besinnen und Zweifeln sich dem älteren Manne verbunden. Nun hingen sie einander sehr an, mit einer heftigen Ausschließlichkeit des Begehrens, welcher die Jahre nichts anhaben konnten. Sie waren wohlhabend und vielleicht sogar mehr, ohne anderen Aufwand zu machen, als für den Staat der Frau, daran ihr Herz nun einmal hing. Gesellschaft mieden sie nicht, noch fehlte sie ihnen, die jeder ungestörten Stunde froh waren, so wenig sie, als völlig gleicher Gedanken, auch

in ihr sprachen. Beider Gottesfurcht war echt. Anfangs hatte man ihr Glück bezweifelt, späterhin es als etwas Unbegreifliches hingenommen, je fester es erwuchs, während um sie herum manches Blühen, wie eben erst das bei Lehningers, zunichte ward. Das Unbegreifliche aber schwebt über den Häuptern der Menschen wie eine drohende Wolke. Wann wird sie sich öffnen und irgend ein ungeahntes Unheil enthüllen, das in ihrem Schoße schlief . . .?

Nach einer Wochen etwa, als es mit der Terka immer im gleichen blieb, ohne daß alles Salben und Schmieren von hilfreichen Frauen irgend nützte, vielmehr der Arm des Mädchens, wenn man ihn zur Höhe hob, als ein unnütz und kraftlos Ding niederfiel, gleich als wär' er in der Wurzel verdorrt, während doch kein Auge gegen früher eine Aenderung gewahren konnte, sandte man nun einen Priester vom Orden Jesu, der im Geruche stand, Teufel besprechen und austreiben zu können. Er war Beichtiger und Seelenfreund des Hauses, wie in diesen sehr kummervollen wie andächtigen Tagen jedes bessere einen haben mußte. Er verweilte sich sehr lange bei dem Mädchen, und der Herr Riemenschneider, der sich derweilen aus rein menschlichem Anteil im Flur aufhielt, hörte den heiligen Mann mit starker Stimme der Magd zusprechen, sie vermahnen und beschwören, während sie entgegenschluchzte, beteuerte und ihrer Seelen Seligkeit zum Pfande setzte. Als sich die Türe wieder auftat, trat der Priester mit sehr blassem und verstörtem Gesichte heraus. Wenige Worte, und Herrn Riemenschneiders Antlitz ward nicht minder fahl. Er griff nach der Hand des Priesters und riß sie ungestüm an sich,

als wollte er sie vom Arme trennen, küßte sie heftig, und er, an dem man niemals eine sonderliche Aufregung gekannt, schrie auf, stöhnte und flehte. Der andere zuckte mitleidig und hilflos die Achseln. Da er schied, taumelte der Richter ganz ohne Fassung in sein Gemach.

Am gleichen Abend war ein großer Rumor in der Stadt. Denn Frau Katharina Riemenschneider war, als der Hexerei bezichtigt und schwer gravieret, in die gemeine Prison eingeliefert worden. Von Stund' ab erholte sich die Magd, daß es ein Wunder und fast für sich ein Beweis war, und war bald wieder auf stracken Füßen.

Dieses war die Anklage, wie sie die Terka zuerst dem Beichtiger gemacht, darnach vor dem Inquirenten, oft und eindringlich vermahnt, aufrecht erhalten, ohne alle Abweichung wiedererstattet und mit den teuersten Eiden bekräftiget. Und als einer ehrsamen und unbescholtenen Person christlichen Glaubens mußte man ihr wohl Gehör schenken und demnach mit der Inkulpatin nach dem gemeinen Recht und den Vorschriften des Hexenhammers gemäß verfahren.

Es sei ihr oftmals aufgefallen, wenn sie der Herrin beim Auskleiden habe helfen müssen, daß sie diese schleunig weggeschickt und die Türe hinter sich sorgsamst verriegelt. Und als neugierig, und ob die Frau nicht vielleicht eine geheime Unform vor ihr verberge, habe sie einmal durch das Schlüsselloch geluget und also gesehen, wie sich die Frau nackend ausgezogen und mit einer Salbe am ganzen Körper gesalbet, der aber ohne allen Fehl gewesen. Das ziemliche Häfen, aus welchem sie dieselbe Salbe genommen, stand hinter dem Bette in einem ge-

heimen Schränkchen. Einmal habe sie fürwitzig ihren Finger darein getauchet. Es war ein starker und übler Geruch, und der Finger brannte sehr heftig. In der gleichen Nacht sei aber in ihre Kammer, die sie doch wie immer sorglich verschlossen, ein sehr wohlgekleideter Herr, den sie niemals vorher gesehen, gekommen, habe ihr das Köstlichste von aller Welt versprochen, wofern sie sich ihm zu eigen gäbe, und sie also sehr bedrängt, bis sie in ihrer Angst und sich keinen Rat mehr wissend, nachdem niemand ihr Schreien hörte, Gott und seine Heiligen angerufen. Alsbald sei der fremde Herr mit einem gräßlichen Fluche und einem bösen Dampf hinter sich, der ihr die Brust beklemmte, als ein angebrannter Schwefelfaden es tut, ohne Spur verschwunden.

„Ob der Herr damals zu Hause gewesen?"

Nein. Das wisse sie bestimmt. Er sei im Amte über Land gewesen.

„Ob aber die Frau? Und wenn, ob sie ihr Schreien hätte müssen hören?"

Ihr Rufen wäre laut genug gewesen dazu. Nur daß sie ganz allein im Hause wohnten. Ob aber die Frau in ihrem Bette gelegen, dies wisse sie nicht.

„Was das wiederum nur heißen solle? Sie möge sich ihre Aussage wohl überlegen — es ginge um zweier Christenmenschen zeitlich und ewig Heil!"

Sie könne nicht anders, bei der Mutter Gottes und ihrem einigen Sohn. Denn die Frau habe sich niemals gesalbet, wenn nicht der Herr just auf Reisen gewesen sei. Dies wisse sie als ganz bestimmt. Aber sie wisse nicht, ob die Frau dann im Bette geschlafen. Denn immer darnach sei es ganz so gewesen, wie sie es zu

Abend gemacht, und keinerlei Eindruck, als hätt' eine erwachsene Person darin gelegen, und sei die Frau sehr grämlich und übeln Aussehens gewesen.

Die Beisitzenden sahen einander an. Ein Species loci, auf gemein Deutsch ein Orts- und Augenschein ward angeordnet. Man konnte wirklich durch das Schlüsselloch zum Bette und dem Wandschränkchen dahinterblicken. Dieses ward geöffnet, und man fand neben allerhand Schmieren und Oelen, wie sie sonst Frauen haben, eine ansehnliche Dosen darin, zum Teil noch gefüllt mit einer Salben, welche, schmeckte man dazu, also in die Nasen stach, wie die Terka dieses angegeben. Und wurden der Frau Katharinen am gleichen Tage die strengen Eisen angelegt. Mit der Terka aber ward weiter inquiriert.

„Warum sie also wohl dann über ein böses Treiben so lange geschwiegen?"

Sie errötete sehr. Dann: Weil sie gewußt, der Herr hänge an seiner Frau mehr als an sonst allem.

„Also: aus sonst löblicher, diesmal aber sträflicher Anhänglichkeit an den Herrn, und um ihn, dem sie sehr zugetan, nicht zu betrüben?"

Die Terka kämpfte mit sich. Endlich: Ja, denn sie habe dem Herren immerdar zu Gefallen zu leben getrachtet. Freilich nicht weiter, als mit Zucht und Ehrbarkeit verträglich.

Mancher der Gestrengen schmunzelte und dachte sich sein Teil. Denn das Mädchen war zu säuberlich. Alsdann: „Und in welcher Weise sie demnach meine, daß sie von der Frauen sei behext worden? Und sie möge ihrer Worte Hut haben!"

Das sei sicher und gewiß in der übernächsten Nacht geschehen, nach der man die beiden Lehningers gebrannt. Denn sie hätte dabei zugeschaut und sich dabei sicherlich in Gedanken versündigt. Weil sie nämlich die Jungfrau Barbara oft und oft gesehen, und es sei sicherlich keine sittsamer, schöner und stolzer in Wien zu befinden gewesen, so habe sie bei sich gedacht, ob man nicht unrecht getan habe an dieser, und durch solchen Zweifel dem Bösen Gewalt gegeben über sich. So meine sie heute. Und mit solchen Gedanken sei sie müde, nachdem sie nur das Notwendigste verrichtet und alles Uebrige auf den Morgen verschoben, zu ihrer Lagerstatt. Es sei ein mächtiger Schlaf auf ihr gelegen, so daß sie nicht anders vermeinte, als sie müsse augenblicklich ihre Ruhe finden. Dem sei aber nicht so geworden. Vielmehr sei sie mit halb offenen Augen dagelegen und hätte selbst die Totenuhr gehört, welche im Holze und wie unter ihrem Kopfe geticket. Immer schwüler und ängstiger sei ihr geworden, und sie habe müssen aufstehen und ein Fenster aufgestoßen. Dies getan, sei eine sehr große, blanke Katze in die Kammer gehuscht, welche, sie wisse nicht wieso? der sehr edeln Frauen absonderlich geglichen. Diese saß auf das Fensterbrett und sah sie, die Terka nämlich, mit gar grünen Augen und den Schweif hoch, bös und lange an, bis sie sich sehr vor dem Tiere gefürchtet und wieder in ihr Bett geschloffen. Alsdann tat die Katze einen Sprung darauf und hauchte sie an, und konnte sie sich darauf durchaus nicht mehr erheben, wie alle wüßten und ihr bezeugen würden, bis man eben die Frau Katharina Riemenschneider gefänglich und zur Haft genommen. Darauf habe die Katze wieder einen

Satz getan. Sie hörte den Riegel klirren und sah mit staunenden Augen, wie ihre Frau leibhaftig und im blanken Nachtgewande zur Türe hinaus schritt. Beweis: man hätte in der Frühe zu ihr können, die sich, wie die Frau selber nicht bestreiten mögen werde, sonst und aus Ehrbarkeit immerdar eingeriegelt habe.

Inkulpatin, vorgerufen, bestätigt, daß die Terka sonst immer hinter sich zugeriegelt. Ob auch damals, könne sie natürlich nicht wissen. Sie wisse auch durchaus nichts von einer Salben, habe niemals höllische Praktiken praktizieret. Wird gütlich vermahnt und schilt die Terka, die, aufgefordert, das Ganze ihr ins Gesicht wiederholt, ein teuflisch und verlogen Ding, das wohl der Böse selber zu solchem Unheil angestiftet. Wird verwarnt, sie möge nicht grundlos eine redliche Zeugin verdächtigen, die unter Eid aussage, und zum andern Male mit Glimpf vermahnt, sie möge doch des ewigen Heiles eingedenk sein, nachdem sie allem Scheine nach das zeitliche freventlich verscherzet. Leugnet abermals und wird nun mit der scharfen Frage bedroht. Darauf erschrickt sie heftig, beharrt dennoch in ihrer Verstocktheit. Und dieses Protokoll ward dem Stadtrichter Herren Ferdinand Riemenschneider abschriftlich übermittelt, der ex humanitate legis, vermöge unserer Gesetze Mildigkeit, und über sein eigenes Ansuchen vom Amte der Untersuchung enthoben und sonst einer geheimen, aber scharfen Ueberwachung unterworfen worden war. Es schien nämlich allen undenkbar, daß ein so gewiegter Kriminalist von einem so ruchlosen Treiben, das doch nach der Terka Behauptung durch geraume Zeit, nämlich mindestens so lange als sie im Hause war, id est durch ein und ein

halbes Jahr kontinuieret und unter seinen Augen getrieben worden war, nicht das mindeste sollte bemerkt haben, es sei denn, er wollte blind sein...

Für sich, in vielen bitteren Stunden, studierte Herr Ferdinand Riemenschneider diesen Aktus. Er war vollkommen klar und unzweideutig, ließ nicht der mindesten Hoffnung, nicht dem dämmerigsten Zweifel einen Raum. Sichere Indizia, bündige, lückenlose Aussagen. Er selber, der nicht bloß von Amtswegen erfüllt war von allem Glauben seiner Zeit, der niemals an seinem Berufe sich geirrt, hätte unter diesen Umständen sein eigen Weib zum Holzstoße senden müssen, war ihm der Spruch anvertraut. Und wie, ohne daß er selber wußte, seine Einbildungskraft eben wegen ihrer Dürftigkeit ganz erfüllt war von den vielen Prozessen, in denen er des Rechtes oder dessen gewaltet, was ihm dafür gelten mußte, so fiel ihm jetzt ein Zeugnis wider sein Weib Katharinen ein, das er nicht verhehlen hätte dürfen, wenn man ihn auf sein Gewissen darum befragt hätte. Denn er glaubte sich bestimmt zu erinnern, daß in derselben Nacht, in der die Terka verhext worden war, ein schwerer und rätselvoller Druck auf ihm gelegen, ein ganz unbändiger Schlaf. Mitten daraus erwacht' er: es war ihm nämlich, als hätte eine ferne und klagende Stimme seinen Namen gerufen. Er hielt sich still; aber ein sehr banges Schweigen war um ihn und kein ruhiger Atemzug seines Weibes, dem er sonst so gerne horchte in schlummerlosen Nächten, rührte an seine Seele. Nur im Kamin saust' es heftig bei sonst windstiller Nacht. Er griff dorthin, wo sonst das liebe Haupt seines Weibes zu ruhen pflegte, denn große Liebe

trägt in der ewigen Furcht vor dem Verluste ihren schärfsten Stachel in sich. Die Stelle war leer. . . . Er tastete um sich. Alles war, so meint' er vor dem Kruzifix beschwören zu dürfen, gestanden wie sonst . . . Da, zu seiner Rechten, das Nachtlicht, daneben ein Bündel mit Akten, darin er noch vor dem Einschlummern gesucht und gelesen; dann sein Gebetbuch — er fühlte die schweren silbernen Spangen und Beschläge, und es rieselte ihm kühl ans Herz. Und endlich der silberne Becher, ein ihm sehr wertes Erbstück nach dem Obristen, seiner Frauen Vater, der immer dastund, weil ihm sein Nachttrunk darin gereicht ward. Das alles sah er wieder und ganz bestimmt vor sich in diesem Augenblicke. Und wie er damals so einsam dalag, und das Rumoren im Schornstein ward immer lauter, und er rief nach ihr mit ganz leiser Stimme, und es kam kein Gegenruf, so überkam ihn erst eine unsägliche Bängnis und dann ein gar großes Entsetzen. Wo war sie? Er wollte nochmals rufen, und es schnürte ihm die Kehle. Er reckte den Fuß aus und zog ihn schauernd zurück. Denn ihm war, als sei er ins bodenlose Leere getreten; hob sich und sank zurück in die Kissen vor einem bleiernen, trägen Schlaf, der ihn befiel und nicht mehr losließ, bis es vollkommen Tag war und sein Weib neben ihm lag, friedlich und wangenrot, in ihrer blanken und wandellosen Schönheit, vor der ihn damals zuerst ein leises Grauen beschlichen hatte . . .

Das also war es gewesen . . . So erklärte sich ihre Ehrbarkeit, die ihn vordem mit solchem Stolze erfüllte . . . Denn er wußte um manche Anfechtung, der sie, wie jedes schöne Weib in dieser Stadt, ausgesetzt gewesen.

Oftmals, wenn er die verlorenen Werbungen adeliger und reicher Herren um sie mit gelassener Heiterkeit sah, hatt' er bei sich gedacht: der gewinnt kein Mensch was ab. Nein — ein Mensch nicht ... Aber schlimmer als das: der böse Feind aller Menschheit hatte es ihr und ihm abgewonnen. Und wenn er selber sich manchmal vordem ihrer Kinderlosigkeit gefreut, damit sich kein Drittes störend zwischen sie dränge, damit ihrem immer neuen Begehren keine Schranke gesetzt sei — um diesen Preis war das ein zu teurer Verzicht. Fast wollt' er nun, sie hätte ihn mit einem leibhaftigen Nebenbuhler hintergangen, nur mit diesem unfaßbaren nicht. Ein würgender Ekel war in ihm. Die ganzen, langen Jahre seiner Ehe hatte sie ihn besudelt; der stolze, weiße Schwan, den er mit so hoher Freudigkeit gehegt, war ein unsauberer Nachtvogel, der in der Dunkelheit seine mausgrauen Fittiche spannte und dahinflog, wo sich nur hin zu denken den Reinen schauderte.

Sein eheliches Gemach hat er von dem Tage ab nicht mehr betreten, da er eine so traurige Erkenntnis der Wahrheit gewonnen zu haben glaubte. Es griff ihm nach der Kehle, gedachte er der unerhörten Lüge, die so lange Zeit es mit ihm geteilt, geheuchelter Liebe, deren Beweise er glücklich empfangen und die einem ganz anderen gegolten. In sein Arbeitszimmer schloß er sich ein. Er aß wenig und schluchzte viel und unbewußt, während er über dem Gutachten grübelte, das er aus freien Stücken dem hohen Kollegio zu überreichen gedachte. Denn einmal blieb ihm die dumpfe Gewohnheit, der es vollkommen widersprach, daß ein Fall so großen Belanges ohne ihn entschieden werden dürfte; als-

dann war die Grausamkeit eines Enttäuschten, an seinem Liebsten Betrogenen in ihm. Sterben mußte sie, schon um die Pein dieser Tage, neben der alles Glück der Vergangenheit versank. Und während er sich dies selber glaubte und mit triftigeren und schulgemäßeren Gründen auch seinen Genossen von der Richterbank bewies, war neben dem ungestümen Schrei nach Rache doch schon auch eine mildere Stimme in ihm wach. Sterben — ja, aber einen Tod nicht, so grauenvoll, und nach Martern, die all diese Schönheit, daran er sich so oft ergötzt, zerstören mußten, bevor sie noch zu Asche ward . . .

Dabei ging sein Hauswesen den ganz geregelten Gang weiter. — Die Terka sorgte um ihn, so daß er in diesem Belang des Fehlens seiner Frau kaum gewahr wurde. Nur ihm etwas zu häufig machte sie sich in seiner Nähe zu tun und suchte ein Wort an ihn zu bringen. Das war ihm leidig; und, er wußte nicht wieso? — aber eine Abneigung gegen das Mädchen begann in ihm zu keimen, und er wunderte sich, daß er sie in seinem Hause litt, die doch die Hauptschuldige war an seines Weibes Verderben. Von selber aber war sie nicht gegangen, und er, in drängenderen Sorgen, hatte nicht daran gedacht, sie noch fortzuschicken und sich dann selber um einen Ersatz umzutun. Wiederum war ihm zu anderen Stunden das bekannte, frische Gesicht lieb und willkommen. Und so trieben sich die Gedanken rastlos in ihm um und ließen ihn zu keiner Stätte noch Einkehr kommen. Diese sprangen eilfertig vorwärts: ins Ungewisse, ziellos Unbestimmte. Andere drangen ihnen behend nach, aber nur um sich plump und lastend an ihre Vordermänner zu hängen und sie also zu hemmen.

Dazu fühlte er sich von unsichtbaren Augen bespäht, und das verstörte ihn vollends: ihm war, als lauerte ihm hinter jeder Ecke ein Feind auf und ziele ihm nach dem Leben.

So schritt denn seine Arbeit stockend vor. Am 2. Augustus war sie beendet und sauber, in seiner schönen, klaren und etwas steifen Hand mundieret dem Richter übermittelt worden. Zu herandrohender Nacht war er ins Kühle gegangen. Denn die Tage waren gar heiß, daß man an ihnen vor Sonnenglut und vielem Staub kaum einen Atem zu gewinnen vermochte. Er war zunächst nach St. Stefan gegangen. Denn die Kirchen standen der Not der Zeiten wegen, des herantrotzenden, blutigen Türken und der unheimlichen Pest aus dem Morgenlande halber, den Gläubigen immerdar geöffnet. Viele Beter fanden sich im Münster, und er konnte mit seinem einsamen und ihm selber unklaren Leid keine rechte Andacht gewinnen inmitten der unruhigen und wechselnden Menge. Es waren nicht gar viele Schritte bis zu seiner Wohnung. Aber das Leben in den Straßen beirrte ihn, der in so kurzer Frist sich seiner fast entwöhnt hatte. Denn noch tat sich manchmal ein Stadttor mit dumpfem Klirren auf; oder man hörte den Zuruf der sparsamen Ronden auf den Basteien und das Rasseln ihres Gewehres, wenn sie's grüßend auf den Boden stellten. Adelige Herrchen gingen heim; vor ihnen der Fackelträger und hielt die Leuchte hoch, damit der Gebietende, der zierlich und im spanischen Gewande hinter ihnen einhertrippelte, auf dem unebenen Boden nicht zu Falle komme. Der Mond stand voll und hoch am Himmel, aber er kämpfte mit den gewölkten

Nebelschwaden, und ein Hof, der teure Zeit und großes Sterben kündigen soll, umgürtete ihn färbig. Auf der Schranne brannten die Feuer der Rumorwachen, die da lagermäßig im Freien nächtigten. Nun sank die Flamme in sich, nun, unversehens und mit eins, erhob sie sich wieder und glühte kräftig die grauen und getürmten Giebelhäuser und den Schandpfahl in ihrer Mitten an. Dort würde sein Weib stehen, ehe es den letzten Pfad beschritt, einer frevelhaften Neugier und jeder Beschimpfung preisgegeben. Herr Riemenschneider wandte sich mit einem starken Entsetzen. Eine müde Karre humpelte mühselig vorüber; nun stand sie ganz im Lichten der Beiwacht, nun verschlang sie wieder das Dunkel. So würde sie gefahren werden — aus dem Hellen eines würdigen und angesehenen Lebens über einen finsteren Weg zu den Flammen eines unerwünschten, unwürdigen Todes und zur Pein der ewigen Nacht. Er wußte nicht, wie ihm all diese Bezüge auf einen Schlag so lebendig wurden. Er sann und säumte durch manche Stunden.

So kam er heim. Es war eine unbezwingliche Sehnsucht in ihm, dazu ein heißer Zweifel, dessen Stachel aber noch nicht wußte, wohin er sich kehren solle. Mit unsicheren Händen schlug er Feuer und das Licht in der Rechten, betrat er das Schlafgemach, das er nun schon so lange gemieden. Da stand das ungeheure Ehebett; darüber, steif und ebenmäßig aufgehangen und von schmalen Goldleisten umfangen, einen Spiegel zwischen sich, waren die Bilder der beiden Gatten, wie sie vor Jahren ein auf seine Kunst reisender Niederländer in Oel gemalt, das erste Ehepaar, das sich in dieser Stadt ihm anvertraut hatte: sie in ihrer ruhenden Schönheit,

die seither durch die Fülle gewonnen, wie manche Blumen, denen erst aller Duft vergönnt ist, wenn sie sich ganz erschlossen, er schlank, fast hager, mit dichtem, braunem Haar, strengem Knebelbart und gelassenen, braunen, sicheren Augen in einem von der Sonne gefärbten und mutigen Gesichte. Er war anders geworden, in Tagen anders — wie verstört und fahl sah er sich selber aus dem Glase entgegen! Gleich einem Fremden, Kranken betrachtete er sich lange darin, mit einem Mitleiden zu sich und einer unbändigen Bangigkeit nach seinem Weibe in der Brust. Dann hielt er Umschau. Es verlangte ihn heftig nach einem Trunke aus dem Becher, den er in den Tagen eines sicheren Glückes so oft an die Lippen gesetzt. Und jählings und mächtig lief ein Zucken durch seinen Leib — der Becher fehlte, und überhaupt: alles stand anders, als er's im Gedächtnis zu haben glaubte. Und von zitternder Stimme rann ein Ruf durch die Nacht: „Terka!"

Sie stand neben ihm. So rasch, daß es eigentlich verwunderlich war, wollte man nicht glauben, sie habe schon lange und verlangend diesem Schrei entgegengeharrt. Wie sie eben das Bett verlassen: nur ein Tuch über der Brust, einen fliegenden kurzen Rock notdürftig umgeworfen, mit losen, reichen, schwarzen Haaren. „Was will der Herr?" und eine ungebändigte Erwartung lag in den Worten, wie sie sprach, den etwas harten und fast klagenden Tonfall der Ungarin in der Stimme.

Er beachtete sie nicht einmal. „Terka! Wo ist mein Becher, und warum ist alles im Zimmer anders, wie sonst?"

„Anders wie sonst? Der hochmögende Herr wird

sich da irren. Ist alles wie sonst. Mindestens, seit ich bin im Haus. Weil ich hab' alles geordnet, wie es der Herr gewöhnt ist und gerne hat, sowie erst die gestrengen Herren fort waren von der Kommission."

„Und mein Becher?"

„Das? Das ist schon gut zwei Monat oder noch länger beim Silberschmied. Weil es ist einmal gefallen und war verbogen, und der Dieb hat gesagt, er wird es bringen auf die Woche und wieder auf die Woche, und dann war auf einmal die Vergoldung schlecht inwendig, und er hat gesagt, er muß sie richten, und hat er mit so Ausreden das Becherl noch bis zu heute."

„Es ist gut."

„Soll ich morgen gehn, in der Früh' gehn um ihn?" und sie trat ganz an ihn heran.

„Nein, nein, geh' schlafen" und wie sie in einer unausgesprochenen Hoffnung immer noch zögerte, sah er sie mit einem eigenen Blick an, vor dem sie heftig errötete. Denn neben der Strenge des Herrn lag auch ein Erstaunen darin: das Erstaunen eines Mannes, der eines Weibes Geheimstes zu ahnen beginnt. . . .

Herr Riemenschneider war allein. Er mußte sich besinnen und alles erst in sich ordnen. Denn das war von ungeheuerem Belang, was er eben erst erkundet. Das mußte nach seiner ganzen Wichtigkeit begriffen sein. Demnach also hatte sein Gedächtnis das Zimmer in einer Form in sich aufgenommen, die längst nicht mehr zutraf. Ein Bild aus der Vergangenheit, vielleicht noch der erste Eindruck aus seiner jungen Ehe, hatte das Gegenwärtige verdunkelt. . . . Was aber war es dann mit jenem nächtigen Erlebnis, das mit solcher Bestimmtheit vor

ihm gestanden, mit jenem grauenhaften Erwachen in der Einsamkeit, von dem ihm so jeder Umstand in der Seele eingegraben war, dabei ihm eines durch das andere verbürgt gewesen? Riß hier ein einzig Glied, so bestand die Kette nicht mehr; dann hatte er einen Traum für Wahrheit genommen. Ihm stand somit die Schuld seiner Frau nicht mehr fest. Er brach in die Kniee. Das Angesicht verbarg er in die Kissen, und ein Krampf war in ihm. Es trieb ihn auf, in sein Zimmer. Dort saß er in Gedanken in der tiefen Fensternische. Und in die Wirrnisse, in denen seine Seele rang, tönte aus dem Nachbarhause ein leises Singen hinein: er wußte, drüben, beim Lehninger, versammelten sich die Stillen im Lande, hielten ihre geheimen Andachten und riefen mit ihren Psalmen zu Gott. Vordem hatt' er oft aus Pflichtgefühl an Anzeige gedacht. Nun trösteten ihn die flehenden Menschenstimmen wundersam. Und so, wie die Verheißung einer Zukunft voll Klarheit, erhob sich über den Dächern der Frühschein, und er entschlummerte dabei . . .

Der frühe Morgen weckte ihn mit einem Entschluß. Er wußte sich ergebene Menschen im Gefängnis, ihm verpflichtet um mehr als ein Ding. Und wenn alle Verschuldung und Guttat ausgelöscht sein sollte durch sein Unglück, so besaß er jene Springwurzel, die seit jeher bei uns zu Lande die festesten Schlösser aufsprengt: Gold. So warf er denn in fliegender Hast ein Zettelein hin und sandt' es durch einen Büttel seiner Frauen. Sei sie schuldig, so möge sie's ihm gestehen, und er werde ihr ein Gift zuschanzen, das sie ohne alle Pein in die Ewigkeit führe. Begehre sie Aufschub der peinlichen Frage,

so müsse sie sich als gesegneten Leibes bekennen, weil mit dieser Untersuchung ein Erkleckliches an Zeit gewonnen würde. Sei sie aber reinen Gewissens, so möge sie's um Gotteswillen ihm sagen, und es gebe nichts, was er nicht zu ihrer Rettung wagte und unternähme. Dies getan, ging er als unfähig, mit sich selbst ins Reine zu kommen, zu einem Beichtiger und offenbarte dem alles, was sich in und mit ihm begeben. Zum erstenmale brachten ihm die Worte des sehr ehrwürdigen Mannes keinen Trost und keine Beruhigung. Denn er hatte den Beichtenden offenbar nicht verstanden. Er wollte ihn mit seiner Pflicht gegen die Obrigkeit beruhigen, die er getreulich erfüllt und die allein die letzte Verantwortung träfe. Seine Bedenken rügte er noch als sündhaft und sich auflehnend gegen Gott, der wohl wissen werde, warum er ihm und seinem Weibe eine solche Prüfung zugeschickt. Eine gelinde Buße legte er ihm auf. Die Erwägungen in ihm aber waren zu mächtig, als daß sie durch einen Fasttag, oder von einigen Paternosters, gewohnheitsmäßig geleiert oder selbst mit aller Innigkeit gesprochen, gestillt hätten werden können. Sein ganzes Leben stand in Frage, und da schien es ihm nicht genug, einem anderen, und wenn's auch der höchste Willen war, alles zuzuschieben. Auf ganz die gleichen Inzichten und Indizia hin, nach denen nun sein Weib abgeurteilt werden sollte, hatt' er selber viele, so viele judiziert und justifizieren lassen. Geschah in diesem Falle unrecht, so gewiß auch bei allen vorher. Und so arbeitete der Zweifel in ihm, ein faustarker und flinker Bergmann, der sich durchs Dunkel seine Gänge gräbt und vor dessen Schlägel und Gezäh zu Schutt und Trümmern sinkt, was

wie Felsen stark und gleich den Festen der Erde für Ewigkeiten gegründet erschien.

Zu Mittage heimgekehrt, fand er einen Gerichtsboten mit einem Brieflein seiner harrend, und die Tecka mit sehr erhitztem Gesichte. Der Severin erzählte ihm, das Mädchen habe ihm durchaus das Brieflein abnötigen wollen mit Bitten, Schmeicheln und Schöntun und sich dabei so erregt gehabt, daß sein Verdacht rege geworden und er, sich dessen erinnernd, daß sie doch Hauptzeugin sei, und mit einiger Verwunderung, sie noch im Hause zu finden, lieber auf den Herren gewartet. Der Richter belobigte ihn dafür nach Gebühr und belohnte ihn darüber hinaus, dachte aber weiter nichts dabei und achtete in seiner Ungeduld nach dem Inhalte des Briefes nicht einmal darauf, was ihm sein Vertrauter noch zuwisperte. Erst gemach ward er aufmerksam und selbst gespannt. Denn ihm ward zugeflüstert, er möge wohl auf seine Sicherheit bedacht sein. Dies konnte ihn nicht überraschen. Wenn man gegen ihn noch nicht eingeschritten sei, so hofften ihm Wohlgesinnte auf seine Flucht, während die übrigen das Aufsehen scheuten, welches ein Einschreiten gegen einen Mann in solcher Stellung und so tadellosen Ansehens erwecken müsse. Er sei nämlich wegen seines allzugroßen Eifers, bekundet durch sein höchst scharfsinniges und ungefordertes Gutachten im Verdachte. Auch das entsprach vollkommen den Erwartungen des Richters; freilich, wenn er sich still verhalten, so hätte man ihn wieder sicherlich übler Gesinnung, des Zweifels in die Gerechtigkeit der Gerichte, endlich geheimer Hinneigung zur Hexerei bezichtigt. Das Verfahren gegen sein Weib nach Kräften zu beschleuni-

gen stände aber in der Absicht der Gesamtheit. Und in jener Ratssitzung, in der vom Herren Riemenschneider und seinem Gutachten so viel die Rede gewesen, sei sogar darauf hingedeutet worden, ob derselbe nicht seiner allerdings und unbedingt überwiesenen Gattin überdrüssig gewesen und darum im geheimen Einverständnis mit der Magd Terka und mit ihr in jedem Sinne unter einer Decke spielend vorgegangen sei, sich so der Lästigen zu entledigen. Da lachte Herr Riemenschneider ein kurzes, böses Lachen; ein schlimmer und sträflicher Ausruf gegen die Majestät aller Gerichte rang sich von seinen Lippen. Er brach ihn ab. Denn im gleichen fiel ihm bei: nach der nämlichen Logik und aus eben solchen Gründen und Beweisen, die ihn nun, gegen ihn selber gekehrt, so sehr empörten, hatt' er sein Leben lang geschlossen, Anklagen erhoben, abgeurteilt. Und so griff er nach dem Blatte und las:

„Dem sehr gelehrten und edeln Herrn Ferdinand Riemenschneider, Richter der Stadt Wien, meinem Eheherrn!

Es tut mir aus der Maßen weh und Gott soll Euch Euren Zweifel an mir verzeihen und daß Ihr mir also offenbarlich nach dem Leben stellt, wie sie mir sagen. Tun es andere — und die Terka wird schon dafür in der Hölle brennen, das Lügenmensch, an welchem ich niemals anderes getan, nur Gutes — so mögen sie meiner unwissend sein. Ihr aber kennet mich und wisset, daß ich gottesfürchtig war mein Leben und mich Euch so leicht nicht hingegeben, daß Ihr müßtet besorgen, als könnt' ich mich leichten Herzens mit einem anderen vergessen. Vom Hochmute meiner Lippen hat mein Herz

niemalen etwas gewußt, und hab' ich ihn als Gefangene schon zu tausenden Malen bereuet und vor Gott abgebeten. Torquieren aber und brennen sollen sie Euer Weib nicht: da sorg' ich schon selber dazu. Könnet Ihr etwas vor mich tun, so säumet nicht, und Ihr tuet Gottes Werk und sein Wunder, um das ich schon so lange flehe. Denn ich bin so gar verlassen, und weiß ich nicht, warum?

Eure getreue und unglückliche
Katharina Riemenschneider."

Nachschrift. „Und den Grund, warum sie mich nicht sollten martern dürfen, den dürft' ich wohl vorbringen und brauchte keinerlei Untersuchung zu scheuen.
Dieselbe."

Da fiel ein großer Schrecken den Herrn Riemenschneider an. Das Herz in seiner Brust stand still vor Bängnis. Das Brieflein entfiel seiner Hand, und er brach in ein heftiges Schluchzen aus und weinte laut, ohne dessen zu achten, daß ein so viel Geringerer dabei stand. Er zitterte also, wie ein Baum, den der Sturm von allen Seiten gepackt, daß der Büttel Severin herzuspringen mußte und ihn halten. Und dann, kaum er sich ein wenig versonnen, klammert' er sich an den Fronboten. „Severin," sprach er heiser, „ich hab' dir dein Brot gegeben und war dir immer gut. Willst du mir's danken, auch wenn es gegen den Eid geht?"

„Gegen den Eid?" und der Severin spitzte höhnisch die Lippen und blies so wie mit einem Hauche den Eid von sich.

„Ich bin ein reicher Mann, Severin. Und ich will dir ein besser Brot geben, ein reichlicheres, und wo du

nicht immer deine Hand bieten mußt zu Greueln, die unerhört sind und zum Himmel schreien."

„Zu Greueln, Herr? Was meint Ihr damit, Herr?" verwunderte sich der Severin. „Aber Brot ist Brot, und kann es der Severin geschmiert haben statt trocken, so war der Severin niemals kein Esel. Aber — sicherstellen müßt Ihr mich!"

„Kannst du mich zu meinem Weibe lassen und uns darnach aus dem Gefängnisse schaffen, wenn's sein muß? Noch weiß ich nicht, ob's geschehen wird. Denn ich weiß nicht, ob ich's darf, und meine Seele ist zwiespältig und weiß nicht, wohin sie sich wenden darf." Er wußte wohl, daß der Knecht nichts von seinen Kämpfen begriff, und hatte dennoch das Bedürfnis, einem andern, wem immer, Einblick darein zu gewähren.

Der Severin machte eine hohle Hand. „Mein Handgeld, Herr!"

„Da hast," und er zählte ihm eine Summe auf, über die sich der Büttel verwunderte. „Und heute oder morgen nacht. Sonst bist du deines Eides quitt, und das Geld gehört dennoch dein. Kannst du das richten?"

„Ich kann's richten, Herr. Und mein Wort gilt," und sie tauschten den Handschlag.

Herr Riemenschneider blieb wieder allein. Bis zur völligen Dunkelheit ganz allein. Die Terka, die öfter nach ihm fragen kam, sandt' er unwirsch weg. Und dennoch war es ihm auf einmal klar, wie gut es gewesen sei, daß er das Mädchen nicht fortgejagt. Von ihr erwartete er sich, obgleich ohne allen scheinbaren Grund, eine letzte Aufklärung. Zur gewohnten Stunde ging er abermals aus. Er fühlte sich schon eigentlich nur in der

Dämmerung wohl, während ihm vordem der helle Tag allein gemäß gewesen war. Ein Gewitter mußt' in der Ferne niedergegangen sein, denn eine weiche Kühle atmete durch die Straßen und aus einer grauen, rot vom Niedergange der Sonne durchflammten Wolkenbank zuckten häufige Blitze in das Blau und niederwärts. Etwas von der Süße des Hochsommerabends zog ein bei Herrn Riemenschneider, und ihm ward inmitten aller Pein, als sei sie nicht zu teuer für all die Erkenntnis bezahlt, die ihm dadurch geworden war, und als stünd' er an der Schwelle eines großen, lichten Saales voll ahnungsvoller Geheimnisse, die sich ihm in einem Frühschein entschleiern würden, dem gleich, der eben erst ihm nach der schwersten Nacht seines Lebens aufgeglommen war. Er saß in eine schlechte Kneipe, wo ihn gewiß niemand kannte, und trank sein Glas Wein. Um ihn war ein lautes Wesen. Man sang, man fluchte, man berühmte sich und scharmierte. So sicherer konnt' er sich in sich selbst versenken, und all der Tumult störte ihn nicht. Denn ihm war wie der Mutter, die ein junges Leben in sich fühlt.

Als dann die große Dunkelheit über der lauten Stadt lag, als schattenhaft graue Gestalten in den Hof des Lehninger huschten, fand sich unter ihnen auch Herr Riemenschneider. Niemand fragte ihn um den Zweck seines Kommens, und er, der nur noch nach geheimen Antrieben handelte, hätte keine Antwort gewußt; jeder verwunderte sich insgeheim darüber. Man versammelte sich in einem großen, ganz schmucklosen Zimmer; nicht einmal ein Bild des Gottessohnes war darin. Gegen Sonnenaufgang gewendet, wo man durch ein unver-

hülltes Zimmer ins nächtige Grauen sah, betete man deutsche Gebete mit vieler Andacht, die den Richter ergriff, mit sich riß, über sich erhob; denn es waren Gleichnisse und Sinnbilder darin und eine reine Betrachtung des Göttlichen, mit dem eins zu werden diese Geprüften und Schmerzhaften rangen, die an jedes Herz griff. Psalmen wurden gesungen, im Dunkeln, so daß keiner den Nachbarn recht gewahren konnte, mit vieler Inbrunst. Jeder schrie eben für sich zu seinem Gotte. Und dennoch überkam den Richter ein Grauen in dieser Versammlung, wo kaum einer war, dem er nicht weh getan durch eigenes Eingreifen oder Dulden, durch Anklage oder Spruch. Immer war ihm, als müßte sich einer erheben und ihn zornig fortweisen aus dieser Gesellschaft. Nichts dergleichen geschah; hier war eben, das sah er, jeder willkommen, der in sich Gram trug. So auch er. Eine Beruhigung überschlich ihn langsam. So lernt' er die Pein eines, der sich seines alten Lebens abtut und den dabei zugleich verheißend aus dem Weiten ein neues grüßt. Dann ward Gottes Wort ausgelegt. Aber der Preis der Prüfungen und der Heimsuchungen, welcher hier verkündigt ward, genügte ihm nicht. Es verlangte ihn immer noch nach dem Glück, und er glaubte daran. Endlich ward das Abendmahl in beiden Gestalten gereicht, denn in dieser Gemeinschaft fühlte sich jeder als Priester. Auch er empfing es, so sehr das mit seinen alten Gewohnheiten stritt, als müßte das so sein. Dann ward der Bruderkuß getauscht, und er schied sich von diesen Stillen im Lande, die unter beständiger Gefahr, den strengsten Gesetzen entgegen den Gott nach ihrer Art bekannten, der sich ihnen in Wettern offenbart, als

ein Bruder von Brüdern, mit denen ihm tausend gemein ist und nur eines nicht, das ihn unwiderruflich und für immer von ihnen trennt. Denn er war noch nicht gewillt, gänzlich zu entsagen. Er glaubte die Möglichkeit einer Rechtsordnung, die jedem das Seine zubillige, die nicht auf Gewalt und Unrecht sich aufbaue, und fühlte die Kraft in sich, anderwärts an ihrer Heraufführung mitzuwirken. Seine Kraft? Wozu hatte sie so lange gedient? Er war nicht gestiegen, er war geschoben worden. Nun fühlte er die Zeit nahe, da er auf sich und sie allein gestellt sein würde — und er gedachte sie zu gebrauchen . . .

In derselben Nacht hatte sich die Terka überhaupt nicht niedergetan. Sondern sie harrte seiner, ganz angekleidet in wilder Angst und in laut schreiender Verzweiflung ihres tiefsten Wesens.

Denn seit dem Tage, an welchem sie vor Gericht gestanden, hatten sie die Kameradinnen gemieden. Eine Magd, die eine solche Beschuldigung gegen ihre Herrin aufbrachte, die war nämlich dazumal noch etwas Unerhörtes, und das Volk scheut den Angeber und hat immer Neigung, gegen das Recht und für seine Opfer Partei aufzuwerfen. Anfangs merkte sie's nicht, denn sie war ganz in sich, ganz mit einem geschäftig. Eine eigentliche Vertraute hatte sie niemals gehabt. Das Geheimnis in ihr, das wußte sie, war solcher Art, daß keines Menschen, nicht einmal des Beichtigers, der doch immer ein Mann war, Auge darein blicken durfte.

Langsam aber begann sie den Bann zu fühlen, der um sie lag, die Bürde des Schweigens zu schwer zu finden, die sie so allein tragen mußte. Der Herr hatte

keinen Blick mehr für sie; die verödete Wohnung hielt sie, wie man sagt, daß der Anblick des Opfers den Mörder zwingt, und reizte sie dennoch zugleich auf und quälte sie. So war sie für eine Weile fort. Es schummerte. Um den Brunnen in der Nähe ihres Hauses standen die Mägde. Diese oder jene war von ihrem Schatz begleitet, der ihr die volle Wasserbütte auf den Rücken hob oder sie ihr gar, wenn er noch sehr verliebt war oder ernste Absichten hatte, bis zum Haustore nachtrug. Man tuschelte untereinander, man kicherte, wenn irgend ein unterhaltlicher Handwerksgeselle dazu trat und ein feingedrehtes Schmeichelwort oder den jüngsten Schwank anbrachte, verstummte und duckte sich, wie die gockenden Hühner, über denen der Falk kreist, wenn ein grimmiger Reitersmann sporenklirrend einhertrat, äugelte dabei verstohlen nach ihm, und es war sehr vergnüglich und eine Stunde der Erholung, die allen sehr wohl zu gönnen war nach der mannigfachen Plage des Tages.

Als aber die Terka vorbeiging, mit rauschenden Röcken und wippenden Ganges, schwiegen sie alle mit einem Schlage. Das ärgerte sie. Dann erhub sich ein Gewisper und Geraune. Das erregte sie noch mehr. Und mit einem Entschlusse blieb sie stehen: „Was wollt ihr von mir?“ Keine unmittelbare Antwort. Nur die Zeigefinger aller streckten sich ihr entgegen und es ward ihr dabei nicht anders zumute, wie dem andringenden Feinde, wenn die Landsknechte den Igel formieren und ihm allenthalben die Lanzenspitzen entgegenstarren. Und aus dem Gewalthaufen erhob sich eine sehr hohe Stimme, die so schrill war, daß sonst alle lachten, wenn sie im

Eifer sprach, und gellte: „Da geht sie!"

„Ja, da geht sie!" wiederholte der Chorus.

„Nun, und was geht das euch an," entgegnete die Terka kampfbereit. Denn die Stimme gehörte ihrer besten Feindin, der blonden Maris, der sie aus landsmannschaftlicher Freundlichkeit aufgebracht, sie schiele. Sie tat's aber nur ganz wenig.

„Ja, da geht sie und fühlt sich schon als reiche Frau und hat kein Aug' für einen ehrlichen Dienstboten," erklang's wieder.

„Das lügst du, scheele Gans mit gelben Federn; ihr habt weggeschaut," berichtigte die Terka mehr der Wahrheit, als der Höflichkeit gemäß.

„Und schimpfen tut sie auch noch, der Lügenhals," rief's ihr wieder entgegen. „Statt Gott zu danken, daß man sie in Ruh läßt und nicht mit Steinen wirft. Und sie tut, als tät' sie nicht wissen, daß ihre Hausfrau heut' ist verurteilt worden, dort zu brennen, wo eigentlich sie hingehören tät. Weil sie alles gestanden hat, was ihr der Basilisk da aufgelogen hat, nur damit man sie nicht noch martern tut vor ihrem seligen End'. Und sie wird gut brennen, sagt mein Büttel, weil sie fett ist und nicht geweint hat, und die brennen am besten, sagt er. Und so was geht auf der Straße und nicht unter den Galgen, wo's allein hingehören möcht'."

„Wenn sie alles gestanden hat, so geschieht ihr doch kein Unrecht," bemerkte die Terka nicht ohne Logik und fühlte doch, wie sie heftig erschrak, nun ihr mit solcher Bestimmtheit und so nah das Schicksal ihrer Frau gewiesen ward. „Und überhaupt die Maris! Wo ihr einer Herr auf die Gant gekommen ist, und die's mit dem

Büttel halten muß, weil sich kein anderer die Ohren will zerreißen lassen von ihr. Pfui!" und sie spie nachdrücklich vor sich hin.

„Sie spuckt auch noch! Die . . .!" Es war ein unerhörter Diskant, schrill wie der Ton eines Nagels auf Glas. „Und als ob ein Büttel nicht ein Ehrenmensch wär' und ein amtlicher und vereidigter Mensch und nicht besser wär', als eine böse Hexe oder gar der Teufel selber, wer ihr das eingeblasen hat! Und die weiß schon, warum sie sich vor dem Büttel fürchten tut, und wenn sie so schamlos ist und hingeht auf die Gänsweid' zuschaun, so soll sie nur schaun, was mit ihr geschieht. Die Kleider reißen wir ihr vom Leib vor allen Leuten, daß sie da steht wie eine, was gar keine Scham in sich hat. Das tun wir!"

„Ja, das tun wir!" wiederholte der Chorus, in dem diesmal schon drohend tiefere Männerstimmen mitklangen.

„Probiert's," rief die Terka mit dem letzten Rest ihrer Entschlossenheit. Aber das Herz schlug ihr in die Kehle, und ein Schlucken kam ihr.

„Willst vielleicht wieder verzündeln gehn? Noch Leut' ins Elend bringen wie Frau und Herrn? Oder weißt nicht, daß sie auf der Schranne das Urteil gegen den Herren Riemenschneider auch schon so gut wie fertig haben? Und daß du dann von deinem Anzeigeteil leben können wirst als reiche Frau? Pfui, Judassin!"

„Den Herrn auch?" wollte die Terka rufen. Sie konnt' es nicht. Denn einmal klemmte sich's ihr plötzlich im Halse. Dann aber hatte sich der Haufen um den Brunnen aufgelöst. Sie sah sich umringt, vor dem Ge-

sichte tanzten ihr Fäuste; man spie nach ihr, wüste Schimpfworte hagelten auf sie nieder. Sie, in halber Betäubung vor dem einen, davor sie sich so entsetzt, empfand es kaum. Und mit eins war der tolle Spuk wieder zerstoben. Gleichmäßig, im Takt klangen die Schritte der nahen Scharwache. Sie dachte nicht einmal daran, ihre Rache wegen der Unbill heraufzurufen, die man ihr angetan. Mühselig schleppte sie sich heim, und kauerte sich in sich. „Den Herren auch!" Das warf sie nieder. Denn was zu Wien einmal auf der Straße ausgeschrieen wird, das ist immer wahr und von oben besiegelt. Und ihr allgemeines Schuldbewußtsein, das sie so lange niedergekämpft, stieg tödlich groß aus der Finsternis, saß zu ihr und sprach ihr zu mit einer Stimme, heiser wie des Zügenglöckleins, das sie läuten würden, wenn man erst sie und dann ihn hinausführen würde den weiten Weg ins Erdberg. Und sie sah wieder den traurigen Zug vor sich, hinter dem sie selber, neugierig, so manchesmal gelaufen. Mit anderen Augen aber und erfüllt von Schauder. Denn, dem so die ganze Stadt das Geleite gab, den sie, freilich wider ihr Wissen, auf diesen Pfad, auf dem es keine Umkehr gab, gestoßen, den hatte sie seit langem und heimlich geliebt.

Und nun hielt auch die Terka Rückschau. Wie im Hause des Richters zuerst ein heimeliges Gefühl in ihr erwacht war, die von Kind auf so kein Behagen und kein Glück gekannt, die nichts vor sich gesehen, nur unter den Eltern Unfrieden und Not für alle. Wie hier die Zärtlichkeiten zwischen den Ehegatten, unverhohlen und ohne Scheu vor ihr getauscht, zuerst den noch unbestimmten Wunsch nach etwas Gleichem in ihr entfacht, bis sich

dieser Wunsch immer bestimmter dieser einen Person zugedrängt. Wie ihr alles an ihm so gefallen, seine Ruhe, seine Stimme, sein ebener und gelassener Tritt, wie sie einzig das vor dem Falle bewahrt und alle Nachstellungen vergeblich gemacht, deren man ihr doch zur Genüge bereitet. Wie sie aufgegangen in dieser einen Sehnsucht, nun erzitternd vor einem Runzeln seiner Brauen, nun bei einem freundlichen Worte voll Hoffnung, freilich eines Hoffens, von dem sie niemals ahnte, wie es in Erfüllung gehen sollte. Bis sie nur noch begehrte, er möge sie an sich nehmen wie immer und sei's nur für eine Stunde und gleichviel, was immer daraus erfolge. Wie mit dieser Hölle in ihrem ungestümen ungarischen Blut zugleich in ihrem jungen Herzen eine maßlose Beschämung war, daß er so gar keinen Blick für sie hatte, die sich schön wußte und sich in tausend Dingen verraten zu haben meinte. Und dann und aus alle dem erwuchs ein ungezähmter Haß gegen die, die allein sie sich im Wege glaubte. Und dann ... Aber, was immer sich begeben, das schien ihr, sie dürfe es auf sich nehmen, wenn sie nur das dafür erlangte, wofür sie das alles getan, das sie verblendete und an sich zog, unwiderstehlich, wie nach dem Glauben des Volkes den Salamander das Feuer, das sein eigentliches Element ist. Denn Reue empfand sie auch in diesen bösen Augenblicken nicht. Was sie getan, das mußte sich begeben — sie hätt' es selbst wiederholt.

So, in Gedanken, die sie nicht zu prüfen noch zu bannen vermochte, unter Bildern, die sie leibhaftig vor sich zu sehen vermeinte, rann ihr eine Zeit sehr ungleichen Ganges vorüber. Sie hörte den Herren heimkom-

men und im Zimmer rumoren; ständig in der Erwartung, er werde ihrer bedürfen und nach ihr rufen. Denn ohne sein Geheiß vor ihn zu treten, davor empfand sie plötzlich eine ihr unerklärliche, dennoch unbezwingliche Scheu. Ein Weilchen verging also, bis ihr das Harren unerträglich ward. Auch war hinter der Türe, an der sie verhaltenen Atems horchte, um nur ja gleich zur Hand zu sein, eine ängstliche Stille. Und mit einem Entschlusse schlug sie rasch daran, und ohne eine Antwort zu erwarten oder hinter sich zu schließen, trat sie ein. . . .

Es war ein halbes Licht im Gemach. Eine Kerze brannte; ihre matte Helle kroch mühsam zur spitzen Wölbung des Zimmers auf und stritt mit der Nacht, die noch in dem Garten saß, wie mit jener allerfrühesten Helle, die einem Nachglanz der Ampeln gleicht, die um das Schlafgemach der Sonne entzündet werden. Sie sah sich um. Alles war wie sonst. Nur ein dürftig Felleisen, das kaum einem armen Reisenden genügt hätte, hing über einem Stuhl. Er hob bei ihrem Eintreten das Haupt und sah sie mit roten Augen an. Denn er hatte wieder geweint. Sie erschrak; so gar verfallen war er, und das Zwielicht ließ ihn noch viel älter erscheinen. Es war in ihr ein sehnsüchtiges Mitleiden, von dem sie nicht begriff, wie sie's niederzwang. Und mit bebender Stimme begann sie: „Der gnädige Herr hat gerufen?"

Er schüttelte den Kopf und sah sie an, neugierig, fragend.

„Ich habe gedacht," fuhr sie fort, „der gnädige Herr wird mich brauchen."

Die gleiche Bewegung, der gleiche Blick, scheinbar nach ihr, in der Tat aber ins Leere. Ihr ward immer

bänglicher zumute vor dieser Verlorenheit. Aber sie nahm ihren ganzen Mut zusammen. „Nämlich, hab' ich gedacht, wenn der Herr packen wollen möcht' . . ."

Er richtete sich langsam straffer: „Ich habe nicht gepackt. Ich habe Ordnung gemacht. Denn warum sollt' ich packen?"

„Nämlich," und sie trat ihm einen Schritt näher, „weil die Leute sagen, der hochmögende Herr Richter wird verreisen."

Er schwieg, besann sich, sah sie unverwandt an. Endlich: „Und warum denn?"

„Die Leute sagen, man will dem Herrn Richter an. Und so ein kluger Herr wird das doch wissen und nicht warten, bis sie ihn greifen. Und da müßt' er doch packen."

„So?" Er atmete tief. „Und wenn ich das wüßte und doch nicht ginge?"

„Um die Barmherzigkeit Gottes, um seine heilige Mutter und um meine ewige Seligkeit — so geht!"

In ihm war eine große Stille; er lauerte auf einmal auf etwas und verspürte das: „Was hat das mit deiner Seligkeit zu tun?"

„Weil nämlich die Leute sagen, ich hätt' den gnädigen Herrn ins Unglück gebracht, und ich hab' das nicht wollen, gewiß nicht und wie vor Gott nicht, und ich hab' niemals nichts wollen, nur das Glück vom hochmögendzn Herrn." . . .

„Was liegt dir daran, Terka? Wenn du die Wahrheit gesagt hast? Wahrheit muß ans Licht, gleichviel, was es sonst gilt!"

Ihr verschlug's die Rede. Und mühsam lenkte sie zu-

rück. „Wenn aber der Herr reist, so hab' ich mir gedacht, muß doch wer mit ihm. Denn wer soll sorgen für ihn, wo er doch Bedienung gewohnt ist und sie haben muß als ein solcher Herr und von einem, der ihn kennt und seine Gewohnheiten und seine Bequemlichkeit? Und wer kennt sie so und alle, wie die Terka? Und an einem andern Ort möcht' der Herr vergessen, was ihm hier geschehn ist, und mir wär' keine Mühe zu viel."

Er sah wohl, was sie bei jedem Worte litt. Aber in ihm war kein Erbarmen; nur eine große Klarheit, wie sie vor einem Gewitter jeden Grat und Zinken im hohen Gebirge umfließt, und eine unheimliche Ruhe, die ihn jedes Wort suchen und nach einem noch nicht bestimmt erschauten Ziele wenden ließ, wenn in ihr alles in Fluß und Gärung war.

„Und warum möchtest du dich so mühen um mich?" ...

„Muß ich's selber sagen?" Es war ein Aufschrei, wie ihn der Richter noch niemals vernommen. Und dann sehr leise: „Weil ich den Herrn lieb hab'." ...

Er hob sich, stand strack und ihr ganz nahe. Sie aber, nun das Lösungswort erst gefallen, fuhr fort, und die Farben kamen und gingen, nach flammender Röte Totenblässe: „Weil ich den Herren lieb hab', und wenn tausendmal die Verdammnis darauf steht. Und weil ich mir gedacht hab' und nicht einmal: sein Hund möcht' ich sein, weil man dem doch schön tut zuweilen, kann ich schon nicht mehr sein. Und weil ich nichts wüßt' für mich, keine Marter, die zu groß wär', wenn ich sollt' den Herrn gebracht haben um seine Ehr und sein Leben. Und weil ich mich gefreut hab' in mir, wenn der Herr

einmal gezankt hat mit der Frau: vielleicht wird er jetzt anschauen die Terka, oder, weil sie doch niemals hat nachgegeben: vielleicht werden sie sich ganz zertrotzen, und es wird kommen eine Zeit für mich, wo der Herr sieht, ich hab' ihn lieb und ich möcht' nicht recht behalten wollen gegen ihn, der doch klüger ist und es besser wissen muß. Und darum geht, Herr, und nehmt mich mit."

„Und die Frau, Terka?"

„Ach, die Frau! Und müssen denn beide umkommen? Euch möcht' ich nicht um die ganze Stadt auf der Seelen haben." . .

„Und die Frau möchtest du auf der Seelen haben?" Er tat einen raschen Schritt nach ihr hin und faßte sie mit hartem Griff an der Schulter.

„Jesus, Maria und Josef! Wo denkt der Herr hin?"

Jener Grimm war in ihm erwacht, der ein Zeichen und die Gewähr völliger Genesung und Befreiung der Seele ist. Unter dem harten Druck seiner Faust sank sie nieder, immer mehr, immer tiefer. Und mit tönender Stimme rief er noch einmal: „Und die Frau nimmst du auf deine Seligkeit?"

Sie lag ganz auf den Knieen vor ihm. Mit verzerrtem, blutlosem Gesichte sah sie zu ihm auf. Die Kerze rang, siechte, verlosch. Und mit ihrem fahlen Lichte schwand ihr letztes bißchen Mut: „Ich hab' sie auf dem Gewissen, Herr." . . .

„Und warum?"

„Ich hab' sie niemals mögen. Sie war hochmütig zu mir, und sie schlug mich, wenn ich ihr das Haar strählte

und zog sie nur an einem. Nicht einmal schön war sie, ehe sie sich hergerichtet. Und ich bin's Herr und so viel jünger. Und da hab' ich gedacht so bei mir: es ist das beste auch für den Herrn, sie kommt weg. Und wie das machen? Das war der Gedanke. Und da vor den Lehningers ist mir's eingefallen und mich hat's gehabt."

„Und nun Terka? Was nun?"

„Weiß ich nicht, Herr! Nur kann ich nicht leben ohne den Herrn."

„So laß es sein. Und gutmachen kannst du gar nichts. Oder willst du bekennen und deine Strafe auf dich nehmen, Terka?"

„Will ich nicht, Herr!" Der Trotz flammte ein letztes Mal in ihrem bräunlichen Gesicht auf, saß finster zwischen den dichten, schwarzen Brauen.

Er stieß nach ihr, schlug sie, die von ihrer Schwachheit niedergezogen, völlig gestreckt vor ihm lag, in unbändiger Wut und wohin er sie traf. Sie litt's schweigend, zuckend, die bloßen Arme zum Schutz über den Kopf geworfen. „Du Tier, du Tier!" ächzte er. „Als hätt' ich an dich jemals gedacht! Spür's jetzt! Denn glaubst du, du kannst was gutmachen? Nichts kannst! Denn wenn du schon kommst und gibst dich selber an — was nützt's? Sie nehmen nur dich auch und haben drei und sparen das Geld, das sonst dir zukommen wär', und das sie immer brauchen können und haben umsonst drei! Denn ihr Geständnis steht und nimmt ihr kein Gott; und der Verdacht gegen mich steht, und du bist ihnen von selber ins Garn. Ich weiß, wie sie schließen — ich!" Es war mit der Haß gegen seine ganze Vergangenheit, was sich so gewalttätig gegen sie ausließ. — Sie hob

sachte den Kopf, wie der Sturm sich erschöpfte und gelinder ward: „Und ich Herr? Was soll's mit mir?"

„Was geht's mich an? Geh in die Donau. Vielleicht hat sie Wasser genug, den Brand zu löschen, den du entzündet hast."

Noch einmal sah sie verzagend zu ihm auf. Aber durch das Gewölk seines Zornes brach nicht ein Strahl der Erbarmnis. Und so, auf den Knieen, die Hände vor die Ohren gepreßt, damit sie kein Wort mehr vernehme, die Ellenbogen weit abgespreizt, rutschte sie aus dem Gemache. Draußen hob sie sich mühsam auf unsichere und widerspenstige Beine und huschte aus dem Hause.

Es war um die dritte Stunde vor Tag. Herr Riemenschneider richtete sich zu seiner völligen Höhe auf und schüttelte sich stark. Dann verwahrte er an seinem Leibe, was er an gemünztem Golde, Kleinodien und Kostbarkeiten besaß. Dessen war eine ansehnliche Last; denn noch trachtete jeder seine Habe so zu halten, daß er sie konnte. Viel mußte immerhin zurückbleiben: ein billig im Falle der Not und einer Flucht mit sich nehmen Opfer für die Sünden vergangener Tage schien's ihm jetzt. Was er aber an sich trug, das genügte reichlich, um wo immer es ihnen geliebte und ohne Furcht vor dem künftigen Morgen ein neues Leben zu beginnen. Er trat hinaus in den jungen Tag, der noch unsicher und ängstig sein Haupt zwischen den wallenden Schleiern der Nacht vorzuschieben versuchte. Der Richter pfiff: aus einer nahen Gasse tauchte ein Gespann auf, das er für heute und morgen für die währende Dunkelheit gemietet. „Warte." Am Tore des Gefängnisses harrte der Severin. Ein kurzes und behutsames Gehen durch

dunkle Gänge: eine Türe, knarrend trotz aller Vorsicht, daß man erschrak und ein Augenblickchen mit Herzklopfen verzog. Die Gatten standen einander gegenüber. Sie war vollkommen wach. Kein Aufflammen der Leidenschaft — nur eine stille und große Innigkeit. Was in ihr von Vorwurf war, was in dieser Zeit der Leiden genug in ihr genagt, war ausgetilgt in der Freude des Wiedersehens, vergessen die heftige Rede, die sie für den gelegenen Augenblick sich ausgedacht, bei seinem Anblicke bis auf das letzte Wort. „Daß du nur noch gekommen bist! Ich wußt' es, du wirst mich nicht ganz verlassen," sprach sie immer wieder. Er aber küßte ihr unablässig die Hände, die roten Male, welche die Schellen um ihre Gelenke geprägt und sie ließ sich's gerne und wieder duldend gefallen. Und beiden fiel aneinander eines auf. „So gealtert bist du, Käthele!" Es war das erste Mal, daß er ihr gegenüber einen Kosenamen brauchte. Sie lächelte stumm und leise: „Dich hat's eben auch nicht jünger gemacht, Ferdinand. So müssen wir als alte Leute ein neues Leben probieren." „Und wollen's redlich," ergänzte er mit einem Schwur. Dann pochte der Severin. Sie tat rasch ein Knabengewand an, das er in seinem Felleisen mitgebracht. Ein eiliges Gehen durch Gäßchen, ein fluchtmäßig hastiges Biegen um Ecken. Wieder der gelle Pfiff, aus dem Schatten tauchte der Wagen, empfing die drei und es ging dem Stubentore zu. Das Paßwort fiel; das Tor tat sich klirrend auf. Und dann, erst langsam dann immer eilender, an immer niedereren und verstreuteren Häusern vorüber jagte das Gespann, zum Strome, wo ihnen ein Eilschiff bereitet stand. Kein Blick galt dem Gewesenen. Nur ehe sie ein-

stiegen, wandten sie sich rückwärts, wo über graue Mauern und rote, steile Ziegeldächer St. Stefan aufstieg, Hüter und Wahrzeichen der Stadt. Sie saßen ins Boot, und der Severin legte sich mächtig in die Ruder, und die Strömung empfing sie und riß sie mit sich. Hinter ihnen aber war ein leises Rauschen, wie wenn ein satt getrunken Gewand durch die Flut streift, und sie ahnten nicht, daß da die Terka getriftet ward, ihrer ewigen Ruhe entgegen...

Ueber der Flut lagen die grauen Nebel. Sie schimmerten silbern in der ersten Frühe, zerteilten sich, stiegen die flachen und bebuschten Ufer hinan, durchwoben die Kronen der Ulmen und Erlen. An schwarzen Wäldern vorüber ging's, an schweigenden und verworrenen Auen mit rätselvoll schimmerndem und zum ernsten Wasser hinübernickendem Rankenwerk, durch das große weiße Blüten leuchtend hindurchdrangen. Der Morgen erglomm. Der Reiher erhob sich mit schwerem Flügelschlage und heiserem Gierschrei und stieg der aufflammenden Röte entgegen; im Blauen schwamm mit gelassener Schwinge der Seeaar und rief mit gellem Kreischen nach seinem Genossen. Der ahnungsvolle Frühschein wich der vollen Helle. Im Kiele lag die Frau und schlummerte, erschöpft von so vieler Aufregung, immer noch in ihrem Knabengewande, das der keimenden Hoffnung in ihrem Schoße so seltsam widersprach; der Severin schlug die Ruder mit starkem Schlage. Vorne aber, im Bug stand der Richter und starrte in das Gold des Morgens und in das Unbekannte, das ihm, wie uns allen, als das Glück erschien.

---

Druck von Mänicke & Jahn, Rudolstadt.

